XXX Anon

60 Spione Chinese

Trad. dal Chinese Sto-

Klaw 1769. 8. 1. v2.

Opera politica

Digitized by Google

9. 6. 306

9 I. 3

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Der
Chineſiſche
Kundſchafter,
oder
geheimer Abgeordneter
des Hofes zu Peking,
um den jetzigen Zuſtand von Europa zu unterſuchen.

Aus dem Chineſiſchen überſetzt.

Erſter Theil.

Stockholm, 1769.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorbericht.

Ich würde in einer Vorrede etwas zum Lobe dieser Briefe gesagt haben, aber es giebt heut zu Tage einen gewissern Handgrif, um ein Buch zu beurtheilen. Wenn ein neues Werk im Druck erscheint, so besiehet man den Titel, und sagt: **Es taugt nichts**; und damit legt man es beyseits; oder: **dieses ist gut**; und man lieset es.

Ich laße jedermann die Freyheit, dieses oder jenes zu thun. Man wird diese Blätter lesen, wenn sie gefallen, und finden sie keinen Beyfall, so mögen sie meinetwegen ungelesen bleiben.

Digitized by Google

Vorbericht.

Die Chineser, als die Verfasser dieser Briefe, trafen mich in dem Seehafen Orient an, wo ich mich eben bey ihrer Ankunft aus China befand; sie eröfneten mir, daß sie auf Befehl ihres Hofes den gegenwärtigen Zustand von Europa erforschen sollten, und baten mich, sie auf dieser Reise zu begleiten.

Unterweges geriethen viele von ihren Briefen in meine Hände, und solche theile ich allhier mit. Das ist die Geschichte dieses Buchs. Was meine Person betrift, so wird der Leser mir erlauben, selbige mit Stillschweigen zu übergehen. Es könnte dem Plane dieses Werks nachtheilig seyn, wenn man erführe, wer ich bin. Man würde sagen: Was! wie kommt dieser Mann dazu, daß er von Religion, Sitten und Gebräuchen reden will? hat er doch in seinen vorigen Werken kein Wort davon geäussert, und nichts als die Fehler der französischen Staatsverfassung aufgedeckt. Tadler unterlassen nie dergleichen Glossen zu machen, weil dazu nicht viel Verstand erfordert wird.

Ich

Digitized by Google

Vorbericht.

Ich gebe hier also blos einen Uebersetzer ab. Die Einrichtung des Buchs hat mir am meisten zu schaffen gemacht, denn ich mußte diesen Briefen eine unsern Sitten angemessenere Form geben. Noch mehr! um den Leser nicht kunstmäßig zu misfallen, ist das Chinesische Wortgepränge, und eine gewisse Gravität von mir hinweg gelassen worden.

Ein gelehrter Ausleger würde, um sich verdient zu machen, alle diese Briefe gegen einander gehalten, zusammen verbunden, die mittlern theils zuerst, theils zuletzt gesetzt, und auf solche Weise einen ganz artigen Chinesischen Roman herausgebracht haben. Dieser Methode aber bin ich nicht gefolget; denn ein so großer Freund ich von Briefen bin, eben so sehr hasse ich die Bücher. Ich habe an dem Entwurf, der Abtheilung, der Ordnung und an der ganzen Einrichtung dieses Werks, keinen Antheil.

Ich theile diese Briefe so mit, wie sie geschrieben worden sind. Das Gute, welches dieselben enthalten, wird man beym Durchlesen antreffen. Findet man sie nicht

Digitized by Google

lesenswürdig, so hätte eine von mir angebrachte Ordnung ihren Innhalt nicht verbessert, und wäre folglich eine vergebliche Mühe gewesen.

Reisende sehen und beschreiben die Sachen niemals in der Ordnung, worinn sie solten, sondern in der, worinn sie selbige sehen. Diese in der Natur gegründete Mannigfaltigkeit ist der Kunst, welche sich an Regeln und Lehrarten sklavisch bindet, weit vorzuziehen.

Es ist an diesen Briefen noch etwas auszusetzen; manche sind ausführlich gnug abgehandelt, hingegen manche nur obenhin entworfen. Ein geschickter Uebersetzer hätte diesem allen abgeholfen. Er würde sogleich seinen Entschluß gefaßt, jene abgekürzet und diese verlängert, das ist, einige zerstümmelt und einige auf Stelzen gesetzt haben; oder um noch genauer zu verfahren, hätte er vielleicht alle nach einem eigenen Muster verfertiget, und auf diese Art die geometrischen Regeln allenthalben angebracht. Da ich mir aber einbilde, man könne ohne Cirkel und Linial ein Buch machen

Digitized by Google

chen, so habe ich alles so gelassen, wie ichs gefunden habe.

Vielleicht scheinets auch unbegreiflich, woher diese Ausländer von unzähligen Dingen eine Kenntniß haben, die man bey der Nation selbst, deren Länder sie durchreisen, bisher vermißt; man muß aber erwegen, daß diesen asiatischen Völkern ein scharfsinniges Nachdenken besonders eigen ist.

In Absicht auf die Gesetze, Sitten und Policey sind die Chineser unsre Lehrer. Ihr Alterthum giebt ihnen dieses Recht über alle Völker des Erdkreises. Die Chinesische Staatsverfassung war schon vorhanden, ehe noch die Europäischen Regierungen eingerichtet waren. Diese Reihe von Begriffen, welche die Chineser von den Pflichten des bürgerlichen Lebens sich erworben haben, macht sie zu den vorzüglichsten Sittenlehrern in der Welt.

Unsere Reisende durften also gleichsam nur den Schleyer unserer Gebräuche ein wenig aufdecken, so konnten sie unsern ganzen Sittenplan übersehen.

Inzwi-

Inzwischen haben diese Chineser ihre Reise nur erst angetreten, ungeachtet sie Frankreich, Italien, Spanien und Portugal schon zurückgelegt haben.

Finden ihre Betrachtungen Beyfall so will ich meine Leser in die andern Europäischen Reiche, welche sie noch nicht betreten haben, mit ihnen führen. Denn ihre Absicht geht auf die Prüfung der Religion, Staatskunst, Sitten, Gewohnheiten und Gebräuche aller Regierungsarten in der ganzen Christenheit.

Der

Der chineſiſche Kundſchafter.

Erſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi an den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Orient.

Wir hielten uns nicht lange in dem Seehafen auf, welcher uns von China ſcheiden ſollte, denn der Mandarin Sin-lio-ei und der Mandarin Ni-ou-ſan, die unſer mächtiger Kaiſer zu Begleitern auf meiner Reiſe durch Europa ernennet hatte, brannten vor Begierde, dieſe neue Welt zu ſehen. Wir giengen zu Schiffe, und nach einer Reiſe von ſechs Monaten erreichten wir den Hafen Orient in dem Gebiete des franzöſiſchen Kaiſers.

Die bey dem Hafen befindliche Stadt ist neu angelegt, und ihr Name ist 20000 Jahr älter, als sie selbst.

Wir beobachteten mit Erstaunen, daß die Häuser reihenweise an einander stunden; wir glaubten anfangs, es geschähe uns zu Ehren: aber wir erfuhren von den Einwohnern, man suche durch diese Parade den Ausländern einen hohen Begriff von der Pracht europäischer Städte beyzubringen. Man sagte uns auch bey dieser Gelegenheit, es sey nicht erlaubt, Marktplätze, Pagoden oder Häuser vorwärts, oder in die Strassen hinein zu bauen

Wir schlossen hieraus, daß diese Völker alle einerley Gesichtspunkt haben, und die auf die Gegenstände zurückprallenden Lichtstralen aus einerley Mittelpunkte kommen müssen.

Unsre Ankunft mußte vermuthlich ein seltener Anblick für die Einwohner seyn; denn sie empfiengen uns haufenweise, als wir aus dem Schiffe ans Land traten, und begleiteten uns bis in ein öffentliches Haus, wo man gegen die Fremden vor Geld gastfrey ist.

Ich kann dir nicht beschreiben, was bey Erblickung dieser neuen Welt in uns vorgieng. Himmel, Erde, Elemente, Pflanzen, Thiere, Gebäude, Schiffe, kurz, alles kam uns neu und sonderbar vor.

Es befremdete uns insonderheit sehr, daß wir junge Weibspersonen ohne Schleyer auf der Straße

Straße gehen sahen, ohne daß sie Anfechtungen von Mannspersonen gehabt hätten.

Unser Verstand mußte sich neue Wege in unser Gehirn bahnen, und sich daselbst Abbildungen eindrücken, wovon wir uns vorhero keinen Begriff machen konnten.

Sin-ho-ei bildet sich ein, daß die europäische Sonne nicht dieselbe sey, welche in China scheinet, und Ni-ou-san behauptet, der hiesige Mond sey weit dunkler, als der zu Peking.

Ich, für meine Person, sehe alles nur im Kleinen, und habe noch nichts angetroffen, was mich im Großen gerührt hätte.

Seit meiner Ankunft in Europa scheint mir die Natur von weit geringerm Umfange. Das Weltgebäude kömmt mir nicht mehr so unermeßlich groß vor. Die hiesige Menschheit ist in meinen Augen so klein, daß sie fast keinen Raum einnimmt.

In China sind die Stufen der bürgerlichen Gesellschaft von einander unterschieden. Jeder Stand hat sein besondres Merkmaal. Einen Gelehrten erkennet man an der Art, sich zu verbeugen. Hier aber sind alle Stände vermischt. Man nähert, grüßet und unterredet sich ohne Unterschied. Diese Gleichförmigkeit verwirret die Ordnung meiner Begriffe.

Wir werden uns etliche Tage zu Orient verweilen, um uns von den, sowohl auf der Reise als auch insonderheit bey unsrer Ankunft allhier,

ausgestandenen Beschwerlichkeiten wieder zu erholen.

Die hiesige Nation ermüdet uns durch ihre steif auf uns gerichteten Blicke. Dieses fällt uns sehr zur Last, da wir einen so weiten Weg gethan haben, um über alles, was uns vorkömmt, ungestört nachzusinnen.

Wir können keinen Schritt thun, ohne uns von einer Menge Menschen umringt zu sehen. Man wird nicht müde, uns anzuschauen, und was noch verdrießlicher ist, uns überall nachzufolgen: wir haben nicht die Freyheit zu denken; aber man läßt uns thun, was wir wollen.

Zweyter Brief.

Das Oberhaupt der Religion des Confucius, an den Mandarin Cham-pi-pi zu Orient.

Aus Peking.

Meiner Rechnung nach wirst du diesen Brief bey deiner Ankunft zu Orient vorfinden. Ich lasse ihn durch einen reitenden Boten über Rußland abgehen, und er hat also 3000 Meilen weniger, als du, zurück zu legen.

Unser großmächtigster Kaiser, welcher die Sonne der Welt ist, und mit seinem Glanze den Erdkreis erleuchtet, hat mir aufgetragen, daß ich dir

dir seine Befehle, den itzigen Zustand von Europa zu untersuchen, aufs neue einschärfen solle.

Wir haben von der Christenheit bloß unzuverläßige Berichte. Sin-ho-ei, Ni-ou-san, und du, sind die ersten Chineser, welche, um sich von den Sitten dieser Völker zu unterrichten, aus ihrem Lande reisen.

Damit nun, erhabner Mandarin! die Absicht unsers Hofes mit deiner Reise nach Europa erreicht werden möge, so untersuche zuförderst den Gottesdienst der Christen, zerreiß den Vorhang der Tabernakel, dringe in das Innerste der Lehrsätze. Die Menschen sind in der ganzen Welt so, wie ihre Religionen beschaffen; sind diese voller Cerimonien, so sind ihre Anhänger abergläubisch; und du kannst sicher glauben, daß ein fanatisches Volk nie groß seyn kann, maaßen dieser erste Wahnwitz die übrigen Seelenkräfte gleichsam gefesselt hält.

Alle menschliche Wissenschaften stehen mit der Hauptlehre in einer genauen Verbindung. Wenn die Lehrsätze widersprechende oder ungereimte Dinge enthalten, so wird es mit der Erkenntniß gleiche Beschaffenheit haben. Der Verstand mag noch so viele Kräfte anwenden, er wird nie die Gränzen des Religiongeistes überschreiten können; und so werden Regierung, Politik, Staatsverwaltung, Künste und Wissenschaften mit Unwissenheit und Irrthümern angefüllet seyn, weil die erste Grundlage verdorben ist.

Wenn die allgemeinen Vorurtheile von der Erde verbannet wären, und die Menschen durch die Weisheit sich regieren ließen, so würde bey allen Völkern die Religion der gesunden Vernunft die erste Glaubenswahrheit seyn; denn was können die besten politischen Verfassungen ausrichten, wenn der Verstand einmal durch die Lehrsätze verrückt ist? Der Gesetzgeber muß alsdann entweder nach dem ersten Unsinn des Gottesdienstes sich richten, welches ein zweytes Uebel ist; oder aber, denselben bestreiten, welches eine abermalige Schwierigkeit abgiebt.

Ich glaube, werther Cham-pi-pi, um offenherzig mit dir zu reden, daß die Religionen weniger Gutes auf Erden gestiftet, als die Laster selbst Böses verursacht haben; denn die meisten Religionen haben die Einbildungskraft zu sehr angegriffen; und ist diese einmal in Unordnung gebracht, so höret sie weder die Stimme der Natur noch der Vernunft mehr.

Ich habe die Geschichte des Gottesdienstes, welcher heutiges Tages bey den meisten Völkern herrscht, gelesen, und ich finde, daß fast alle die, so Glaubenslehren geschmiedet haben, auf Abwege gerathen sind. Sie haben solche mit Fabeln und übernatürlichen Begriffen angefüllet; man sollte meynen, sie hätten dieselben nicht für Menschen, sondern für unkörperliche Wesen bestimmt.

Der Begriff von der Gottheit ist einfach. Es ist eine Art von Entheiligung, wenn man ihn durch unbestimmte und zweifelhafte Vorstellungen ver-

verwirret, die nicht allein dem höchſten Weſen unanſtändig ſind, ſondern es auch ſogar vor den Augen der Sterblichen nur deſto mehr verbergen.

Dritter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi an den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Orient.

Die geringſte Kleinigkeit kann Ausländer, welche die Nation, bey der ſie ſich aufhalten, nicht kennen, in große Verlegenheit ſetzen. Geſtern übergab uns der Wirth die Rechnung von dem, was wir ihm vor unſre Verdauung ſchuldig wären. Ich wollte ihm ſechs Unzen gediegenen Silbers zur Bezahlung geben; er ſagte mir aber, dieſe Münze wäre in dem Königreiche nicht gangbar, ſondern müßte zu dem Ende mit dem Bildniſſe des Königs von Frankreich geprägt ſeyn. Dieſe Antwort machte uns ſehr beſtürzt; denn Sin-ho-ei, Ni-ou-ſan und ich, verſtehen uns nicht auf die Verfertigung der Münzſtempel. Gleichwohl hoffte ich, weil ich ein wenig zeichnen kann, die Figur dieſes Prinzen zu treffen; aber ein Europäer, dem ich meine Zeichnung wies, warnte mich, maaßen der Galgen darauf ſtünde, und man mich für einen falſchen Münzer halten würde.

Es ist betrübt, daß man nicht in einem Lande leben kann, weil man nicht das Bildniß eines Menschen in der Tasche trägt. Mein Wirth führte mich zu einem vornehmen Bürger dieser Stadt, welcher die Erlaubniß hat, Geld zu münzen, ohne gehangen zu werden; dieser Mann gab mir für meine Silberbarren geringhaltige Geldstücken. Ich wog sie, und befand dieselben unter dem Werthe des Silbers, so ich ihm gegeben hatte; man berichtete mir aber, es sey in Europa ein eingeführter Gebrauch, daß man den Fremden jederzeit geringere Dienste leistet, als das Geld beträgt, welches sie dafür bezahlen müssen.

Vierter Brief.

Der oberste Mandarin über den Feldbau, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Peking.

Deine eilige Abreise von China hat mir nicht die Zeit gelassen, meine Gedanken, wie man die Macht eines Staats kennen lerne, dir mitzutheilen.

Wenn du dir eine Kenntniß von der Größe der Nation, bey welcher du dich aufhältst, erwerben willst, so mußt du vor allen Dingen dein Augenmerk auf den Ackerbau richten; bekümmere dich

oich eher nicht um ihre politische Verfassung bürgerlicher Gesetze und Regierungsform, bis du von den Producten der Provinz unterrichtet seyst: untersuche die Fruchtbarkeit der Ländereyen. Staaten, denen es an bestmöglichsten Gesetzen über diesen Zweig der Verwaltung mangelt, können zu keiner Größe gedeihen.

Alle weltliche Regierungsformen sind zu Grunde gegangen; die chinesische allein bestehet noch; Denn der Gesetzgeber hat dieses erste Stück der Macht nie aus den Augen gelassen; Bey uns ist es nicht eine Privatanordnung, sondern ein allgemeines Grundgesetz. Unsre Kaiser haben zu allen Zeiten ihre Sorgfalt darauf gerichtet; sie haben selbst das Feld angebauet, und sind selbst Ackerleute geworden; Zu noch mehrerer Aufmunterung machten sie diejenigen zu Mandarinen, welche sich darinn vor andern hervor thaten.

Untersuche die europäischen Aecker und Felder; gieb Achtung, ob die Einwohner ein gemächliches Leben führen? Sie dürfen eben keinen großen Ueberfluß besitzen, aber das nothdürftige reichliche Auskommen müssen sie haben. Von dem Wohlstande des Landmanns hängt der Ueberfluß aller übrigen Stände ab; so bald der Hausmann arm ist, leidet der Staat Noth.

Man muß denen, welche die Landgüter verbessern, alle kleine Bequemlichkeiten gönnen, die ihnen ihre Lebensart erträglicher machen. So bald sie in große Dürftigkeit gerathen, lassen sie den Muth sinken, und darauf erfolgt eine allge-

meine Unthätigkeit und unfehlbare Erstarrung des Staatskörpers. Ich kenne Europa nicht, bin aber versichert, daß, was ich dir sage, sich allda anwenden läßt. Diese Grundsätze finden in allen Ländern statt, denn die Verordnungen, so den Ackerbau betreffen, schicken sich auf alle Erdstriche.

Fünfter Brief.

Von Ebendemselben an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Orient.

Von Peking.

Von dem Ackerbau, dessen ich in meinem vorigen Briefe Erwähnung that, kannst du zur Bevölkerung schreiten, die nothwendig daraus folgt. Denn der allgemeine Unterhalt ist das richtige Maaß der Einwohner. Ohne Nahrung vermag die Natur nichts; ohne Feldbau stirbt sie, so zu sagen, in dem Schooße der Erde vor Hunger.

Ich bin über die Producten des Reichs gesetzt. Dabey habe ich oft angemerkt, daß die Fortpflanzung auf die Feldarbeit folgt, und das Kinderzeugen mit der Fruchtbarkeit der Aecker übereinstimmt. Nach einer reichlichen Erndte sind die Ehen fruchtbar; ist sie schlecht, so werden wenig Kinder geboren.

Es

Es giebt aber unzählige andre Mittel, welche in den Plan eines democratischen Regiments gehören, und angewandt werden können. Man lieset in der Geschichte von Europa, daß eine italiänische Republik durch alle Mittel, welche der menschlichen Eitelkeit schmeicheln konnten, ihre Bürger zum Heyrathen zu bewegen wußte.

Sie bewilligte denen, die viele Kinder hatten, außerordentliche Ehrenbezeugungen, denen aber, die keine hatten, wurde mit Verachtung begegnet. Dieses war ein vortrefflicher Fund, die Bevölkerung zu befördern. Denn von allen Triebfedern, die ein Staat in dieser Absicht anwenden kann, ist die Eigenliebe die allerstärkste.

Die Landesregierung muß nicht verstatten, daß die Religion die Menschen zum Ehestand untüchtig mache, und davon abhalte. Es ist ein schlechter Gottesdienst, der das Werk der Gottheit in dem Nichts zu bleiben zwinget. Man sagt, daß in Europa die, so durch ein besondres Gelübde sich Gott widmen, ihm bloß zum Nachtheil ihrer Nachkommenschaft dienen. Wie hat man sich einbilden können, daß das unendliche Wesen, so den Keim der Menschheit geschaffen hat, denen, die sich ihm widmen, solchen zu unterdrücken, und ersterben zu lassen, erlaube?

Sechſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi an den Mandarin Kié-tou-na zu Peking, auf ſeiner Reiſe von Orient nach Paris.

Vorgeſtern fuhren wir von Orient mit dem Poſtwagen ab, um uns nach der Hauptſtadt der europäiſchen Welt zu begeben. Je weiter wir ins Land kamen, ſuchten wir Frankreich überall, und fanden es nirgends. Wir hatten uns eine fruchtbare und mit allem Ueberfluß verſehene Landſchaft vorgeſtellt, und wir erblickten nichts als Heiden und Wüſteneyen.

An keinem Orte zeigten ſich Spuren des vortrefflichen chineſiſchen Feldbaues, welcher unſer Reich zu einem der fruchtbarſten auf dem Erdboden macht.

Frankreich iſt heutiges Tages noch ſo, wie es aus den Händen der Natur kam. Einige alte hinfällige Eichbäume, ſchlecht gepflügte Aecker, Wieſen, denen es an genugſamer Wäſſerung mangelt, Baumgärten mit unzeitigem Obſte, machen die ganze Landwirthſchaft der Nation aus.

Wir verlangten die Monarchie zu ſehen, hierauf ſagte man uns, daß das Königreich in Paris wäre.

Weil wir das Land nicht finden konnten, ſo ſuchten wir die Einwohner; aber wir entdeckten bloß einige hier und da zerſtreuete Wilde.

Man

Man siehet auf dem Lande in Frankreich Thiere, die auf zween Füssen gehen, welche man Menschen nennet. Sie haben aber fast keine menschliche Gestalt; ihr Körper ist so ausgezehret, daß man durch und durch sehen kann. Die Natur ist aus Mangel der Nahrung bey ihnen der Ohnmacht nahe.

Diese elenden Leute, denen es an Lebensmitteln und Kleidung mangelt, bewohnen eine Art von Höhlen, welche man in der Landessprache Häuser nennet.

Künste und Wissenschaften sind ihnen ganz unbekannt. Alle ihre Kenntniß schränket sich auf eine Art von Naturtriebe ein, welcher von dem thierischen fast gar nicht unterschieden ist. Diese französischen Wilden reden keine Sprache, sondern haben eine zischende Mundart, welche sonst niemand, als sie, verstehen kann.

Ihre Arbeit bestehet darinn, daß sie die Erde aufscharren, welche ihnen einen magern und schlechten Unterhalt verschaffet.

Die meisten leben von Wurzeln und Eicheln, und haben einerley Nahrung mit den Thieren. Das Brod, so sie essen, ist mit Thränen und Schweiß bedeckt. Da ihre Lebensart sie zu einer harten und beschwerlichen Arbeit verdammet, so haben sie nichts als ihre Noth vor Augen.

Diese Leute kennen die Gemächlichkeiten nicht, welche die Bitterkeit des Lebens versüssen. Sie wissen nichts davon, ob das Vaterland einen gemeinschaftlichen Vater hat, oder ob es von dem

bloßen Ungefähr regieret wird? und es würde ihnen ganz unbekannt seyn, daß sie einem Könige unterworfen sind, wenn er ihnen nicht von Zeit zu Zeit Befehle zufertigen ließe, kraft deren sie ihm ihr Geld hingeben sollen.

Stelle dir das Bild der Dürftigkeit, das Gemälde der Armuth, und den natürlichen Anblick des Elendes vor. Ein jedes französisches Dorf ist ein Lazareth, jeder kleine Flecken ein Spital. Seit unsrer Abreise haben wir stets große Gesellschaft unterwegens gehabt. Unsrer Kutsche sind auf dem ganzen Wege Bettler nachgelaufen. Als wir uns vorgestern in einem Marktflecken, dessen Name mir entfallen ist, aufhielten, um das Mittagsmahl einzunehmen, sah ich einen Auftritt, der mich rührte, und ich bin versichert, daß du die Beschreibung nicht ohne Wehmuth lesen wirst. Der Postillion, welcher vielleicht ein mitleidiges Herz an mir bemerket haben mochte, führte mich in eine Strohhütte, die eher das Ansehen einer Todtengruft, als einer menschlichen Wohnung hatte. Daselbst sah ich auf halb verfaultem Stroh eine Frau von ungefehr 30 Jahren ausgestreckt liegen, welche vier kleine Kinder um sich hatte. Eines davon war an ihrer Seite eben für Hunger gestorben, und die übrigen drey rungen nebst der Mutter mit dem Tode; weil die arme Frau es nicht länger aushalten konnte, vier Kreaturen mit ihrer Milch zu ernähren. Dieser rührende Anblick preßte mir Thränen aus den Augen; ich beweinte die Menschheit, da ich sie in

solche äußerste Noth versetzt sah. Ich reichte dieser unglücklichen Frau ein Allmosen, und eilte aus dieser Grabstätte, indem ich mich selbst glücklich pries, daß ich unter einer Regierung geboren wäre, welche ihre Unterthanen vor dergleichen Elend schützet. Beyspiele von solcher erschrecklichen Armuth sind nicht etwa nur hie und da, sondern überall häufig anzutreffen. Es sollen anitzo, wie man mich berichtet hat, zwo Millionen Einwohner in dieser Monarchie seyn, welche weder Feuer noch Heerd besitzen, und man rechnet deren drey Millionen, welche nicht ganz vor Hunger sterben, die aber, aus Mangel eines zureichenden Unterhalts, ihr Leben kümmerlich hinbringen.

Ich endige ein Gemälde, welches die Menschheit beschimpfet, und die Regierung verunehret. Du wirst aus diesem Abrisse ersehen, daß der mächtigste Monarch in Europa ein König der Bettler ist.

Siebender Brief.

Der Mandarin Kié-tou-na an den Mandarin Cham-pi-pi zu Orient.

Von Peking.

Man unterhält sich von dir anitzo in allen Gesellschaften zu Peking. Es wird von nichts, als von deiner Reise nach Europa gespro-

chen.

chen. Wie sehr sind doch Regenten zu beklagen! So sehr sich dieselben auch bemühen, auf alle Art und Weise ihre Unterthanen glücklich zu machen, so fehlt es dennoch nie an Leuten, die wider ihre Anordnungen etwas einzuwenden finden. Man tadelt unsern Kaiser, daß er sich eine Reise unternehmen läßt, welche, wie man behauptet, weder unsern Sitten, noch unsern Gewohnheiten, einigen Nutzen verschaffen könne. Denn, sagen diese Tadler, ist nicht unsre Regierung ein Ebenbild der himmlischen? Unsre Gesetze haben in dem chinesischen Kaiserthume eben die Ordnung eingeführt, welche Gott in das Firmament gelegt hat, wo die Bewegung aller von ihm erschaffenen Himmelskörper, vermöge der ihnen ursprünglich mitgetheilten Kraft geschiehet. Was brauchen wir also zu wissen, was bey fremden Völkern vorgehet, die nicht, wie wir, das höchste Wesen zum Stifter haben, und deren gesammte Einrichtungen Menschenwerk sind?

Einige gehen noch weiter, und geben vor, dein Aufenthalt bey verderbten Nationen könne unserm Staate nachtheilig seyn, und die europäischen Grundsätze wären ansteckend. Sie befürchten, wenn unser Kaiser solchen nur ein wenig Gehör gäbe, würde man davon bald traurige Folgen und Veränderungen im Reiche sehen. Gebe der Himmel, daß dieses Gerüchte, so, wie das dunkle Gewölke vor der aufgehenden Sonne verschwinden möge! Der Himmel gebe gleichfalls, daß du nicht das Werkzeug des Kaisers seyst, welches in

einem

einem Staate unvermuthete Abänderungen jederzeit verursachen, und daß wir von den Sitten und Gewohnheiten der Europäer nur zu dem Ende unterrichtet werden, damit wir uns vor den mit ihrer Regierung unzertrennlichen Lastern hüten können!

Achter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi an den Mandarin Kié-tou-na zu Peking.

Von Paris.

Am fünften Tage nach unsrer Abreise von Orient langten wir zu Paris an.

Ich kann dir nicht wohl beschreiben, was in mir vorgieng, als ich diese Hauptstadt des französischen Reichs betrat.

Man siehet daselbst eine unzählige Menge Menschen, die mit ungemeiner Geschwindigkeit hintereinander herlaufen, sich ausweichen und hindurchdrängen. Dieses Getümmel von Leuten theilt sich ohne Aufhören in unterschiedliche Haufen, die gegen einander rennen, anstoßen, und sich auf allen Seiten Platz machen.

Dieser Auftritt hat unendliche Abwechselungen; zur Rechten gehen Hochzeitleute, zur Linken ein Leichengefolge; hier trägt man ein neugebornes Kind, weiter unten wird ein Mensch zum

Richtplatz geführet; dort ist eine Procession mit dem, was man hier Sacrament nennet; eben daselbst stehet ein Marktschreyer, der Arzeneyen verkauft; und man höret zu gleicher Zeit rufen: Kniet nieder, meine Herren: Noch ein Paquet, meine Herren. Das beständige Geräusch von 20000 Quankiao, oder Kutschen, die alle auf einmal hin und her in Bewegung sind, betäubt die Einbildungskraft noch mehr.

Die einbrechende Nacht benimmt der Auszierung nichts; alsdann erleuchten 5000 große Laternen den Schauplatz, und erneuern den Aufzug.

Paris wäre nach dem eigentlichen Umfange die größte Stadt auf dem Erdboden, aber sie ist Pyramidenmäßig angelegt. Von der Straße bis zu dem Gipfel der Häuser ist ein Unterschied von vielen Nationen; es sind vier Städte übereinander gebauet, und die Sitten und Gewohnheiten ihrer Einwohner lassen sich nach den verschiedenen Gegenden deutlich von einander erkennen. Die erste Stadt, so mit der Straße in gleicher Höhe liegt, wird von Krämern und Handwerkern bewohnt, die ein öffentliches Gewerbe treiben, andre zu betrügen; in der zweyten Stadt befindet sich der Adel, und eine Sorte von Leuten, die man hier Finanziers nennet, welche noch schlimmer, als die Handwerker, sind: in der dritten findet man Bürger und Einwohner, welche nur geringe Tugenden besitzen, weil sie von ihren mittelmäßigen Glücksumständen verhindert werden,

große

große Laster zu haben. Angesehene und wohlhabende Leute von gutem Rufe halten sich gemeiniglich in der vierten auf.

Diese vier Städte haben unten ihren gemeinschaftlichen Schauplatz, zu dem diese verschiedenen Völker täglich hinabsteigen, um ihre Rollen darauf zu spielen. Der allgemeine Auftritt fängt des Morgens an, und währt bis in die späte Nacht, worauf sich jeder in sein Land verfügt, und nach seinem Vaterlande zurückkehrt.

Zu Paris ist die allgemeine Zusammenkunft aller Nationen, der Sammelplatz von Europa: man trifft alle Völker daselbst an, ausgenommen die Pariser. Ihr Stamm ist heutiges Tages ausgegangen, und ein fremder Zweig dafür an die Stelle gekommen.

Eine jede Republik, jede Monarchie, jedes Königreich, jede Stadt in der Welt, hat ihr einen Bürger zu danken.

In dem Buche des Confucius der Christen stehet, daß Gott aus Zorn gegen die Sterblichen die Erde überschwemmt, und in dieser allgemeinen Wasserflut nur zwo vernünftige Kreaturen, nebst einem Männlein und Weiblein von allen Thieren erhalten habe. Wenn heut zu Tage der übrige Welttheil ersäufet werden sollte, so würde Paris diese Arche seyn, worinn man an Männern und Weibern alle Gattungen Thiere finden könnte.

Neunter Brief.

Der Mandarin Cotao-yu-ſe, Cenſor des Reichs, an den Mandarin Cham pi-pi, zu Paris.

Von Peking.

Unſer Großmächtigſter Kaiſer hat mir den Endzweck deiner Reiſe eröffnet. Ich rühme ſein Vorhaben, und billige ſeine Wahl.

Ein Mandarin, wie du, wird die geheimen Triebfedern, welche aus ſo verſchiedenen Abſichten in Bewegung geſetzt werden, zu entdecken nicht viele Mühe haben.

Jeder Theil der Erdkugel hat ſeine Geſchichte. Gehe die europäiſche durch, ſo wirſt du die Einwohner kennen lernen; dieſes iſt aber kein hinlänglicher Unterricht von der Nation. Die Chroniken eines jeden Volks melden ungefehr nur die großen Veränderungen, und die Kenntniß der Menſchen läßt ſich anders nicht erwerben, als wenn man eine gewiſſe Reihe von den damit verknüpften Nebenurſachen ſich bekannt macht.

Suche die Tugenden und Laſter der Völker, zu denen du reiſeſt, kennen zu lernen: ſo bald man ihre Neigungen weis, kann man gleich auf ihre Sitten den Schluß machen. Ueberhaupt ſind ſie wie die Erdſtriche verſchieden, denn die Menſchen haben, gleich den Pflanzen, etwas von ihrem

Geburts-

Geburtsorte an sich; wenn du also die Veränderungen auf der Erde wissen willst, so mußt du die himmlischen studiren.

Gehe auf die ersten politischen Verordnungen zurück. Die Menschen sind stets das, wozu die Regierung sie macht.

Halte dich an die Form der Einrichtungen; sie haben gemeiniglich die Oberhand über das Gründliche. Eine Wendung mehr oder weniger kann die Denkungsart der Menschen ganz umkehren.

Richte dein Augenmerk auf den Einfluß, welchen das bürgerliche System über das Volk hat. Manche Regierung kann an sich vortrefflich seyn, und sich doch nicht auf die Gesellschaft, wofür sie seyn soll, passen.

Siehe, ob die Nation, wo du bist, ihre Sitten und Gewohnheiten liebt, wo nicht, so ist es ein Zeichen, daß sich solche für dieselbe nicht schicken, und ihr nicht angemessen sind.

Beobachte genau die Polizeyordnungen; sie sind die Seele der öffentlichen Gewalt. Durch sie bleiben alle Stufen der Gesellschaft in der Ordnung der nöthigen Abhängigkeit.

Prüfe die Gesetze; sie müssen überall dem Erdstriche gemäß seyn. Die, so nicht ihre Kraft aus der Physik erhalten, können bloß ein schwaches Volk bilden.

Erforsche die Sitten der Fürsten. Sie sind allenthalben das Ebenbild von den Sitten der

Nation. Wenn die Regenten laſterhaft ſind, ſo ſind die Unterthanen es gleichfalls.

Sey aufmerkſam auf die Pracht der Könige. In allen Ländern auf dem Erdboden entſtehet aus dem königlichen Aufwande eine öffentliche Dürftigkeit.

Erwirb dir Eigenſchaften in die politiſche Verwaltung. Es iſt mit großen Geſellſchaften wie mit den kleinen beſchaffen. Ein Vater, der ſeine Familie nicht wohl regieret, macht alle ſeine Kinder unglücklich.

Suche die Fähigkeit derer zu erfahren, denen die Könige die Reichsgeſchäffte anvertrauen. Unerfahrne Miniſters zerrütten das Land durch ihre Untüchtigkeit.

Erkundige dich, wie es mit der Staatswirthſchaft ſtehet. Wenn dieſe in Ordnung iſt, ſo iſt es die politiſche Regierung auch.

Die Künſte, die Handlung, und der Fleiß der Nation, können dir auch einige Betrachtungen an die Hand geben, weil dieſe Dinge einen Umlauf der Reichthümer verurſachen, welche hinwiderum der Urſprung großer Staatsveränderungen ſind.

Dringe in die Geheimniſſe der Höfe. Man kann ſolche in Europa leicht errathen; weil, wenn es wahr iſt, wie man ſagt, die Angelegenheiten daſelbſt gewiſſermaaßen landkundig gemacht werden.

Mache dir die geringſten Umſtände des bürgerlichen Lebens bekannt; Unterſuche die Erzie-

hung

hung der Völker. Ist diese nicht auf die väterliche Gewalt gegründet, so verdirbt sie überall die Unterthanen eines Staats.

Erkundige dich, wie hoch die Wissenschaften in einem Lande steigen? Sie geben dem Staate ein allgemeines Uebergewicht. Von je her herrschen erleuchtete Nationen über die, so es nicht sind.

Untersuche alle Sitten, Weisen und Gebräuche: man muß sie kennen, um ein Volk zu beurtheilen.

Erkundige dich nach den Gewohnheiten; sie sind die Stütze eines Staats. Manche Nation glaubt, daß sie durch Gesetze regieret wird, die doch bloß nach ihren eingeführten Gewohnheiten lebt.

Laß dich deine Ernsthaftigkeit als Mandarin nicht verleiten, daß du es vor eine zu geringe Sache hälteſt, die Frauenspersonen kennen zu lernen. Dieses Geschlecht, so in der ganzen Welt sich alles unterwirft, hat mehr oder minder Einfluß, nach Maaßgebung der Grade der Schwäche, welche man ihm erlaubt, sich zu Nutze zu machen.

Lerne den Geschmack, die Neigungen, die Grillen, den Putz, die Tracht, und das Ueberflüßige des Frauenzimmers kennen; denn alle diese Dinge tragen mehr oder weniger zu Verschlimmerung der männlichen Sitten bey.

Laß dich bis zu dem Zeitvertreibe, den Vergnügungen und Ergötzlichkeiten der Europäer herab. Jede Nation hat die ihrigen, welche das

Sinnbild sowohl von ihrer Thorheit als Weisheit abgeben. Es findet sich bey allen Völkern eine Ordnung geringfügiger Dinge, welche die größern in Bewegung setzen.

Europa ist heutiges Tages der einzige Welttheil, welcher einiges Aufsehen macht. Asien, Afrika und Amerika beobachten vor ihm ein tiefes Stillschweigen. An den europäischen Kriegen nimmt die ganze Welt Antheil. Alle die andern Nationen halten sich, aus Furcht, so zu reden, hinter der Erdkugel verborgen.

Pan-to-chi, Mandarin vom ersten Range, der die Weisheit selbst ist, behauptet, daß diese großen Bewegungen in Europa eine Folge der Nationallaster seyn, die in beständiger Gährung sich befinden. Denn, sagt er, die Tugend ist ruhiger, und ihr Hauptkennzeichen besteht in der Sittsamkeit und dem Stillschweigen. Auf die Art beklage ich dich, daß du, um nur Laster zu finden, die du nicht suchest, ohne die Tugenden, so du suchest, irgendswo anzutreffen, eine so lange Reise übernommen hast.

Zehnter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi an das Oberhaupt der Religion des Confucius, zu Peking.

Von Paris.

Man sollte fast die Christen beschuldigen, daß sie mit ihrer Lehre ein öffentliches Gespötte trieben, denn alle Saufhäuser und Hurenwinkel haben einen Namen von dem Geheimnisse der christlichen Religion zum Sinnbilde.

Ein Reisender, welcher in dieser Stadt ankömmt, kann in dem Gasthofe zum Ewigen Vater seine Stiefeln ablegen, des andern Tags in dem kleinen Wirthshause zum Paradies, außen vor der Stadt, eine Flasche Wein trinken, Nachmittags im Wirthshause zum Kreuz, sich ergötzen, und des Abends mit einer Buhlschwester zum Bildniß der heiligen Jungfrau Unzucht treiben.

Man sollte denken, daß die meisten Gottheiten dieser Religion zu trinken gäben, ehe sie nach dem Himmel führen, und daß sie keine andern Denkmäler auf Erden, als Wirthshausschilde, zurückgelassen hätten.

Die Budenkrämer, und die, so andre öffentlich betrügen, verbergen sich allezeit hinter dem Bildniß eines Heiligen.

Weil man wußte, daß wir viele Sachen einkaufen wollten, berichtete man uns, daß St. Peter nichts Gutes hätte, daß St. Pauls Maaß falsch wäre, daß St. Johannis Waare nichts taugte, und daß der heil. Geist in der Straße St. Honore wie ein Rabe stöhle.

Fast alle Auserwählten zu Paris haben ihre Gläubiger betrogen.

Vor gekrönten Häuptern hat man nicht größre Achtung. Es giebt in der Stadt keine Garküche, die nicht mit dem Namen eines großen europäischen Monarchens ausgezieret wäre. Als wir von Orient kamen, und aus der Kutsche stiegen, stund es bey uns, ob wir in dem Wirthshause des Kaisers, des Königs in Spanien, oder des Königs in Frankreich abtreten wollten. Weil aber die gekrönten Häupter zu Paris, welche Herbergen halten, ihre Gastfreyheit auf Vermiethung der mit Hausrath versehenen Zimmer einschränken, und Reisende, die daselbst ihr Quartier nehmen, jede Mahlzeit bey den Prinzen vom Geblüte mit 30 französis. Sous bezahlen müssen; so pries man uns den Prinzen von Conde als einen vollkommenen Koch an; man versicherte uns, daß bey dem Herzoge von Orleans guter Wein, und alle Tage um 2 Uhr eine sehr gute Kraftbrühe bey dem Prinzen von Conti zu haben wäre, und daß man vortrefflich gedämpftes Rindfleisch im Hotel Bourbon speisete.

Eilfter Brief.

Der Mandarin Kié-tou-na an den Mandarin Cham-pi-pi zu Paris.

Von Peking.

Bey einem großen Volke ists nicht möglich, die Tyranney in allen Theilen des Reichs zu verhüten. Je volkreicher ein Staat ist, desto mehr häufen sich die Privatabsichten, nämlich, die Leidenschaften. Es ist die Pflicht des Gesetzgebers, die Mißbräuche einer zu zahlreichen Gesellschaft abzustellen.

Ein Monarch kann unmöglich die ganze Justiz verwalten, sondern muß nothwendig einen Theil seiner Gewalt Unterthanen anvertrauen; und dieses ist eben der gefährliche Umstand. Wenn er aber gleich nicht alles thun kann, so muß er doch von allem Nachricht haben.

Hierauf gründet sich eben unser Regiment. Die Stimme der verfolgten Unschuld dringt stets bis zum Throne; ein widerrechtlich unterdrückter Unterthan darf nur zu der Gerechtigkeitsliebe des Kaisers seine Zuflucht nehmen. Ist er von einem Gericht ungerechter Weise verurtheilet worden, so wird er wieder in vorigen Stand gesetzt, und die Richter werden aufs strengste bestraft. Davon hat man itzo ein schreckliches Exempel.

Ein

Ein königl. Statthalter in einer von Peking entfernten Provinz, suchte sich durch Gelderpressungen und Auflagen zu bereichern. Der Mandarin, Schatzmeister der Staatswirthschaft, wollte solches nicht gestatten. Diese Kühnheit verdroß jenen, er verlor die Geduld, und beschloß, den Schatzmeister zu stürzen, der sich nicht allein seinem eigenmächtigen Gewerbe widersetzte, sondern auch durch einen Bericht an den Kaiser solches zu verhindern im Stande war.

Man zog den Mandarin gefänglich ein. Richter, die der königl. Statthalter bestochen hatte, entsetzten ihn seiner Aemter, und verurtheilten ihn zur Bastonade und zur Gefangenschaft auf Zeit Lebens. Das Urtheil wurde vollstreckt, der königliche Statthalter reisete nach Hofe, wo er alle Sorgfalt anwendete, daß diese Sache dem Kaiser nicht zu Ohren kommen möchte. Seiner Vorsicht ungeachtet bekam der Kaiser Nachricht davon, welcher ihn und die Richter in Verhaft nehmen ließ. Es wurden sogleich Mandarins zu Commissarien verordnet, um in seiner Gegenwart das Verfahren zu untersuchen. Man fand aus dem Verhör und den gerichtlichen Acten, daß dieselben sich einer Ungerechtigkeit schuldig gemacht hatten.

Dem königl. Statthalter selbst wurde die Bastonade zuerkannt, und den ungerechten Richtern die Todesstrafe. Alle, die um den Kaiser gewesen waren, und dieses ihnen bewußte Verbrechen vor ihm verborgen gehalten hatten, wurden verbannet;

bannet; einigen kostete es sogar das Leben; denn wer bey uns von einer strafbaren That, welche die Justiz und öffentliche Ruhe betrifft, Wissenschaft hat, und solches dem Kaiser nicht anzeiget, der macht sich eben dieses Verbrechens theilhaftig.

Der Gefangene wurde wieder in alle seine Rechte und vorigen Stand gesetzt, und erhielt eine noch höhere Bedienung, die nicht weniger einträglich war, als die, so er zuvor gehabt hatte.

Zwölfter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi an den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Wenn Reisende, die nach Paris kommen, sich mit den nöthigen Dingen versorgt haben, so ist ihre erste Sorge, daß sie den großen Hunger ihrer Neugierde zu stillen suchen.

Man läuft hie und da hin; man steigt in und aus der Kutsche; man geht früh aus, man kömmt spät zu Hause, und erst, nachdem man von seinen ersten Entzückungen wieder zu sich gekommen ist, fängt man an, sich gleichsam zu erholen.

Die ersten Tage sind höchst beschwerlich. Man ist in unaufhörlicher Bewegung, stets unterwegs.

Den

Den Zug eröffnet früh Morgens der Miethlakey, welcher den Weg zu den Seltenheiten bahnet. Er weis alles, was sehenswürdig ist, herzunennen. Dieser Mensch ist selbst eine lebendige Rarität. Ohne einen Fuß aus Paris zu setzen, thut man eine gewaltige Reise.

Die erstaunenswürdigen Sachen, die man zu sehen bekömmt, verdienen auch in der That, daß man sich Mühe darum giebt. Man ist einen Monat lang in steter Bewegung, um königliche Palläste ohne Könige, königl. Begräbnisse ohne Monarchen, Schätze ohne Reichthümer, Universitäten ohne Doctores, Akademien ohne Gelehrte, Büchersäle ohne Schriftsteller, Tempel ohne Anständigkeit, Sternwarten ohne Fernröhre, Zeughäuser ohne Waffen, botanische Gärten ohne einfache Pflanzen, Gallerien ohne Schildereyen, Cabinetter ohne Gemälde zu besehen.

Man fährt mit Beschauung der ungemeinen Dinge zu Paris fort, und siehet: lügenhafte Leichensteine, falsche Schriften, ausschweifende Epitaphien, lächerliche Denkmaale, arme Hospitäler, reiche Stiftungen für die Bonzen, unregelmäßige Marktplätze, und ungeziemende Bildsäulen von Königen ꝛc.

Hier sind wir noch weit mehr Chineser, als wir es zu Orient waren. Die Pariser bleiben, um uns anzusehen, auf der Straße stehen; und wenn sie uns gleich lange genug betrachtet haben,

so

so stehen sie doch immer still, um uns noch mehr zu beschauen. Wir haben sonderlich des Sonntags eine Menge Leute um uns, denn weil die Christen diesen Tag der Andacht widmen, so ist ihrer Neugierde nichts hinderlich.

Dreyzehnter Brief.

Ebenderselbe, an das Oberhaupt der Religion des Confucius, zu Peking.

Von Orient.

Als ich mich gestern in dieser Stadt umsah, gieng ich in eine Pagode oder Christenkirche. Es fiel mir sogleich ein großes Becken neben der Thüre in die Augen, welches fast wie ein Springbrunnen gestaltet war.

Mein Herr, redete ich einen schwarz gekleideten Mann an, der mir zur Seiten stund, und den ich vor einen Mandarin hielt, sagen Sie mir doch, wozu wird dieses Becken gebraucht? Dieses ist, antwortete er mir ernsthaft und mit einem nachdrücklichen Tone, der Grund der christlichen Religion; Es ist der Brunnen, welcher die Seelen reiniget, und sie von dem Aussatze der Erbsünde, die alle Menschen mit auf die Welt bringen, säubert. Solches heißt in der Glaubenssprache unsers Erlösers Jesu Christi, das Sacrament der Taufe. Und wie geschieht denn diese Reini-

Reinigung? Ich will es Ihnen gleich sagen, antwortete er; man gießt etliche Tropfen Wasser auf das Haupt eines neugebornen Kindes, wodurch es zu einem Christen wird, nämlich, in der einzigen wahren Religion, denn ich muß Ihnen beyläufig sagen, daß alle die andern nichts als Betrügereyen sind, welche man, um die menschliche Leichtgläubigkeit zu verführen, ersonnen hat.

Von diesem Augenblick an wird das Kind in das Buch der Ewigkeit eingeschrieben, und hat ein Recht zu der himmlischen Freude, woran alle die andern Völker auf Erden keinen Theil haben werden.

Das ist etwas Besondres, sagte ich zu ihm, ich glaubte, es wäre in allen Religionen auf der Welt schwer, ein Auserwählter zu werden; es scheinet mir aber in der Ihrigen ganz leicht zu seyn, und daß ein Christ, ohne dazu viel beyzutragen, es werden könne. Dieses ist ein vortreffliches Wasser; Sie haben es vermuthlich vom Himmel bekommen, und Gott schüttet es nur über die Christenländer aus? Das Geheimniß, erwiederte er, stecket nicht in dem Wasser, sondern in den Worten, die bey der Taufe ausgesprochen werden. Ach! nun verstehe ich Sie, rief ich aus; die Christenmandarinen haben die Gabe, mit neuen Zungen zu reden; sie können göttliche Wörter aussprechen, welches die Priester der übrigen Völker nicht zu thun vermögen. Nein, war seine Gegenrede, diese Worte sind wie die Cerimonie, nur ganz gemein. Dieser Mandarin, der mein Er-

staunen

staunen bemerkte, und sich solches zu Nutze machen wollte, fuhr fort: mein Herr Ungläubiger, (denn dafür sehe ich Sie an,) Sie haben hier eine schöne Gelegenheit, sich von Ihrer Abgötterey zu reinigen; das Becken steht offen, Sie dürfen sich nur eintauchen. Ich dankte ihm aber für die Mühe, so er sich geben wollte, mich zu einem Christen zu machen.

Du siehest, es ist nicht schwer, allhier einen Paß zum Himmel zu erhalten, denn man darf nur zulangen. Ich bat den guten Mann, er möchte mich in der Kirche herumführen; meine Absicht war, ihn über dasjenige zu befragen, was sich meinen Augen zeigen würde, und er war sogleich willig dazu.

In dem innersten Vorhofe erblickte ich auf beyden Seiten kleine Pagoden, welche alle eine menschliche Gestalt hatten. Mein Herr, sagte ich zu dem Mandarin, ich bitte Sie, sagen Sie mir doch, wie diese Götzenbilder heißen?

Es sind keine Götzenbilder, versetzte er, sondern Heilige; Was sind denn Heilige? Ich will es Ihnen erklären. Es sind Menschen, welche die göttlichen und menschlichen Gesetze genau beobachtet, und die Pflichten der Christen erfüllet haben. Ey was, erwiederte ich, diese Menschen haben nichts, als ihre Schuldigkeit gethan, warum richtet man ihnen denn Altäre auf?

Wir rufen sie an, um vor uns bey Gott Vorbitte einzulegen. Sie glauben also, daß die Gottheit einer Erinnerung bedarf? Meines Erachtens

setzt man die Allwissenheit aus den Augen, wenn man das göttliche Wesen, gut und wohlthuend zu seyn, erinnern will.

Bey dieser Unterredung näherten wir uns der größten Pagode, die mein Führer den Hauptaltar nennte, und vor dem er niederkniete. Wer ist der Heilige, fragte ich ihn, der in dieser Blinde ist? Das ist Gott selbst, der in dem Tabernakul, so Sie hier sehen, persönlich wohnet, war seine Antwort, indem er mit dem Finger auf eine kleine Thüre zeigte, welche wie die an unsern Oefen aussah, worinn wir unser Porcellain brennen. Nehmen Sie sich in Acht, mein Herr, sagte ich zu ihm, Sie verwechseln die Worte: Sie wollen ohne Zweifel damit sagen, dieses Tabernakul stelle das wichtigste Geheimniß Ihrer Religion vor? Nein, versetzte er, es ist Gott selbst, der Urheber der Natur, der Schöpfer der Welt, welcher leibhaftig in einer Hostie ist, die etliche Zolle im Umfange hat.

Ich wünschte, wie du, daß die Erfinder der Religionen nicht alle Begriffe verwirrt hätten, und daß man, ohne ganz der Vernunft zu entsagen, ein Christ seyn könnte.

Ich kann dir von der Nation, unter der ich mich aufhalte, nichts sagen. Europa ist mir noch so unbekannt, als wenn ich mich mitten in Asien befände.

Ich habe unserm Hofe unsre Ankunft, wobey uns alles fremde vorgekommen ist, gemeldet. Die Meere, welche uns von diesen Völkern tren-

nen,

nen, sind nicht das richtige Maaß des Unterschieds zwischen unsern Sitten. Man muß über 6000 Meilen von unsern zu den europäischen Sitten rechnen.

Es ist sogar in den geringsten Sachen etwas besondres, das ich dir nicht beschreiben kann.

Allem Ansehen nach werden noch in einigen meiner künftigen Briefe befremdende Dinge vorkommen. Unser Briefwechsel wird anfangs bloß den Augen, und nichts der Einbildung zu thun geben.

Mit allem unserm Sehen und Fragen haben wir noch von nichts Unterricht erlangen können.

Europa ist in den Hauptstädten enthalten; die Menschen befinden sich in den Städten, und die Völker in den Provinzen. Diese letztern sind Arten von lebendigen Maschinen, die um nichts wissen. In der Geburt und dem Tode bestehet die ganze Geschichte ihres Daseyns. Sie pflanzen sich maschinenmäßig fort, und durch die bloße Zeugung folgt ein Geschlecht aufs andre. Ohne den Trieb der Natur würden die Provinzen aussterben.

Ich kann noch nicht begreifen, warum bey andern Nationen so viel Geschrey von Europa gemacht wird. Die Gattung Menschen, so man hier entdeckt, ist so geringfügig, daß sie für das Stillschweigen und für die Nacht ausdrücklich gemacht zu seyn scheinet.

Vermuthlich kömmt dieser große Lärmen von den europäischen Höfen; welche, wie man sagt,

ein ſtürmiſches Land ſind, wo die Wolken der Ehrſucht der Könige dieſen brauſenden Donner erregen.

In wenig Tagen werden wir nach der großen Stadt abreiſen.

Vierzehnter Brief.

Der Mandarin Kié-tou-na an den Mandarin Cham-pi-pi zu Paris.

Von Peking.

Die chriſtlichen Meßkünſtler, welche unſer große Kaiſer an ſeinem Hofe hat, behaupteten, die Franzoſen überträfen die andern europäiſchen Völker an Witz und Verſtande. Vermuthlich haben ſie ſolches natürlichen Urſachen zu danken, denn die Menſchen ſind den Pflanzen gleich, welche ihre Kräfte aus dem Erdreich, worauf ſie wachſen, ziehen. Indeſſen giebt es bey gewiſſen Nationen oft Nebenurſachen, welche weiter, als der Himmelsſtrich, gehen.

Wenn ich die Geſchichte von Aſien leſe, ſo finde ich Völker, die Verſtand beſitzen, welche nur bloß geſunde Vernunft haben ſollten; und wiederum andre, die ſehr feine, und große Geiſter zu bilden, geſchickte Fibern haben, bey denen gleichwohl nur eine gemeine Erkenntniß anzutreffen iſt. Bemühe dich, die Urſache zu entdecken,

woher

woher es komme, daß die Natur in Frankreich mehr Verstand, als in allen andern europäischen Ländern zeigt.

Funfzehnter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi an das Oberhaupt der Religion zu Peking.

Von Paris.

Die Glaubenslehren der Europäer sind schriftlich verfasset, aber nicht einerley, denn es giebt drey verschiedene gedruckte Bücher von der Religion, zu der sie sich bekennen. Die Juden behaupten, daß die ihrige die wahre sey; die Christen halten die römische für gut; und die Protestanten versichern, die ihrige sey die beste. Man sagt, die erste wäre so, wie sie Gott gegeben, die zweyte, wie der Meßias sie verbessert habe; und die dritte, wie sie von Menschen in Ordnung gebracht worden. Die Verschiedenheit, welche zwischen diesen Secten ist, findet sich in drey besondern Theilen.

Erster Theil.

„Gott schaffet den Himmel und die Erde.
„Er macht ein Wesen, das zugleich im Wasser
„und außer demselben leben kann, und auf einer
„Seite männlich, auf der andern weiblich ist.

„Er theilt sein Geschöpfe, und daraus entstehen „Adam und Eva. Sie heyrathen einander und „bevölkern die Welt.

„Ein böser Geist, den Gott zu gleicher Zeit, „als die Frau, erschaffen hatte, verführt die Eva. „Ihr Fall geht das ganze menschliche Geschlecht „an; die Menschen sündigen 6000 Jahr vor ih„rer Geburt.

„Der erste Auftritt öffnet sich durch ein Trau„erspiel. Cain befleckt die Erde mit Blut.

„Das Laster herrscht über die Tugend, welche „gleichwohl nicht ganz von der Erde verbannt ist; „sie flüchtet zu Abel, Cains Bruder.

„Der Mörder bauet die erste Stadt in der „Welt; die Künste werden von der menschlichen „Bosheit erfunden; die Erde wird von verkehr„ten Menschen bevölkert. Gute und Böse sind „unter einander vermischt. Gott ist übel zufrie„den, daß ihm sein Werk nicht gelungen, und „schicket eine Wasserflut über den Erdboden. Das „ganze menschliche Geschlecht kömmt im Wasser „um; von dieser allgemeinen Ueberschwemmung „rettet sich bloß ein Mensch, mit Namen Noah, „nebst seiner ganzen Familie. Eine zweyte Schö„pfung fängt an; aber sie dauert nicht so lange, „als die erste. Das Leben der Menschen wird „verkürzt: kaum sind sie geboren, so sterben sie.

„Sie wollen anfangen zu reden, und verste„hen einander nicht. Die Verwirrung der Spra„chen herrscht über den ganzen Erdboden.

„Gleich-

„Gleichwohl hat die Welt noch keinen Herrn;
„sie gehört niemanden zu.

„Ein Nimrod bricht zuerst dieses Gastrecht;
„er macht Eroberungen, nämlich, er bemächtiget
„sich dessen, was ihm nicht zugehört, und durch
„die erste Ungerechtigkeit führt er das Völker-
„recht der Monarchen ein.

„Der Erdboden wird aufs neue bevölkert, und
„die Verwirrung dauert fort. So wie man sich
„von der Schöpfung immer weiter entfernt, ver-
„gißt man des Schöpfers. Man verfertigt Göt-
„ter von Holz und Erz, die man anbetet. Die
„Gottheit kömmt von Menschenhänden. Gott
„ist abermals zornig, und scheidet wiederum das
„menschliche Geschlecht. Die Guten werden von
„den Bösen abgesondert. Abraham wird der
„Stammvater der Gläubigen; er erhält einen
„Beruf, in einem verheissenen Lande, so ihm und
„seinen Kindern heimgefallen ist, sich nieder zu
„lassen.

„Es entstehen die Königreiche Israel und
„Juda. Ein großer Gesetzgeber, mit Namen
„Moses, wird geboren. Er bringt 40 Jahr
„in der Wüsten zu.

„Ein Busch brennet; daraus vernimmt Mo-
„ses, es sey nunmehro Zeit, nach Aegypten zu ge-
„hen, um seine Brüder aus der Gefangenschaft
„zu erlösen; und befreyet sie, weil man findet, daß
„er auf einmal ein großer Staatsmann, ein großer
„Held, und ein großer Gesetzgeber ist, ohne je-
„mals etwas gelernt zu haben; Moses schreibt,

„und diese Zeit nennt man die Zeit der Schrift, „um sie von der, wo man noch nicht schrieb, zu „unterscheiden.

„Gott vergleicht sich mit seinem Volke, das „ihn so oft hintergangen hatte; er schreibt ihm „Gesetze vor, nach denen es leben soll; und damit „man solche nicht vergessen möge, schreibt er sie „eigenhändig auf: dieses heißen die zehen Gebo„te, und der Auszug dessen, was man glauben „muß, um ein guter Jude zu seyn.

„Moses stirbt, und die Israeliten gerathen „wieder in Dienstbarkeit.

„Unterdessen hat der Hr. der Welt keine Woh„nung. Die Bundeslade des Ewigen wird um„her getragen. Ein König, Namens David, giebt „Gott ein Haus; aber er bauet es nur halb aus. „Ein Salomon vollendet das Gebäude, so her„nach zerstöret wird. Ein andrer König, mit „Namen Cyrus, legt zum zweytenmal den Grund „zum Tabernakul.

„Was man das Volk Gottes nennet, ist stets „in der Irre; nach 4000 Jahren ist das Werk „Israels noch nicht zu Stande.

Zweyter Theil.

„Gott ändert seinen ersten Plan; er will kei„ne Juden mehr nach dem alten Gesetz; dieses „ehedem von ihm geliebte Volk wird nun von ihm „verflucht. Das menschliche Geschlecht ist mit „Sünden überhäuft, und hat einen Erlöser nöthig;

„der

„der Geist nimmt Fleisch an, der Schöpfer wird „ein Geschöpfe; eine Frau kömmt mit dem Ewi„gen nieder, und gebieret den Christ zur Welt. „Gott macht sich zum Menschen, um sein Eben„bild zu erkaufen. Weise aus dem Morgen„lande kommen, ihn anzubeten. Ein Stern ist „ihr Wegweiser; er gehet vor ihnen her, und „bleibt über dem Orte seiner Geburt stehen.

„Indessen taucht ein Mensch, mit Haaren „bekleidet, Namens Johannes, den Christ ins „Wasser. Er reiniget den, welcher die Reinigkeit „selbst ist. Der Christ wird von einem bösen „Geiste in die Wüste geführet, wo er ihm große „Herrschaften anbietet; aber die Versuchung ge„lingt ihm nicht; hätte er ihn verführt, so war „alles vorbey; es wäre kein Himmel, keine Erde, „sondern alles Hölle gewesen.

„Die göttliche Weisheit unterrichtet selbst die „Menschen: der Heiland der Welt hält eine Sit„tenschule. Gott öffnet den Mund, und lehrt „seine Jünger; die Weisheit selbst spricht:

„Selig sind, die arm am Verstande sind, „selig sind die Weinenden, selig sind die „Hungrigen. Wenn euer rechtes Auge „euch verleitet, so reisset es aus; wenn eure „rechte Hand euch verführt, so schneidet „sie ab. Scheidet euch nicht von euren „Weibern, es sey denn um Hurerey. Eure „Rede sey: Ja, ja, nein, nein. Führet kei„ne Processe, denn sonst werden euch die „Häscher ins Gefängniß führen ꝛc.

„Der Urheber der Natur wird gekreuziget. „Er giebt an einem Pfale zwischen zweyen Räu„bern seinen Geist auf. Das Leben selbst stirbt. „Die Ewigkeit bleibt drey Tage todt im Grabe, „am dritten steht sie wieder auf, und fährt gen „Himmel.

„Die Religion des Christs macht ein Dreyeck „aus. Es sind drey Götter. Weil dieses alles „nicht sonderlich deutlich ist, so hat man einen „blinden Beyfall, welchen man den Glauben „nennt, eingeführet; kraft dessen glaubt man, „was man nicht fasset, und beredet sich, was man „nicht begreift.

„Obgleich die Gottheit durch ihre Auferste„hung das menschliche Joch abgeschüttelt hatte, „so wurde sie solches dadurch noch nicht los. Die „Christen communicirten seitdem immer fort mit „dem Leibe und Blute des Christs. Um sich zu „reinigen, aßen sie ihren Gott.

„Die Religion welche seit der Schöpfung der „Welt nur einen Vater gehabt hatte, bekam eine „größere Familie, sie erhielt eine Mutter, welche „man die Kirche nennet. Diese Kirche verfaßt „ihre Gesetze in ein Buch, welches alle Gläubige „annahmen; ihre Verordnungen aber waren dem „Willen des Statthalters unterworfen, der sie „bisweilen ganz abschaffte, und andre dafür ein„setzte.„

Dritter Theil.

„Das Evangelium ist allen Christen gegeben „worden; es ist das Buch der göttlichen Gesetze,

„und

„und der Weg, den man wandeln muß, um nach „dem Himmel zu kommen. Man war seit 1500 „Jahren über dessen Innhalt so ziemlich einig; „aber nach der Zeit traten zween Menschen auf, „welche behaupteten, daß die Christen mehr glaub„ten, als in dem Evangelienbuche wirklich stün„de, die Transsubstantiation sey ein leeres Wort, „es geschehe alles zum Gedächtniß. Sie gaben „vor, in dem Abendmahl wäre nur eine Hostie; „der Pabst ein bloßer Mensch, und die Bilder „wären Papier; sie sagten es, und zwanzig „Millionen Europäer glaubten es ihnen auf ihr „Wort.„

So leicht können in Europa große Veränderungen entstehen. Wenn einer, Namens Calvin, und ein gewisser Luther nicht wären geboren worden, so würde man heut zu Tage nur zwo Religionen zählen; weil diese beyden Männer gelebt haben, so giebt es ihrer drey.

Sechzehnter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Cotao-yu-se, Censor des Reichs, zu Peking.

Von Paris.

Das Frauenzimmer zu Paris gleicht den Furien. Als ich mich das erstemal auf einem öffentlichen Spaziergange in ihrer Gesellschaft

ſchaft befand, glaubte ich mitten unter einem Haufen böſer Geiſter zu ſeyn. Man ſollte denken, ſie würden von einer heftigen Leidenſchaft unaufhörlich gemartert. Die Raſerey und die Verzweiflung ſind auf ihren Geſichtern gemalt; ſie haben eine glüende Geſichtsfarbe und eine rothe Haut, wie Scharlach.

Du kannſt nicht glauben, was dieſes bey einem Chineſer für eine Wirkung thut, der mit Frauensperſonen ſo, wie ſie von Natur ſind, in ſeinem Lande umzugehen, gewohnt iſt, wenn er zum erſtenmal die durch Kunſt gemachten erblickt.

Ich glaube für meine Perſon, daß eine Vorſehung dabey im Spiel iſt; denn da die Freyheit des Umgangs mit Frauenzimmern hier ſo groß iſt, und ſie ſo leicht zu verführen ſind, ſo würde der Hang zur Verführung hier gar zu groß ſeyn, wenn ſie ſich den Mannsperſonen ſo ſchön zeigten, als die Natur ſie gemacht hat.

Bald wird die Moral nicht mehr die Wolluſt verbieten dürfen. Das ſchöne Geſchlecht, welches ſich alle Tage häßlicher macht, wird endlich ſo abſcheulich werden, daß es die Mannsperſonen meiden, und bloß die Begierde, ihres Gleichen fortzupflanzen, annoch bey ſich empfinden werden.

Ich will dir in einem andern Briefe dieſe Maskerade und die Beſchäfftigung des hieſigen Frauenzimmers, um ſich häßlich zu machen, erzählen; denn ſie müſſen viele Kunſt verſchwenden, und ſich große Mühe geben, ehe ſie die natürli-

türliche Schönheit so sehr schänden können, daß sie unkenntlich wird.

Siebzehnter Brief.

Der Mandarin Cotao-yu-se, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Peking.

Ich gebe dir jetzt Nachricht von einer Begebenheit, die unser Reich in Betrübniß setzet. Die ganze Nation trauret darüber. Jüngsthin erschlug ein Chineser aus der Stadt Canton seinen Vater. Kaum war solches in Peking ruchbar geworden, als der Kaiser die Pagoden zu öffnen befahl, um Versöhnungsopfer zu bringen, indem eine dergleichen That unmöglich hätte begangen werden können, wenn nicht die Gottheit wider die Nation zum Zorn gereizet wäre. Der Zulauf vom Volke war unbeschreiblich groß; die öffentlichen Gebete dauerten 40 Tage, an welchen jedermann ein freywilliges Fasten sich auferlegt hatte.

Der Statthalter dieser Provinz verlor seine Bedienung; die zween Mandarins, deren Amt es war, auf die dasigen Sitten ein wachsames Auge zu halten, wurden zum Tode verdammt; denn man setzt hier zum voraus, die Laster müßten überhand genommen haben, wenn ein großes

Ver-

Verbrechen begangen wird; welches nicht ohne strafbare Nachsicht abseiten der Obrigkeit geschehen kann. Der Kaiser setzte ohne Verzug außerordentliche Commissarien zur Untersuchung in diese Provinz.

Ich übersende dir anbey das darüber gehaltene Protocoll, wovon der Präsident dieser Commißion dem Kaiser eine Abschrift hat zufertigen lassen.

Gleich nach unsrer Ankunft in Canton verfügten wir uns in das Stadtviertel, wo das Verbrechen begangen worden war. Wir ließen allda die Nachbarn vor uns fordern, um sie wegen der Sitten und Gemüthsart des Vatermörders zu befragen. Wir erfuhren, er habe sich bey dem Gebet in der Pagode jederzeit ordentlich eingestellt, und seine Pflichten als Bürger eben nicht verabsäumet. Sie sagten aus, man habe keinen wesentlichen Fehler an ihm bemerkt, nur sey er etwas hitzig und auffahrend.

Bey Fortsetzung unsrer Fragen schien es uns, er sähe seinen Vater als einen Fremden an, und begegne ihm nicht mit der Hochachtung und Ehrfurcht, welche die Kinder in China für ihre Aeltern natürlicher Weise haben.

Wir erkundigten uns bey diesen Nachbarn nach der Auferziehung, die der Vater seinem Sohne gegeben hätte. Sie antworteten: Dieser Mann trieb die Handlung, und weil er seines Gewerbes halber fast das ganze Jahr hindurch Reisen thun müssen, habe er die Erziehung seines

Sohns

Sohns einem Nachbar, der ohne Kinder sey, und diese Sorge über sich genommen, anvertrauet. Der junge Mensch, sagten sie, gewöhnte sich dermaaßen an die Sitten und Manieren dieses Fremden, daß sein Vater, wie er drey Jahr nachher zurück kam, ihn kaum mehr kannte. Anstatt, ihn Vater zu nennen, hieß er ihn: Mein Herr. Anfangs befremdete den Vater dieser Unterschied nicht, in der Meynung, das Alter würde ihm seine Pflicht lernen, und die Natur ihre Rechte behaupten. Die Zeit aber brachte diese Wirkung nicht, sondern vielmehr eine ganz widrige hervor. Wie der Vater die Handlung niederlegte, und seine Reisen ihre Endschaft erreicht hatten, lebte der Sohn mit ihm, wie mit einem Fremden, an den er mehr durch den gesellschaftlichen Vortheil, als durch die Bande des Bluts verknüpft wäre. Um sich in den Besitz seines Vermögens zu setzen, tödete er ihn zuletzt.

Hieraus vernahmen wir, der Vater habe, indem er einem andern die Erziehung seines Sohns übergeben, die Empfindungen der Natur in ihm erstickt, und sey selbst das vornehmste Werkzeug seiner Ermordung gewesen. Wir hielten auch dafür, der Sohn habe herrliche Eigenschaften, die durch die väterliche Erziehung einen vortrefflichen Bürger aus ihm gemacht haben würden.

Nach geendigter Untersuchung begaben wir uns nach dem Hause des Missethäters, um uns seiner Person zu versichern. Wir fanden die Thüren verschlossen, klopften an, und weil niemand

antwor-

antwortete, ließen wir solche einsprengen. In dem zweyten Zimmer, welches wir betraten, trafen wir diesen Unglücklichen an, der sich selbst an der Decke aufgehangen hatte, mit dieser eigenhändigen Schrift: „Mein Vater ist an seinem „und meinem Tode schuld. Ich würde „ihm nie nach dem Leben getrachtet haben, „wenn er nicht meine Kindheit andern anvertrauet, und mich von meiner zarten „Jugend auf, ihn als einen Fremden zu betrachten, angewöhnet hätte. O ihr Mandarins, ihr Zeugen dieses traurigen Auftritts! empfehlet ja dem Kaiser den Punct „der Kinderzucht.„

Der königliche Statthalter verlor seinen Posten, weil er sich um die Auferziehung dieses Bürgers nicht genau erkundigt hatte; und die Mandarins wurden zum Tode verurtheilt, weil sie dem Kaiser nicht berichtet hatten, daß in dem Bezirk ihrer Gerichtsbarkeit ein Chineser wäre, der die Erziehung seines Sohnes einem Fremden anvertrauete.

Es war aber nicht genug, daß man die Quelle dieses Vatermords entdeckt, und diejenigen bestraft hatte, die ihm durch Beobachtung ihrer Amtspflicht hätten zuvorkommen können, man mußte auch auf Mittel denken, die fernere Begehung solcher Verbrechen in Zukunft zu hemmen, und unmöglich zu machen. Daran arbeiten gegenwärtig der Kaiser nebst dem Staatsrathe.

Acht-

Achtzehnter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Kiétou-na zu Pecking.

Von Paris.

Ni-ou-ſan und Sin-ho-ei wird zu Paris die Zeit ſehr lang. Sie beſchäftigen ſich mit nichts, als mit Sehen und ihre Verwunderung darüber zu bezeigen.

Sin-ho-ei reiſet morgen nach Italien ab, und wird mir von dannen alles melden, was unſer großmächtigſter Kaiſer zu wiſſen verlangt.

Er wird von da an mich ſchreiben, und du wirſt ſeine Briefe, nebſt meinen beygefügten Anmerkungen durch mich erhalten. Während meines Aufenthalts in Frankreich ſoll Paris der Hauptort unſers Briefwechſels ſeyn. Alle Berichte ſollen von hier nach Pecking abgehen.

Ni-ou-ſan würde ſeine Reiſe nach Spanien und Portugal ſchon angetreten haben, wenn ich mich von allem, was mir von China übrig iſt, zu trennen entſchließen könnte.

Ich ſtelle mir bereits vor, wie ſchwer es mir fallen wird, mir ſelbſt überlaſſen zu ſeyn, und keiner Seele meine Gedanken mittheilen zu können. Sobald Ni-ou-ſan von mir ſcheidet, befinde ich mich mitten in Paris ganz allein, und kann meine Mutterſprache mit niemand mehr reden. Gleichwohl muß ich meinem Vaterlande dieſes Opfer thun. Unſer Briefwechſel wird vielleicht

dabey ein wenig leiden, denn er hilft mir denken; ich laße ihm meine Briefe an dich leſen; er komme meinem Gedächtniß zu Hülfe, und ergänzet, ſo zu ſagen, meine Begriffe.

Inzwiſchen erweitere ich meine Bekanntſchaft unter den Europäern, vor ſeiner Abreiſe, und gewöhne mich zum Voraus allein zu denken.

Neunzehnter Brief.

Cham-pi-pi, an Cotao-yu-ſe, zu Pecking.

Von Paris.

Aus deinem Schreiben habe ich den Unfall erſehen, der unſer Reich anitzo betrübet. Wenn dieſe Urſache hier eben die Wirkungen hätte, ſo würde Frankreich ſtets in Trauer ſeyn, denn dergleichen Mordthaten ſind in Europa nichts ſeltenes.

Der Mangel einer väterlichen Sorgfalt iſt Schuld daran. Religion, Moral, Sitten, Tugend, ſind ohne Wirkung, wenn ſie nicht gleich in dem Alter, wo ſie tiefe Wurzeln ſchlagen können, tief ins Herz gepräget werden. Bey den Menſchen kommt alles auf die erſten Vorſtellungen an.

Es iſt nicht zu läugnen, daß die Regierung in dieſer Monarchie dieſer ſchrecklichen Unordnung vorzubeugen geſucht habe. Man hat über dieſen Punct allhier eben ſo gute Verordnungen, wie bey uns, ſie bleiben aber ohne Wirkung, maſſen die väterliche Kinderzucht faſt ohne Exempel iſt. Man ver-

vertrauet diese unumgängliche Sorge der Eltern gemeiniglich fremden Personen an.

Die Thiere verlassen ihre Jungen nicht eher, bis sie der Beyhülfe entbehren können; es ist erstaunlich, daß die menschliche Vernunft mangelhafter als der natürliche Trieb unvernünftiger Thiere ist. Hier wird ein Kind, sobald es auf die Welt kommt, aus des Vaters Hause verbannet; man nimmt es nicht eher wieder zu sich, bis dessen Sitten schon völlig gebildet, und fast stets verdorben sind. Sein Vater ist ihm eben so fremd, als ein anderer Bürger; es kann ihn weder lieben noch hochachten, denn was hat er an ihm gethan? Er hat ihm das Leben gegeben, das war aber die Pflicht seines Standes. Die kindliche Liebe ist keine Folge der Zeugung, wenn diese sich damit begnüget, so ist sie oft ein Uebel, statt ein Gutes zu seyn. Die meisten Unglücklichen welche man allhier hencket oder rädert, verfluchen den Augenblick, dem sie ihr Daseyn zu danken haben.

Diese Liebe entsteht aus der väterlichen Vorsorge, die nichts anders als die Sorgfalt der Kinderzucht ist. Es kommt weit weniger drauf an, seinen Kindern Verstand und angenehmes Wesen zu geben, als ihnen die Ehrerbietung gegen die Eltern, ohne welche keine Gesellschaft bestehen kann, bey guter Zeit einzuflößen.

In dieser Monarchie giebt es zweyerley Arten die Kinder zu erziehen, entweder durch Lehrmeister, oder nach der großen Welt. Die letztere ist der erstern fast in allen Stücken anstößig, so daß

jene gemeiniglich ohne Nutzen, und diese überhaupt verderbt ist. Die Erziehung nach der Welt ist allen Grundsätzen der Religion, worauf die Lehrmeister eine Menge Pflichten bauen, nachtheilig.

Die Erziehung so man beym Eintritt in die große Welt anfängt, geht bloß auf unsern Eigennutzen; sie lehret uns nicht etwas Gutes, sondern etwas Großes zu thun. Es ist nicht die Frage, daß einer besser, als seine Mitbürger sey, sondern daß er sich vor ihnen hervorthue. Alles was Lärmen und Ansehen macht, gehört zum Wesen der französischen Erziehung. Diese fordert keine Tugend, sondern begnügt sich mit dem Scheine. Es kommt nicht drauf an, daß die Handlungen löblich, sondern schön seyn. Man sucht keine Gerechtigkeit, Billigkeit, Redlichkeit darinne, man hat auch nicht die Absicht darnach zu handeln. Sie erlaubet alle Laster, wenn sie nur nicht auf eine niedrige und kriechende Weise begangen werden; denn alle Grundsätze beruhen auf diesem Hauptpuncte.

Die Wirkung dieser Auferziehung kommt auch vollkommen mit der Ursache überein. Da die Liebe der Kinder gegen die Eltern nicht die Stütze des Hausregiments ist, so findet man, daß die bürgerliche Gesellschaft aus Fremden besteht, welche weder durch das Geblüt, noch durch die Freundschaft vereiniget sind. Es ist hier ganz gewöhnlich, daß man Kinder siehet, die wider ihre Eltern Processe führen, und sie vor Gericht fordern lassen, Rechtssprüche gegen sie auswirken, ihnen den

Unter-

Unterhalt versagen, sie ins Gefängniß setzen laßen, und zuletzt umbringen.

Aus eben diesem Grunde fließt die Gleichgültigkeit gegen obrigkeitliche und die ehrwürdigsten Personen der Nation. Verachtet man die Richter und die Greise, so wird man für den Fürsten, den Vater der großen Familie, keine Ehrfurcht hegen. Von den fünf letztern Königen, haben die Franzosen dreye ermordet. Das sind Ungeheuer, sagt man; aber Ungeheuer von Frankreichs Unterthanen. Wäre diese Regierung wie die unsere, auf die väterliche Liebe gegründet, so würde eine solche Schandthat unbegreiflich seyn.

Die Menschen handeln nicht aufs Gerathewohl; ihre Tugenden haben, so wie ihre Laster, eine erste Ursache, und diese Ursache ist nothwendig eine Folge der Erziehung.

Europäische Staatskündige behaupten, die allgemeine Erziehung müsse einen andern Weg in Frankreich einschlagen, weil die Regierung nicht nach dem Plan der väterlichen Verwaltung eingerichtet wäre. Man muß also entweder ihre Verfassung umschmelzen, oder alle Laster, die eine nothwendige Folge derselben sind, gewärtig seyn.

Wozu dienen Gesetze, so nicht verhindern, daß ein Sohn seinen Vater tödte, und ein Unterthan seinen König ermorde? Durch Lebensstrafen kann man zwar wohl die Missethäter hinrichten, und der Bosheit selbst ein Schrecken einjagen, nie aber wird man dadurch das Laster ausrotten, weil es in der Sache selbst liegt.

Zwanzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an denselben zu Pecking.

Von Paris.

Die Französische Nation läßt sich von einem Abgott leiten, welchen man den Punct der Ehre nennet und dessen Züge ganz entstellet sind. Dieser Götze hat keinen Altar, und man rufet ihn an keinem absonderlichen Orte an. Selbst seine Anhänger wissen nicht, wo sie ihn suchen sollen. Die meisten glauben, daß der Punct der Ehre gemeiniglich in der Scheide eines Degens stecke. Mir ist es unmöglich gewesen, seine Natur zu ergründen; es kommt nichts davon mit unsern Begriffen überein.

Staatsverständige halten dafür, es entspringe aus der Monarchischen Regierung; aber dieses ist nicht wahrscheinlich, denn es sind zu allen Zeiten Völker von Königen regieret worden und keine Geschichte erwähnet etwas vom Ehrenpuncte.

Andere hingegen sagen, er stamme in gerader Linie von einem kleinen häßlichen Götzen ab, der zu gleicher Zeit mit der Eva erschaffen worden sey, dem die Menschen oft Altäre aufgerichtet, und ihm auch bisweilen unter die Füße getreten; da irre de Ritter vom Fuß bis zum Scheitel gewafnet in der Welt umhergezogen wären, um allen, denen daran gelegen, darzuthun, dieser kleine häßliche Götze sey das schönste Meisterstück der Natur,

tur, mit dem Erbiethen, solches gegen jedermann mit dem Degen in der Faust zu behaupten. Wenn das sein Ursprung, und von dieser Ehre wie die Europäer meynen, die Macht der Staaten entstanden ist, so kann man sagen, daß ihre Gewalt auf ziemlich schwachen Füßen stehet.

Ich glaube der Punct der Ehre sey Französischer Abkunft, denn er ist widersinnig, und beruhet auf der Gemüthsart. Man kann ihm zwey Temperamente, ein starkes, und ein schwaches beylegen. Jenes ist so stark, daß es Canonen widerstehet, und dieses so schwach, daß ein Wink mit einer kleinen Ruthe es in Ohnmacht bringen kann. Er muß auch zwey Herzen, ein muthiges, und ein verzagtes haben. Seine Anhänger sind so beherzt, daß sie sich alsobald schlagen, wenn man sie Lügen straft; und so verzagt, daß sie keine Genugthuung fordern, wenn man gleich von ihnen ausbreitet, sie besäßen weder Verstand noch Fähigkeit, oder sie wären Thoren, Unsinnige, oder Unwissende. Meinem Vermuthen nach, ist es von gallichter und zorniger Beschaffenheit, denn alle seine Handlungen zielen auf Rache.

Die feyerlichen Gebräuche der Ehre haben mit der christlichen Religion ihren nichts gemein; beyder Grundsätze stimmen fast nie überein; was diese untersaget, wird von jener anbefohlen. Sie ist der Grundverfassung eben so sehr zuwider. Denn diese verbietet ausdrücklich den Selbstmord, außer zum Besten des Staats; gleichwohl nehmen ihre Anhänger, einer Geberde, eines Worts wegen, sich

das Leben. Diesen Widerspruch findet man auch in Absicht auf den Landesfürsten, indem sie es zwar für eine Pflicht halten, seinem Willen zu gehorchen, und dennoch oft sich eine Ehre draus machen, dawider zu handeln.

Das Gesetz der Natur vermag nichts gegen die Ehre; wenn man beleidiget ist, oder aber sich im Kriege todt schlagen lassen, hat kein Recht des Geblütes statt. Die Thränen einer Ehegattin, der Brüder und Kinder machen keinen zärtlichen Eindruck; die Ehre ruft, man muß fort.

Es war unmöglich, daß bey einer Nation, die so viele Laster hat, nicht viele Anhänger der Ehre seyn sollten; denn die Moral der Ehre verträgt sich beynahe mit allen menschlichen Neigungen. Sie erlaubt die Galanterie, verstattet die Wollust, und verbietet das unordentliche Leben nicht; sie setzt sich auch nicht wider den Diebstahl und Monopolien, wenn sie nur nicht auf eine schändliche und niederträchtige Art betrieben werden.

Ein hiesiger Mann von Ehre kann mich meiner Güter berauben, meine Frau verführen, und meine Tochter entehren, ohne seinen Character dadurch zu verlieren; die meisten Leute von Ehre in Frankreich sind Bösewichter, die wir in China hinrichten lassen würden; und es giebt sehr wenig angesehene Personen im Königreiche, welche nicht auf Ehre halten sollten. Zu allem Glück für die Nation, opfern ihr nur die ersten Classen der Bürger; der mittlere Stand und das gemeine Volk

kennen

kennen sie nicht, sie wissen nicht einmal, daß dergleichen vorhanden ist.

Ungeachtet die Franzosen dafür angesehen seyn wollten, daß sie auf Ehre hielten, so gewann doch die Unehre, ihre natürliche Nebenbuhlerin, so viel Raum, daß man vor nöthig befand, ein Tribunal zu verordnen, um Rechte der Ehre zu behaupten, damit diese nicht völlig die Oberhand erlangen möchte. Man machte allgemeine Gesetze über ine Sache, die auf das besondere Vorurtheil eines jeden ankommt, und also keiner allgemeinen Verordnung fähig ist.

Dieses Tribunal grif die Sache sowohl an, daß es der Unehre die Waffen selbst in die Hand gab. Wenn ein paar feige Eisenfresser, die keine Lust haben sich zu schlagen, einander öffentlich ausfordern, so werden sie den Bedienten des Marschall-Gerichts allhier übergeben, die sie nicht eher verlassen, bis sie ihr Ehrenwort gegeben haben, daß sie Poltrons bleiben wollen. Ein jeder Edelmann von Ehre, den man im Spiele beraubet hat, ist die geraubte Summe der Spitzbüberey zu Ehren zu bezahlen schuldig. Man hat jedoch seit kurzen eine neue Verordnung gemacht, kraft der ein Edelmann von Ehre nur bis auf eine gewisse bestimmte Summe im Spiele gewinnen kann. Der gröste Fehler dieses Tribunals besteht darinn, daß es die Rechte des Bürgers von den Rechten der Ehre trennet, und vergessen hat, daß die Grundverfassung die vornehmste Stütze einer jeden Gerichtsbarkeit ist.

Ein Edelmann borget hier an einem Orte 1000 Unzen Silbers als Bürger, und an einem andern, 110 Thaler, als Mann von Ehre: er darf nur sein Unvermögen, diese Summe zu bezahlen anführen, und von dem letztern Gläubiger sich eine Wacht vom Marschallsgerichte geben lassen, so kann der erste Gläubiger ihn nicht verfolgen; denn von dem Augenblick an, sind die bürgerlichen Gesetze für ihn unkräftig.

Dieses ist, was ich dir von der Ehre melden kann; inzwischen, da alle die andern Gottheiten, welche die Europäer verehren, einen Tempel haben, und man nicht weiß, wo man diese hernehmen soll, so könnte es wohl seyn, daß ich dich in diesem Briefe von einem Hirngespinste unterhalten hätte.

Ein und zwanzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an denselben, zu Peking.

Von Paris.

Vor dem Punct der Ehre ist ein anderer Götze, den man den Ruhm nennt, den Rang: dieser hat eben wie die Ehre weder Feuer, noch Heerd, und wird in keinem absonderlichen Tempel angerufen.

Seine Abkunft ist sehr alt; die Römer, welche die Welt ausgeplündert hatten, brachten ihm viele Opfer. Nach Zerstöhrung ihres Reichs, verschwand diese Gottheit, und man hörte nicht mehr davon

davon reden. Funfzehn Jahrhunderte verstrichen ehe die Europäer Nachricht von ihr bekommen, und nach dieser Zeit erschien sie wieder in der Welt. Sie kündigte ihre Ankunft durch ein großes Getöse der Waffen an, welches sich auf der Erde hören ließ; Franz der Erste, König in Frankreich soll sie vornehmlich eingeführet haben.

Diese Gottheit, wenn sie eine ist, muß mager wie ein Gerippe seyn, denn ihre meisten Anhänger sterben Hungers. Ihr Daseyn ist in ihrem Namen; ob sie gleich beständig ausdünstet, verraucht sie doch nie gänzlich. Sie hat eine barbarische Gemüthsart, und mag gerne Furcht und Schrecken einjagen; sie entspringt in gerader Linie von dem Kriege. Ihre Anhänger sind Mörder von Profeßion; die Todschläge, welche sie begehen, sind von denen, so durch die Gesetze bestraft werden, nur der Form nach unterschieden; alle Böswichter, die man hier eines schändlichen Todes sterben sieht, würden mit Ruhm bedeckt seyn, wenn sie andern das Leben auf eine andere Art, als sie gethan, geraubet hätten.

Ueberhaupt hat diese Gottheit mehr Zulauf, als der Götze der Ehre; fast alle Classen der Bürger sind dazu fähig. Der Pöbel, der bloß Eine Sache weiß, der nur Einen Gegenstand sieht, vergißt solche oft ihrentwegen; er giebt bisweilen alles weg, was er hat, um nur seine Rechte zu behaupten.

Der Soldat, (der überall Pöbel ist) ergreift die Waffen, verläßt sein Haus, schlägt sich herum, und

und ſtirbt für den Ruhm, den er nicht kennet, und wovon er nur reden gehöret hat. Selbſt die, ſo keine haben, opfern ſich dem Ruhme auf.

Der Ruhm beſitzt eine gewiſſe thätige Kraft, welche der Faulheit und Sorgloſigkeit widerſtehet. Sein bloßer Name ermuntert den Staat, und giebt ihm ein neues Leben. Die Nation mag in eine noch ſo tiefe Schlafſucht verſunken ſeyn, man kann ſie durch die Worte: **Ihr Franzoſen, der Ruhm ruft euch zu**, ganz gewiß erwecken.

Dieſe eingebildete Gottheit iſt die dauerhafteſte Stütze des Thrones; von ihr erhält der König in Frankreich ſein ganzes glänzendes Anſehen, wenn es wahr iſt, daß es glänzet.

Um ihre Achtung auf Erden zu vergrößern, hat ſie ſich zu einer andern Göttin des Himmels, welche man die Gerechtigkeit nennet, und bey den Menſchen am meiſten in Anſehen ſtehet, geſellen wollen, dieſe aber hat ſich geweigert, Gemeinſchaft mit einer Boshaften zu machen, die weder Treue, noch Glauben kennet, und deren meiſten Tugenden ſich auf Verbrechen gründen.

Der Ruhm hat, wie die Tugend, ſeine eigene Moral. Er verbietet weder das unordentliche Leben, noch die Verderbniß der Sitten; er kann mit den abſcheulichſten Uebelthaten zuſammen beſtehen. Ein Böſewicht, der ſo viele Weiber verführet, als ihm möglich iſt, der ehrbaren Familien Schandflecken anhängt, ein Unmenſch, der tauſend niederträchtige Streiche in der bürgerlichen Geſellſchaft begeht, kann ein würdiger Anhänger

des

des Ruhms seyn; denn das Vorurtheil ist hier so stark, daß ein Mensch zu gleicher Zeit glorreich und ehrloß seyn kann.

Zwey und zwanzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an denselben, zu Peking.

Von Paris.

Vor diesem war in Frankreich eine Cabale von starken Leuten, die dem Frauenzimmer öffentlich übel nachredeten, und beständig Schmähungen wider dieses Geschlecht ausstießen. Sie ließen es nicht dabey bewenden, es durch beißende Züge zu höhnen, sie gaben sich noch die Mühe lange Satyren wider dasselbe zu schreiben, so daß der Schimpf sich nicht nur auf ihre Lebenszeit, sondern auch auf die Nachkommen erstreckte.

Das Frauenzimmer, welches von Natur sanftmüthig und nicht zum Kriege geneigt ist, schlug anfänglich den Weg einer Unterhandlung ein. Zu Gevollmächtigten wurden junge Aebte ernannt, die sich in den Alcören hervorgethan hatten, und zu denen das schöne Geschlecht in Frankreich jederzeit vieles Vertrauen bezeiget hat. Es wurden viele Unterredungen gepflogen; weil aber ihre Sachwalter Widerstand funden, und die Feindseligkeiten abseiten der Mannspersonen stets fortdauern, so warben sie endlich Truppen, und zogen selbst wider dieselben zu Felde. Da sie eine große Anzahl braver Officiers auf ihrer Seite hatten,

und

und ihr Kriegsheer von geschickten Generalspersonen angeführet wurde, so erhielten sie viele Siege über ihre Feinde. Darauf kam es zu einem Waffenstillstand, und in kurzen wurde zwischen beyden Partheyen der Friede geschlossen. Man verglich sich, daß man, wie vorhin, übel von dem Frauenzimmer denken könnte, aber inskünftige Gutes von ihm sagen sollte. Seit diesem Tractat hat man vermuthlich die läppischen und ungegründeten Schmeicheleyen erdacht, welche man hier beständig dem schönen Geschlechte vorschwatzet, und denen das Herz widerspricht.

Man hat jedoch die gute Parthey ergriffen: eine Nation von lebhaften und aufgeräumten Wesen, die beysammen wohnet, konnte nicht wohl gegen ein Geschlecht aufgebracht bleiben, dem es bey jedem Schritte begegnet. Heut zu Tage werden einigermaßen höfliche Schriftsteller nicht mehr in ihren Werken darauf schmähen, vielmehr suchen diejenigen von ihnen, welche nach dem Ruhme einer feinen Schreibart streben, sogar die weiblichen Fehler zu verschonen, und selbst deren Unvollkommenheiten in einem vortheilhaften Gesichtspuncte vorzustellen. Es sind zwar noch einige Verläumder des Frauenzimmers übrig, man betrachtet sie aber als Menschenhasser und unruhige Köpfe, und verbannet sie aus dem gesitteten Umgange.

Um aber einem neuen bürgerlichen Kriege vorzukommen, und damit die feindliche Macht sich nicht aufs neue zusammenziehen möge, hat man förmliche Vergleichspuncte entworfen. So

bald

bald einer sich des Unglaubens an das Frauenzimmer verdächtig macht, läßt man ihn öffentlich solchen mit folgenden Worten abschwören: Ich glaube an das schöne Geschlecht, und an dessen Verdienste, an dessen Verstand, an dessen Annehmlichkeiten, ich betheure, daß ich Zeitlebens dessen unterthäniger Diener seyn will; daß ich es in allen Stücken und aller Orten, bis mir die Zunge den Dienst versagt, vertheidigen will ꝛc. Diese Formul soll den berüchtigten Vertheidiger des schönen Geschlechts in Europa, Don Quichot zum Urheber haben.

Die Franzosen sind entweder geizig, oder gar zu großmüthig; wenn sie etwas bewilligen, so bewilligen sie fast immer mehr, als nöthig ist. Man sagt und schreibt insgemein heutiges Tages in Frankreich, daß das Frauenzimmer den Character der Mannspersonen bilde. Ich glaube aber, ungeachtet obiger Vergleichsacte, daß man hier die Wirkung für die Ursache nimmt. Es müßte sonst das Frauenzimmer einen Character selbst haben. Folgende Moral würde ich mich sehr hüten, in Europa vorzutragen, das schöne Geschlecht würde mich in Bann thun.

Meiner Meynung nach sind die Tugenden der Frauenzimmer blos angefügte Charactere; nichts gehört ihnen zu, so gar ihre Laster nicht; ich glaube, daß ihre Eigenschaften ein von den Mannspersonen entlehntes Capital sind, wovon sie ihnen alle Tage die Zinsen in Annehmlichkeiten bezahlen

und

und nach und nach wiedergeben was sie von ihnen auf einmal empfangen haben.

Drey und zwanzigster Brief.

Der Mandarin Kie-tou-na, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Peking.

Wir halten stets unsere Versammlungen, als ob du dich mitten unter unserer Gesellschaft befändest; obgleich kein einziger ist, der dich nicht vermissen sollte.

Unsere Unterredungen betreffen gemeiniglich die Moral des bürgerlichen Regiments. Gestern wurde die Frage aufgeworfen, ob die Gesellschaften ohne Tugend bestehen, und sich blos vermöge der Ordnung verewigen können?

Der Wortwechsel führte uns so weit, daß viele von unsern Mandarins an dieser Tugend zu zweifeln anfiengen.

Sie sagten, viele Völker auf dem Erdboden hätten ohne solche zu kennen, gute Regierungen gestiftet; daraus folgerten andere, daß sie ein bloßer Name, oder um mich ihres Ausdrucks zu bedienen, eine gewisse Reihe von Nebenursachen wäre, die mit den Ersten übereinkämen.

Was mich betrift, kann ich mir nicht einbilden, daß die Welt so von einem Zufalle regieret werde; unterrichte uns, ob diese Tugend in dem Striche, den du bewohnest, eingeführt sey, und ob man sie in einer Gesellschaft, von welcher Gattung es auch ist,

ist, entbehren könne; denn wenn sie wirklich vorhanden ist, und bey denen Menschen etwas gilt, so muß solche in Europa, wie in Asien anzutreffen seyn.

Vier und zwanzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Ich zweifle nicht, daß einige unserer Mandarins ihre Scheingründe so weit getrieben haben, daß sie sogar diese Tugend in Zweifel ziehen, welche doch die Seele der Welt, und das Band der allgemeinen Gesellschaft ist. Diese Unordnung der Einbildungskraft wird man fast allezeit verspühren, wenn man den Verstand durch Vernunftschlüsse irre macht. Man muß Grundsätze festsetzen, und sich daran beständig halten.

Die Vereinigung der Menschen ist ein Werk der Weisheit, deren Wesen in der Tugend bestehet.

Eine bürgerliche Gesellschaft, deren Stütze blos eine gewisse Reihe von Nebenursachen ausmachte, würde mit ihnen wegfallen; die bloße Ordnung ohne alle andere Empfindung wäre nicht zureichend; sie läßt einen leeren Raum übrig, den die Zwietracht und Uneinigkeit einnehmen, und folglich die Ordnung oft eine Unordnung seyn würde.

Es ist also noch etwas anders, das uns zu unsern Pflichten anhält, und das wir in uns empfinden, so oft wir sie erfüllen.

Diese Tugend in Absicht auf das göttliche Wesen, ist die Liebe zu Gott; in Beziehung auf die Gesellschaft, wovon man ein Mitglied ist, heißt sie die Liebe zum Vaterlande.

Alle irdische Gesellschaften haben solche zum Muster genommen.

Die Europäer, welche sie am wenigsten ausüben, haben selbige in allen ihren Regierungsformen festgesetzet; es ist eine Huldigung, die sie ihr leisten.

Ich glaube nicht, daß unter dem Himmel etwas größeres, oder der menschlichen Bewunderung würdiger sey, als das Völkerrecht der Nationen in der Christenheit.

Ich will dir jetzund eine Vorstellung davon machen, und dich in den Zimmern der bürgerlichen Tugenden dieser Völker herumführen; ich rede nicht von den Tugenden, die sie beobachten, sondern von denen, die sie sich zum Gesetz gemacht haben. Wir kennen dieses Recht nicht sonderlich, weil unsere Gesetze sich blos auf uns beziehen, da wir keine Gemeinschaft mit einigem Volk auf der Erde haben.

In dem europäischen Völkerrechte werden die Nationen als Personen angesehen; sie werden zu Menschen gemacht, die einander gegenseitige Achtungen schuldig sind. Ein Mensch soll dem andern kein Uebel zufügen, weil er nicht will, daß ihm dergleichen geschehe. Auf diesen Grundsatz der Billigkeit, der alle die übrigen enthält, ist das Völkerrecht der Nationen erbauet.

Es giebt drey Regierungsarten in Europa. Ein Volk regieret sich selbst, macht Gesetze; alle Classen haben Theil an der Verwaltung. Dieses heißt ein democratischer Staat. Es läßt sich von einem Senat beherrschen, alsdenn ist das Regiment aristocratisch; oder es vertrauet die Macht einem einzigen Mann an; dieses kommt mit unserer Regierungsform überein.

Diese drey Staatsverwaltungen haben Gesetze, welche zum Besten des gemeinen Wesens sind, indem sie das Glück der Privatpersonen befördern.

Jede Gesellschaft hat sowohl Verbindlichkeiten, als Pflichten zu erfüllen, welche dieses Recht bestimmet.

Die Pflichten der Regenten gegen das Volk, und die Verbindlichkeiten der Völker gegen die Regenten, sind darinn angezeiget.

Es giebt Könige, die es vermöge der Geburt sind; andere, welche das Volk wählet. Bey jenen ist die Crone erblich; bey diesen setzet sie ihnen das Volk auf. Dieser Unterschied verändert aber an den Privilegien des Throns, und an den Gerechtsamen der Bürger nichts.

Der Regent findet sein Glück in dem Wohlstande seines Volks, und das Volk seinen Wohlstand in der Glückseligkeit seines Regenten. Diese beyden Rechte können nicht von einander getrennt werden, ohne den Fürsten und die Unterthanen zu verletzen.

Der Landbau gehört zu diesem Plane, oder ist, besser zu sagen, dessen Fundament, weil die Völ-

ker ihren Unterhalt davon hernehmen, und alle urſprüngliche Größe in dem Daſeyn beſteht. Die Geſetze bewilligen denenjenigen Belohnungen, die durch ſtete Arbeit und Fleiß den Nutzen der Ländereyen vergrößern.

Die Handlung iſt eine Folge davon; man wendet auch eben die Aufmerkſamkeit an, Verordnungen zu machen, die ſolche ſchützen, und dadurch zu Vermehrung ihrer Zweige beytragen.

Dieſes Recht handelt auch das Münzweſen ab. Die Münze iſt ein figürliches Zeichen des Werths, und ihr Umlauf befördert überall die Fruchtbarkeit und den Ueberfluß. Dieſes wäre eine weiſe Einrichtung, wenn ihr Grundſatz nicht gleich anfangs verdorben worden wäre.

Dieſes iſt aber nur gewiſſermaßen das Mechaniſche der Geſellſchaft. Es giebt einen Endzweck, den alle Menſchen haben, nämlich glücklich zu werden. Das Glück beſtehet nicht in dem Reichthume und in den Bequemlichkeiten des Lebens, denn es giebt ſehr reiche Völker, die ſehr unglücklich ſind, ſondern in der politiſchen Freyheit und der Erkenntniß. Die Dunkelheit des Verſtandes erniedriget den Menſchen, und ſeine Dienſtbarkeit macht ſeinen Zuſtand dem thieriſchen gleich. Das Völkerrecht der Europäer ſetzt die Wiſſenſchaften zum Grunde, und verbeſſert die gefährlichen deſpotiſchen Grundſätze, die aus jeder Nation eine Geſellſchaft Sclaven machen könnten.

Gleichwohl iſt dieſes noch nicht die wahre Glückſeligkeit, als welche blos in der Ausübung der Tu-

gend

gend besteht; und diese Tugend wird durch das Völkerrecht angepriesen, oder ist vielmehr das Recht der Völker selbst.

Dasselbe gründet sich auf die Religion; diese leitet seine Schritte und Tritte.

Die Gerechtigkeit ist dessen stärkste Stütze; denn da, wo der Bürger nicht in Sicherheit lebt, oder man ihm Ehre und Güter rauben kann, hat kein Völkerrecht mehr statt.

Diese Gerechtigkeit besteht in guten Gesetzen, und in Strafen, die aus der Natur der Verbrechen hergenommen sind; und damit nichts willkührliches übrig bleibe, müssen diese Strafen in Schriften verfasset seyn.

Das Völkerrecht lehret die Europäer, es sey nicht genug von innen mächtig zu seyn, sondern, man müsse auch von außen sich befestigen, denn wenn ein jedes Volk gegen sich selbst auf der Hut stehen muß, so muß es gegen Fremde sich noch mehr in Acht nehmen.

Es verordnet die Policey, woraus die Ordnung und Abhängigkeit entspringt, welche die Stärke der Staaten vermehret, indem man die Anzahl der Bürger durch alle mögliche Beförderung der Heyrathen vergrößert.

Der Ruhm ist mit in diesem Plane begriffen. Er ist zwar ein bloßer Schatten, aber dieser Schatten giebt dem Körper einen Stand. Das Recht der Völker will, daß man sich diesen Ruhm erwerbe, denn so bald man ihn hat, wird man von allen Völkern gesucht, die stets einen armen

Bundsgenossen, der im Rufe steht, demjenigen vorziehen, der ohne Ruhm große Reichthümer besitzet.

Dieses Recht lehret nicht nur, wie große Nationen sich regieren, sondern auch wie kleine Völker sich aufführen sollen. Es giebt ihnen die Mittel an die Hand, sich des Schutzes großer Staatskörper zu versichern, ohne ihre Oberherrschaft in Gefahr zu setzen. Es hat zu dem Ende freywillige Abtretungen, Hulbigungen und Tribute erdacht, welche ohne ihre Gewalt zu schwächen, sie vor den Anfällen eines mächtigen Feindes in Sicherheit stellen.

Weil nicht alle Völker sich an ihre Länder binden, und das Wegziehen aus einem Lande ins andere nothwendig ist; so lehrt das Völkerrrecht der Europäer, wie sie gesetzmäßig in neuen Gegenden, die entweder schon bewohnt, oder nicht sind, sich niederlassen können; dieses ist ein wichtiger Punct des Völkerrechts der Nationen; der allerwichtigste aber ist der, welcher jedem Volke die Ausübung der Pflichten gegen ihr Vaterland, und die Verbindlichkeiten, so sie demselben als Unterthanen einer Gesellschaft, der sie ihren Ursprung und Sicherheit zu danken haben, lehret.

Die Staaten haben eigenthümliche Besitzungen. Dieses Recht lehret den Nationen, wie sie solche besitzen, und den Unterthanen, wie sie solche gebrauchen sollen.

Die Veräußerung der Güter gehört ebenfalls dahin. Es bestimmt die Fälle, worinn eine Nation

tion ſie rechtmäßig verkaufen, oder veräußern kann, ohne das Recht des gemeinen Weſens, oder der Privatperſonen, zu beeinträchtigen.

Das Eigenthum der Seen, Flüſſe und Ströme, worüber wir in China nichts Vorgeſchriebenes haben, weil niemand ſie uns ſtreitig macht, macht auch einen Theil des europäiſchen Völkerrechts aus. Es ſetzt deren rechtmäßigen Beſitz feſt, und dieſes iſt keines der geringſten Vorrechte der Völker.

Die See iſt ein wichtiger Punct. Man hat entſchieden, welche Nationen der Fiſcherey und Schiffart befugt ſind. Dieſes kann als ein geſchriebenes Seerecht von Europa betrachtet werden.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Fünf und zwanzigſter Brief.

An eben denſelben.

Die Nationen haben als Glieder der allgemeinen Geſellſchaft, Pflichten und Verbindlichkeiten gegen einander zu erfüllen; als Theile eines Körpers, deſſen Gegenſtand der Beytrag zum allgemeinen Beſten iſt, ſind ſie einander beyzuſtehen ſchuldig. Dieſe Pflichten und dieſe Verbindlichkeiten, ſind in bemeldtem Rechte nebſt deren Gränzen erörtert.

Die Privatperſonen einer jeden Geſellſchaft haben Würden, Ehren und Vorzüge; damit ſie nun einander nicht beeinträchtigen, und dadurch einer Herrſchaft ſich anmaßen möchten, ſo ſind auch

solche durch behufige Verordnungen bestimmt worden. Die Nationen sind von einander unabhängig, und darauf beruht ihre Sicherheit; weil aber diese Unabhängigkeit leicht in ein allgemeines despotisches System ausarten könnte, so hat das Völkerrecht derselben Schranken gesetzt.

Es giebt einen allgemeinen Nationalgeist, der die öffentlichen Geschäfte regieret, und zur Vergrößerung mehr oder weniger beytragen kann. Weil aber einige Nationen sich zu viel über die andern herausnehmen möchten, so hat das Völkerrecht dagegen Gesetze eingeführet, vermöge deren alle Völker ungefähr einerley Kenntnisse sich erwerben sollen; aus dieser Ursache siehet man bey allen Regimentsformen, daß sie sich fast auf gleiche Wissenschaften um die Wette legen.

Da die verschiedenen Völker, welche ein gemeinsames Interesse haben, nothwendig in Einverständniß stehen müssen, so ist nöthig, daß das, so gegen die Fremden zu beobachten ist, angeordnet werde; und solches ist im Völkerrechte festgesetzet worden.

Es giebt Nationen, die Vorzüge vor den übrigen haben. Wenn man keine Richtschnur hätte, wie weit solche gehen sollen, würden sie bald in Tyranney ausschlagen, und die allgemeine Republick unters Joch gebracht seyn; diesem wird durch das Recht der Völker vorgebeuget.

Gleichwohl giebt es unrechtmäßige Besitzungen und gezwungene Abhängigkeiten, denn das Völkerrecht kann nicht alles verhindern; aber es kann die Gewaltthätigkeiten und Bedrückungen hemmen,

men, es verhindert wenigstens, daß die Eingriffe nicht zu weit gehen; dieses ist ein Recht der Völker.

Nationen vereinigen und verbinden sich zusammen durch Verträge; diese Tractaten sind ihrer Natur nach heilig und unverletzlich. Eben dasselbe Recht schließet sie und bricht sie ein, wenn die Ursachen ihrer Errichtung nicht mehr vorhanden sind. Weil es aber der menschlichen Klugheit gemäß ist, sich durch Gewährleistungen vorzusehen, so befiehlt das Recht der Völker, sich zu Festhaltung der Tractaten, Sicherheit geben zu laßen.

Sechs und zwanzigster Brief.
An denselben.

Die Anwendung des Völkerrechts zeigt sich, vornehmlich im Kriege, dessen verschiedene Arten alle dadurch entschieden werden. Es verordnet die Form und die Kriegserklärung; es unterscheidet unter allen Feinden die Gerechtsamen eines jeden; und bestimmet zwischen den Bundsgenossen und Hülfsvölkern sowohl die Form, als die Dauer der Subsidien.

Es erlaubet mitten im Feuer, Belagerungen und Schlachten, neutral zu seyn.

Dieses Recht geht noch weiter, es errichtet Treu und Glauben unter den Feinden, und macht, daß man sich einander alles schuldig ist, zu einer Zeit, da man keine Verbindlichkeiten zu haben glaubet.

In dem Fall eines unrechtmäßigen Kriegs bestimmet es, daß der Fürst, so solchen erregt, sich allein aller verursachenden Uebel schuldig macht, und setzt die Eingriffe, Tyrannen, Gewaltthaten und alle Drangsalen, die daraus nothwendig folgen, auf dessen Rechnung.

Es ordnet die Rechtmäßigkeit der Eroberungen und giebt Gesetze, daß der Ueberwundene wieder in seine Rechte tritt, in dem Augenblicke, da er sie fahren läßt.

Es vergütet die durch die Freyheit der Waffen verursachten Plünderungen, und gebietet, daß die Staaten und Besitzungen des Feindes, welche er verlohren hatte, und von neuen wiederum erwirbt, ihm in dem Stande, worinne sie vorhero waren, wieder eingeräumet werden.

Es enthält Verordnungen über die Kriegsgefangenen, deren Lösegeld und Auslieferung.

Es schreibt den Frieden vor, und zeiget wie nützlich es sey, solchen zu unterhalten, und setzt fest, daß die Verträge wegen der öffentlichen Sicherheit heilig gehalten werden sollen, und bestimmt Gesetze zu deren Beobachtung.

Wenn besondere Vorfälle dieselben zu brechen erfordern, schreibt es die Ceremonien und Behutsamkeiten vor, die bey einem Friedensbruch beobachtet werden müssen; aber dieses Völkerrecht der Nationen, welches so viel Gutes in Europa stiften sollte, ist die Ursache der meisten Uebel, denn die Europäer misbrauchen alles, sogar die Tugend selbst: ich habe dir auch dieses Recht nicht als etwas

was wirkliches vorgetragen, sondern als eine Figur, die eine Sache vorstellet, welche nicht vorhanden ist.

Sieben und zwanzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Man sagt, daß die Französische Regierung dem Spinnrocken zu Theil geworden ist, das heißt, von einem Frauenzimmer verwaltet wird. Die Spötter zu Paris sagen deswegen scherzweise, die Staatsgeschäfte wären in Schönpflästergen und Bändern, und die Kriegssachen in Nachthauben. Sie setzen hinzu, daß alle Monate die Geschäfte 5 oder 6 Tage auf eine außerordentliche Weise geführet werden, und zwar wegen einer ordentlichen Krankheit, welche der Regentin ankommt, und daß diese Unpäßlichkeit alsdenn die Monarchie krank macht.

In China wissen wir von einem weiblichen Regiment nichts; nicht etwan, als ob unsere Kaiser keine Schwachheiten hätten; sie sind Menschen; allein die Staatsregierung hat mit dem königlichen Bette nichts zu schaffen, man vermengt ihre Pflichten nie mit ihren Vergnügungen. Wenn eine von des Kaisers Sclavinnen eine Herrschaft über ihn erlangt, so ist solches ein häußliches, und kein despotisches Regiment. Ihre Regierung erstreckt sich nicht ausserhalb des Schlafzimmers,

wo

wo ihre Reitze eine unumſchränkte Macht ausüben. In dieſer geheimen Unterhaltung vermag ſie alles, auſſer derſelben nicht das mindeſte. Die Staatsſachen leiden darunter nicht, weil ſie mit den Liebeshändeln des Monarchen keine Gemeinſchaft haben. Der Fürſt kann ſchwach ſeyn, ohne daß das Reich ſeine Stärke verlieret. Niemand würde dem Kaiſer Gehorſam leiſten, ſobald man merkte, daß ſeine Befehle von einer Sclavinn herrührten. Es iſt ſchon erniedrigend genung, daß Männer einem Manne gehorchen, ohne noch den Eigenſinn eines Frauenzimmers hinzuzufügen.

Acht und zwanzigſter Brief.

Cham-pi-pi, an denſelben.

Von Paris.

Man erwartet in China von mir die Europäiſche Geſchichte; ja aber, wenn Europa erſt eine Geſchichte hätte. Die Verfaſſung der meiſten Regierungen geſtattet nicht, daß es zuverläßige Jahrbücher gebe; die Glaubenslehre der Chriſten iſt zu nahe bey den Regenten, und dieſe ſind der Religion zu nahe, als daß man genaue Hiſtorienſchreiber haben könnte.

Was man unter dieſem Titel lieſet, iſt nichts als ein Miſchmaſch von Begriffen, die nicht zuſammen beſtehen können, und einander widerſprechen. Ich habe ungefähr hundert verſchiedene Geſchichtſchreiber dieſes Welttheils zuſammen gebracht; es ſind eben ſo viel Betrüger.

Es

Es giebt zwo Mächte bey den Christen, die geistliche und die weltliche, welche sich einer genauen Erzählung der Begebenheiten widersetzen. Die erstere verbeut den Geschichtschreibern die Wahrheit zu sagen, und die letztere erlaubt ihnen blos zu lügen. Alles wäre bey der einen verlohren, wenn man ihr den Schleyer aufdeckte, und die andere würde sich schämen, wenn man ihr die Maske abrisse.

Inzwischen giebt es eine Weltkarte, ein Chaos von Europäischen Historien. Seit meines hiesigen Aufenthalts suche ich solche zu entziffern, und den Ursprung geschehener Dinge zu entdecken. Von dieser Menge wahrer, falschen, erdachten oder untergeschobenen Begebenheiten, bemühe ich mich allen Betrug abzusondern; ich verwerfe rechts und links, und trachte durch ein Meer von Unwahrheiten mir einen Weg zur Wahrheit zu bahnen.

Wenn ich ein bewährtes und zuverläßiges Stück finde, so lege ich es bey Seite, und setze meine Untersuchungen fort. Ich raffe, so zu reden, die Materialien von Europa zusammen, um meinem Vaterlande ein Gebäude davon aufzurichten.

Ich will dir den Plan zufertigen, du wirst ihn nicht auf einmal, sondern, um nicht ein Buch aus einem Briefe zu machen, stückweise erhalten; Ich werde ihn nicht auf Chinesisch einkleiden, sondern ihm sein Europäisches Gewand laßen.

Neun und zwanzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Lyon.

Den fünften Tag nach meiner Abreise von Paris kam ich zu Lyon an; ich that die Reise mit der geschwinden Post, welche man Diligence nennt. Dieses ist eine öffentliche sehr unbequeme Bequemlichkeit. Man fähret Tag und Nacht, man hat nicht Zeit weder zu essen, noch auszuruhen. Die Passagier gehen vor den Pferden her, und kommen eher als die Diligence an.

Die größte Beschwerlichkeit bey diesem Fuhrwerk ist, daß man die thörichten Reden der Reisegefährten anhören muß. Es findet sich immer ein schlechter Spaßmacher darunter, der es über sich nimmt, den andern eine Kurzweile vorzumachen, und dessen Amt es ist, andere zum Lachen zu erwecken. Das schlimmste ist, daß sein Scherz zu abgeschmackt, und die Stöße des Wagens so stark sind, daß man nicht schlafen kann.

Man sagt, die Stadt Lyon sey die jüngere Schwester von Paris. Wenn das ist, so sind sie nicht leibliche Schwestern; es ist ein Bastard, so weder das glänzende, noch das edle Ansehen ihrer ältesten Schwester hat; sie hat durch die Handlung viel gemeines an sich genommen, sie hält einen Kramladen mit Zeugen und Bändern.

Beym Eintritt in die Stadt spühret man schon den Weberaufzug und Eintrag; die seidnen Enden stechen aller Orten hervor.

Das Volk zu Lyon ist einen Grad dümmer, als zu Paris, und zween Grade weniger gut. Es lehnt sich gegen seine Mandarins und Obrigkeit auf, und wenn es die Waffen ergriffen hat, legt es sie nicht eher nieder, bis man mit ihm einen Vergleich unterzeichnet. Es hat Karren voll Taffet, die es mit der Flinte auf der Schulter geltend macht; der Krieg fängt stets um den Lohn der Handarbeiter an.

Ueberhaupt ist dieses Volk eine Maschine; sein Genie verrückt sich wie ein Strumpfweberstuhl. Jedes Stück hängt an der Mechanick. Seine weitläuftigsten Kenntnisse erstrecken sich auf die Rechenkunst; der Eigennutz ist seine Religion, und das Geld sein Gott.

Ein Lyonneser hat zwo Naturen, eine dumme, grobe und unwissende, und eine erleuchtete, feine und geschmeidige. In dem gesellschaftlichen Umgange ist er ein ungemein eingeschränktes Wesen; aber er ist ein Adler wenn bey einem Handel Geld verdient werden kann; da wendet er alle Mittel an, die ihm seine natürliche Haabsucht eingiebt.

Dreyßigster Brief.

Kié-tou-na, an Cham-pi-pi.

Von Pecking.

Die Europäischen Meßkünstler, welche jetzo an unserm Hofe sind, reden uns oft von einer Europäischen Wissenschaft vor, so man die Politick nennet; sie behaupten, selbige sey eine vorzügliche Wissenschaft, und betrachten sie als den Grund des Regiments.

Diese Beschreibung befremdet mich, denn ich habe stets geglaubt, daß die Sitten und Gesetze zu Aufrechthaltung der Reiche hinlänglich wären, und daß man zum beständigen Flor der Republick, blos nöthig habe, über die letztern steif zu halten, und die erstern an der Ausartung zu verhindern. Da du in dem Lande bist, wo diese Wissenschaft ihren Ursprung genommen hat, so erkläre mir doch was sie ist, und worinn ihre Lehr- und Grundsätze bestehen.

Je mehr ich den Triebfedern nachdenke, welche die verschiedenen Gesellschaften in der Welt in Bewegung setzen, desto verwickelter kommen sie mir vor. Wenn diese Politick den Europäischen Staaten unentbehrlich ist, so bekenne ich, daß ich nicht begreifen kann, wie unsre Regierung, ohne eine Wissenschaft, welche das System der christlichen Mächte unterstützt, über 4000 Jahr hat bestehen können.

Ein

Ein und dreyßigster Brief.

Cham-pi-pi, an Kié-tou-na.

Von Paris.

Als ich mich gestern früh ankleidete, hörte ich einen großen Lärmen auf der Straße, so wie wenn das Volk zusammenläuft. Ich erkundigte mich bey meinem Wirth nach der Ursache; er sagte zu mir, der König käme nach Paris. Ich fragte ihn, ob es der König von Indien, oder Japan wäre? und er antwortete: es sey der König von Frankreich.

Man zeiget hier den Fremden einen weitläuftigen Pallast, den man das Louvre nennet, in welchem viele Könige wohnen könnten, und worinn kein einziger sich aufhält. Der König von Frankreich bleibt nicht mitten unter seiner Nation, sondern hat seinen Aufenthalt mitten in den Wäldern von Versailles, wo er mit den Dammhirschen und Rehen lebt. Er betritt den Weg nach Paris nie, als wenn er Rebhünern nachjaget, die aus der Ebene zu St. Denis entkommen sind; und wenn er ja ausdrücklich nach Paris abgeht, so geschieht es, um die Oper zu sehen, oder einem Puppenspiele beyzuwohnen.

Die große Familie des Staats ist abgesondert. Der Vater lebt auf dieser, und die Kinder auf jener Seite. Du kannst nicht glauben wie viele Mühe und Sorgen ihm diese Einrichtung erspäret. Hielte er sich zu Paris auf, so würden ihn die Un-

terthanen beständig anlaufen; einer würde ihn um Gerechtigkeit a flehen, ein anderer sich über ein erlittenes Unrecht beklagen; dieser würde eine Erledigung der Landesgebrechen vorschlagen jener ihm von der üblen Staatsverwaltung Nachricht geben; aber sein Aufenthalt zu Versailles befreyet ihn von aller dieser Unruhe, und er ist nicht gehalten das zu wissen, woran ihm am meisten gelegen ist, daß es ihm nicht unbekannt sey.

Die Minister Mandarins wären verlohren, denn es wäre leicht dem Monarchen anzuzeigen, daß alles mit Ränken und nach Gunst zugehe; aber wegen seiner Entfernung bleibt die Sache in einer tiefen Vergessenheit begraben; dieses ist ein Staatsgeheimniß, welches man vor ihm verborgen hält.

Man nimmt vergebens die Post, um zu dem Könige zu kommen, man erreicht ihn niemals. Zu Versailles ist alles schon so eingerichtet, daß zwischen ihm und seinen Unterthanen keine Gemeinschaft seyn soll.

Kommt ein Unterthan, um sich wegen einer Ungerechtigkeit zu beschweren — der König ist nicht anwesend, er ist eben auf die Jagd gegangen — Kommt er zum andernmal wieder — es ist diesen Tag große Rathsversammlung — Verlieret er die Gedult noch nicht, thut er nochmals die Reise — es ist unmöglich Sr. Majestät zu sprechen, denn es ist ein außerordentlicher Courier von der Armee angelanget. Und dieses Trillen dauert

so

so lange, bis er von so viel Laufen und Rennen ermüdet, seine Forderungen fahren läßt.

Er kann es nicht länger aushalten — sagte leztthin der vornehmste Schreiber eines Mandarinministers, indem er von einem Manne sprach, der wider ihn viele Klagen dem Könige vorbringen wollte — er ist beynahe lendenlahm von den zehen Reisen, die er nacheinander vergebens nach Versailles gethan hat: ich habe schon vorgebauet, daß zwanzig andere ihn nicht besser glücken sollen —

Mancher Franzose hat das Antlitz seines Monarchen nie gesehen; er weiß bloß von Hörensagen, daß ein König in Frankreich ist.

Zwey und dreyßigster Brief.

Der Mandarin Cata-yu-se, an den Mandarin Cham-pi-pi zu Paris.

Von Peking.

Seit deiner Abreise hat sich eine Begebenheit zugetragen, welche in unserm Reiche kein Beyspiel hat. Du weißt, daß in China die Gesetze der Ehen unverletzlich sind. Ein Bürger, der eine Sklavinn als sein Eheweib hält, ist versichert, daß niemand seinen Besitz stöhren werde. Der Fürst, welcher alles über seine Unterthanen vermag, kann ihnen ihre Weiber nicht rauben. Diese unverbrüchliche Gewissenhaftigkeit in Ansehung des Ehestands ist unvergleichlich, um die häußliche und bürgerliche Ordnung zu unterhal-

ten. Dessen ungeachtet verfiel ein Mandarin von der ersten Klasse, der sein Glück durch eine artige Frau seiner Bekanntschaft höher treiben wollte, auf den Anschlag, wider dieses Gesetz zu handeln, indem er dieselbe bey Hofe vorstellete. Der Kaiser ist weise, aber ein Mensch; er sahe sie, nahm seinen Entschluß, und erklärte sie für seine Favoritsklavinn. Ihr Ehemann, der sich seiner Frau beraubt sahe, und wußte, daß der Fürst sie ihm entzogen hätte, wandte sich mit folgendem Memorial an ihn. Ich übersende dir solches, um es in die europäische Sprache übersetzen zu lassen, damit es einem christlichen Monarchen, wenn er sich in gleichem Falle befände, zum Exempel dienen möge.

Memorial, von ***Bürger zu Peking, Klägern wider unsern erhabenen Kaiser, der mir meine Frau genommen hat, und bey ihr alle Nächte schläft, ob sie mir gleich zugehört, und von meinem Fleisch und Bein ist. Ich sage in diesem Memorial, wenn er mir dieselbe nicht wiedergiebt, daß ich berechtiget bin, ihn als einen Tyrannen zu betrachten, und einen Aufstand im Reiche zu erregen, um ihn vom Throne zu stoßen, den er unwürdig bekleidet; nebst andern Dingen, die er selbst in diesem Memoriale lesen wird.

„Vortrefflicher Kaiser, Firmament der Welt, „größtes Himmelsgestirn, Sonne, woher „kommts, daß deine Weisheit, die der göttlichen

„glei-

„gleichet, welche bishero stets bewährt befunden „worden ist, ihre Laufbahn geändert hat?

„Ich besaß eine gesetzmäßige Ehefrau, die ich „in Beyseyn des Mandarins, der unsern Ehever„löbnissen beywohnet, geheyrathet hatte, und du „hast sie mir geraubet. Du bringst mich nicht „allein um meine nächtlichen Vergnügungen, und „um den Genuß einer Frau, die ich zärtlich liebe, „sondern auch um meine Erben: denn ich habe „sechs starke Kühe, die mir alle Tage viele Milch „geben; vier große fruchtbare Reisfelder; 200 „Werkschuh Pomeranzenbäume, 100 Frucht„bäume; und einen großen Fischteich, worinn die „schönsten Karpen in deinem Reiche gefangen „werden. Was am allerempfindlichsten für mich „ist, sind die Spöttereyen, welche ich von meinen „Landsleuten ausstehen muß, die sich täglich über „mich aufhalten, und mit einem hämischen Tone „zu mir sagen: ich wünsche dir Glück zu deiner „Verbindung mit dem kaiserlichen Hause. Um „mich recht toll zu machen, erkundigen sich einige „Unverschämte, ob meine Frau bald niederkom„men werde? Etliche Unbesonnene sagen scherz„weise zu mir: was ist es nicht für ein Vergnü„gen Kinder zu haben, die so wenig zu machen „kosten! Es ist keiner, der mir nicht ins Gesicht „lachen sollte, und alle betrachten mich wie einen „Narren.

„Ich weis nicht, erhabner Kaiser, was dir „zu meiner Frau einen Geschmack beygebracht „haben mag. Sie ist artig, das ist wahr, aber

„eben nicht gar zu appetitlich; und wäre ich nicht „ihr Ehemann, so würde es mir lieb seyn, daß du „sie mir vom Halse geschafft hast. Sie hat einen „häßlichen Zufall, den sie vor ihrer Heyrath „nur allein wußte, und welcher anitzo dir, ihr und „mir bekannt ist.

„Ohne Umschweife mit dir, großer Fürst, zu „reden; sie kann ihr Wasser nicht halten. Ich „mußte alle Morgen durch zwey Sklavinnen die „Betttücher auswaschen, und in meiner Schlaf„kammer räuchern lassen.

„Außerdem kann ich dir nicht verheelen, Sonne „der Welt, daß sie ein sehr listiges Weib ist. An„fangs wird sie dich durch allerhand Kleinigkei„ten an sich locken, Comedie spielen, singen, tanzen, „dir kleine lustige Mährgen erzählen, und mit den „Begebenheiten zu Peking, die sie zuerst erfahren „wird, dich unterhalten. Sie wird dich bereden, daß „sie deine Person und nicht vorzüglich deine Krone „liebt; sie wird dein Temperament, deine Ge„müthsart, deine Leidenschaften ausforschen, deine „schwächste Seite zu entdecken suchen; und so „bald sie dieses weis, wirst du nicht länger Kai„ser seyn; sie allein wird das Reich beherrschen; „du wirst der Sklave deiner Sklavinn werden. „Sie wird über alles, wie eine unumschränkte Ge„bieterinn regieren, deinen Thron einnehmen und „an deiner Statt herrschen; sie wird nach ihrem „Gefallen die vornehmsten Stellen im Reiche „vergeben, alle Bedienungen verkaufen, deine Gna„denbezeigungen zu Gelde machen, und unermäß-

„liche

„liche Schätze zusammen häufen, die sie dem all-
„gemeinen Umlauf entziehen wird. Sie wird dich
„so weit bringen, daß du deine geschicktesten Mini-
„sters verbannest, und andre dafür einsetzen, die der
„Geschäffte unerfahren sind. Sie wird den alten
„Familien des Reichs die vornehmsten Würden,
„die sie seit undenklichen Zeiten verwaltet haben,
„entziehen, um solche Leuten von geringer Abkunft
„zu ertheilen; kurz, alles wird sie in Unruhe und
„Verwirrung setzen, denn ich kenne meine Frau,
„sie ist sehr ehrsüchtig, ob sie gleich nur einen mit-
„telmäßigen Verstand hat. Sie war nicht im
„Stande meinem Hause vorzustehen; urtheile
„nun, wie sie dein Reich verwalten wird?

„Giebst du diesen Gründen kein Gehör, so habe
„ich dir noch wichtigere vorzulegen. Du bist der
„Statthalter Gottes auf Erden; sey also, wie er,
„gerecht; und willst du ja ungerecht seyn, so beher-
„zige wenigstens deinen eignen Vortheil. Nicht
„nur deine Macht, sondern auch deine Sicherheit
„hängt von der Tugend ab. Könnte die göttliche
„Weisheit sich einen einzigen Augenblick verleug-
„nen, so würde Himmel und Erde zu Grunde ge-
„hen; die Welt würde wieder in ihr voriges
„Nichts verfallen. Ein Monarch, der die Pflich-
„ten gegen sich selbst aus den Augen setzt, giebt
„seinem Volk Anlaß, die ihm schuldigen Pflichten
„nicht mehr zu beobachten; denn wenn er nicht
„tugendhaft ist, mit was für Recht fordert er, daß
„seine Unterthanen es seyn sollen? Und hören sie
„auf, das zu seyn, was läuft er nicht für Gefahr?

„Alle Kaiser und Könige, welche von jeher vom „Throne gestürzt worden sind, haben ihn blos da„durch verlohren, weil dieses Band zerrissen war. „Das Beyspiel des Fürsten ist eine ansteckende „Seuche, die sich überall ausbreitet, und selbst Tu„gendhafte angreift.

„Sobald du dich berechtiget zu seyn vermey„nest, eines andern Frau zu rauben, werden die „Mandarins deinem Exempel zu folgen sich kein „Bedenken machen: was für Ungerechtigkeiten „werden alsdenn nicht im Reiche begangen wer„den? Das Volk wird keinen Beschützer mehr „haben, weil die Weisheit des Fürsten, der sie „schützte, verderbet ist.

„Die Abhängigkeit des Unterthans von seinem „Monarchen ist die Folge von des letztern Tu„gend; wenn diese aufhöret, fällt die Abhängig„keit hinweg. Alsdenn kann das entfesselte wilde „Thier den Fürsten zerreißen. Ich habe die Ge„setze des Staats durchgelesen, um gegen dich „nach dem ordentlichen Wege des Rechts zu ver„fahren, ich habe aber kein Gesetz gefunden, wel„ches die Bürger in einem solchen Falle schützte. „Zweifels ohne sahen die ersten Gesetzgeber das „Verbrechen als eine für die Majestät so abscheu„liche Sache an, daß sie nicht glaubten, es würde „ein chinesischer Regent dergleichen je begehen. „Allein, wenn gleich die Gesetze dich wider meine „gerichtliche Verfolgung in Sicherheit gestellet ha„ben, so werden sie dich doch vor meiner Rache nicht „schützen können. Das Leben des Fürsten steht

„in

„in der Macht des geringsten Unterthans, welcher „den Tod nicht scheuet. Dieser ist so gar ein „Mittel gegen sein Leiden.

„Woferne du mir, nach Verlesung dieses Me„morials, nicht gleich meine Frau auslieferst, so „erkläre ich dir hiermit, daß ich dich nicht mehr „für meinen Oberherrn erkenne, und daß ich mich „von dem Eyd der Treue, den ich dir als Unter„than geleistet habe, entbunden halte.

„Ich will so viel Misvergnügte, als ich werde „finden können, versammlen, und im ganzen Reiche „ausrufen: O ihr Chineser, unser Kaiser ist ein „Wütrich. Er hat mir mein Weib genommen, „und zu seiner öffentlichen Beyschläferinn ge„macht; ich beschwöre euch, bey dem Confucius „selbst, der nie gewollt hat, daß die Völker seiner „Sekte dergleichen Schande ausgesetzt seyn soll„ten, helfet mir meine Rache an ihm ausüben! „Und sind sie taub gegen mein Geschrey, so glaube „deswegen nur nicht, daß du der Strafe, die dein „Verbrechen verdienet, entgehen wirst. Wenig„stens fürchte alles von einem Unterthan, dem Liebe „und Verzweiflung den Arm waffnen ꝛc. ꝛc. „

Der Kaiser wurde durch dieses Memorial, wie vom Donner, gerührt; ein neues Licht erheiterte auf einmal seinen Verstand. Anstatt daß diese aufrührische Schreibart in dem Verfasser nur einen rebellischen Unterthan ihm angezeiget hatte, fand er vielmehr sich ganz allein schuldig. Er befahl ohne Anstand, man solle dem Mann seine Frau wiedergeben, und verbannete den Mandarin,

der sie ihm vorgestellet hatte, in eine entlegene Provinz.

Der Unterthan kam wieder zu sich selbst, erkannte seine Tollkühnheit, warf dem Kaiser sich zu Füßen, erklärte sich gegen sein Oberhaupt der beleidigten Majestät und des Todes schuldig, weil er die gebührende Ehrfurcht verletzet hätte.

Sein Memorial wurde an eine außerordentliche Rathsversammlung von Mandarins gesandt, die hiezu absonderlich ernennet waren. Sie verurtheilten den Verfasser als einen Aufrührer zum Tode. Der Kaiser begnadigte ihn, mit der Bedingung, daß er nebst seiner Frau auf ewig Peking meiden sollte.

Drey und dreyßigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an denselben zu Peking.

Von Paris.

Die französische Regierung ist monarchisch, das ist, idealisch, denn es hat niemals auf Erden eine dergleichen gegeben, oder sie ist wenigstens von kurzer Dauer gewesen.

Es ist ein erzwungener Staat, der sich entweder in eine Republik verwandelt, oder in ein despotisches Regiment ausartet. Anfangs hält die monarchische Verfassung die Waage zwischen dem Regenten und den Unterthanen; viele aus der Natur dieser Regierungsform hergenommene Zünfte und Gemeinden machen das Gleichgewicht aus; allein,

allein, es entsteht ein Krieg. Ist das Volk am schwächsten, so errichtet der Monarch eine unumschränkte Gewalt.

In diesem Falle befindet Frankreich sich gegenwärtig. Die Franzosen stritten ohne Zweifel lange mit ihren Königen, um ihre Freyheiten zu behaupten; aber diese, als die stärksten, vernichteten die Vorzüge des mittlern abhängigen Ansehens, welche die Natur dieses Regiments mit sich führte, und gründeten die Macht eines Einzigen auf die Trümmer der Monarchie.

Keine Gemeinde kann heut zu Tage in Frankreich dem Willen des Königs sich mit Nachdruck widersetzen; auf was für eine Seite sein Ansehen auch sich hinneiget, so behält es stets das Uebergewicht. Wenn er einen Schatten der Macht übrig läßt, so geschieht es deswegen, weil es den Fürsten nicht allemal vortheilhaft ist, sich so unumschränkt zu zeigen, als sie wirklich sind. Um die Dienstbarkeit desto besser einzuführen, muß man einen Schein der Freyheit übrig lassen. Der Staat würde gar zu schwach seyn, wenn die Unterthanen erführen, daß sie gänzlich Sklaven sind; man kann ihnen vergönnen, daß sie es muthmassen, sie dürfen es aber nicht errathen.

Es ist allhier ein Tribunal, dem man den Schatten eines Ansehens läßt; man nennt es das Parlement, welches in vorigen Zeiten, wie man sagt, die Rechte der Nation vertheidigen sollte. Es ist ihm erlaubt, dem Könige Vorstellungen zu thun, die Nothdurft des Staats und das Elend

der

der Völker vorzutragen. Das ist sein ganzes noch übriges Recht, welches man ihm schon genommen haben würde, wenn es nicht selbst zu Befestigung der uneingeschränkten Gewalt, die es gerne zernichten wollte, das seinige beytrüge.

Vier und dreyßigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin zu Peking, über die Geschichte.

Von Paris.

Hier sind einige der vornehmsten Epochen von Europa. Wenn man die großen Veränderungen der Reiche weis, so kennet man bald das Genie und den Charakter ihrer Nationen.

Als die Römer die Welt durch Krieg bezwungen, theilten sie Europa, wie sie sich solches unterworfen hatten, ein Ansehen der Größe mit; bey ihrem Verfall aber gerieth es wieder in seinen ersten niedrigen Zustand, woraus sie es gezogen hatten. Eine finstere Nacht breitete sich über diesen Welttheil aus. In diesem Zustande wäre sie vielleicht glücklich gewesen unter einem großen Eroberer zu stehen, der sie aus dieser allgemeinen Schlafsucht gezogen hätte; aber damals gab es keine gewaltthätigen Besitzer. Man findet Zeitalter bey den Europäern, wo die Menschen weder Laster noch Tugenden haben.

Europa war dazumal unter eine Menge kleiner Tyrannen zertheilet, die ihre Herrschaften nicht erweitern

weitern konnten. Keiner von ihnen war groß genug, oder welches immer fast einerley ist, ehrgeizig genug, um die andern zu berauben und unumschränkt zu regieren.

Während einer langen Folge von Geschlechtern war dieser Theil der Erdkugel gleichsam in seinem eignen Mittelpunkte beysammen. Die Welt vernahm von ihm nichts, bis zu einer Zeit ein Kaiser erschien, der ihn mit einigem Aufsehen auf dem Schauplatze der Welt auftreten ließ.

Dieser Kaiser, den die Christen Carl den Grossen nennen, war groß genug, um ein Volk in guten Stand zu setzen, aber zu klein für ganz Europa. Mit seinen eigenen Angelegenheiten beschäfftiget, gieng sein Augenmerk nicht über seine Eroberungen; sein Glück that alles. Man sollte fast denken, er habe bloß einen großen Ruf hinter sich lassen wollen. Ob er gleich viele Einrichtungen und Anordnungen machte, so ließ er doch Europa, wie er es gefunden hatte. Der Landbau war nicht in seinem Plan begriffen. Die Erde war zu seiner Zeit unangebauet, und er ließ sie brach liegen.

Man sieht aus den langen und hartnäckigen Kriegen Carls des Großen, daß er mehr das menschliche Geschlecht zu vertilgen, als herzustellen geneigt war. Er denkt nicht einmal daran, gerechte Gesetze zu geben, ohne welche doch keine Macht bey den Menschen bestehen kann.

Zu seiner Zeit machte die ungestrafte Begehung der Verbrechen, einen Theil des Völker-

rechts

rechts aus. Jedermann der Geld hatte, konnte einem andern das Leben nehmen. Die Gerechtigkeit selbst verordnete diese Ungerechtigkeit; es kostete ungefähr 100 Unzen Silbers, um einen Großen todt zu schlagen, und so weiter nach Proportion. Eine jede Privatperson hatte in dem Geldkasten den Werth aller ihrer Missethaten. Man konnte, so zu sagen, seine Bosheit thätig machen. Alle Ungerechtigkeiten waren gewürdert, jede hatte ihren gewissen Preiß. Wenn ein Fürst, der vor groß gehalten wird, solche Misbräuche nicht abschaffet, so kann man sagen, daß seine Größe in der Einbildung bestehet.

Die Könige waren selbst die ersten, welche Beyspiele von diesen Verbrechen gaben: sie tödteten und mordeten, wie ihre Unterthanen.

Kein öffentliches Gebäude, kein Denkmaal zierete Europa; die Steinhaufen der römischen Größe waren die einzige Pracht, so man bemerkte: kein Recht der Erbfolge auf den Thron war festgesetzt; der geringste Räuber, der mächtig genug war, nahm die erste erledigte Krone, und setzte sich dieselbe auf. Die Unterthanen stürzten ihre Regenten vom Throne, und gaben solchen, wem sie wollten.

Carls des Großen Prinzen vermehrten die Unruhe und Verwirrung. Sie schlugen sich unter einander, und stritten um ein wenig befestigtes Reich, welches sie durch ihre Uneinigkeiten noch mehr schwächten; so daß der geringe Funken, der unter diesem Kaiser aufgegangen war, nur dazu diente,

diente, die Finsterniß, welche vorher in Europa geherrschet hatte, noch mehr zu vergrößern. Vielleicht hätte endlich ein großer Tyrann sich aller der Gewalt bemächtiget, die damals die europäische Welt theilte; und diese allgemeine Anarchie hätte wenigstens das Gute gestiftet, daß nur ein Regent gewesen wäre. Es hatte sich aber eine Begebenheit in der Welt ereignet, welche der Sache eine ganz andre Gestalt gab.

In dem Buche des christlichen Confucius stehet, Gott habe die Gestalt eines Sterblichen an sich nehmen, und um die Menschheit wieder zu erkaufen, an einem Kreuze den Geist aufgeben wollen. Nach seinem Tode gab ein armer Fischer, den die Christen Peter nennen, sich für dessen Statthalter auf Erden aus. Er bewieß zwar sein Vorgeben mit nichts, man glaubte ihm aber auf sein Wort. Seine Nachfolger sagten dieses auch, und man glaubte ihnen gleichfalls.

Das war ein neuer Auftritt auf dem Schauplatze der Welt, einen armen Mandarin ohne einige Gewalt zu sehen, der ganz allein mit der noch übrigen Macht des römischen Reichs stritte.

Dieser Mann sagte zu den Königen in Europa, ich verbiete euch mächtig zu seyn, und befehle euch, mir zu gefallen, euch eurer Güter zu begeben. Und ihr Völker, vernehmet meine Gebote, ihr sollt nichts essen, als was ich euch erlauben werde, es sey denn, daß ihr meine Bewilligung erkaufet. Ihr sollt weder eure Muhmen, noch eure Basen, noch eure Nichten heyrathen, es stehet euch aber

frey

freyn solches zu thun, wenn ihr mir Geld dafür bezahlet. Ihr müsset mir in allen Dingen gehorchen, und mich als einen unfehlbaren Menschen betrachten, auch wo ihr gewahr werden solltet, daß ich mich irre. So sprach er, und alle Völker ließen den Kopf hängen und gehorsamten.

Es ist erstaunend, daß Monarchen sich so sehr haben erniedrigen wollen, einen Sterblichen, der fast jederzeit von geringer Abkunft war, um die Erlaubniß zu bitten, sich von einer Gemahlinn zu scheiden, die ihnen Ueberdruß erweckte, und die sie nicht mehr liebten. Die Europäer überlegen diesen Punkt ihrer Geschichte nicht genugsam; er ist ohne Beyspiel in der Welt. Man nimmt den Fürsten oft ihre Krone und Scepter, aber man läßt ihnen mehrentheils ihren Willen, und noch mehr ihre Begierden.

Das Regiment des Christs ist das erste unter den Menschen, welches ohne Blutvergießen gestiftet wurde. Seine Errichtung warf das politische System der Alten über den Haufen. Es zerschnitt die Nerven der allgemeinen Gewalt. Hierinn entdeckt man eben die Ursache von der gegenwärtigen Schwäche Europens. Ein armer Fischer that mehr Schaden, als die Macht des römischen Reichs zu thun vermögend gewesen war.

Der erste Streich, den er Europa beybrachte, traf die allgemeine Fortpflanzung. Das christliche Rom, welches volkreiche Nationen scheuete, hemmte den Lauf der Natur. Der eingeführte

eheloſe Stand vernichtete die Menſchheit. Man verhinderte das Entſtehen einer zahlreichen Geſellſchaft, wofür man ſich fürchtete. Wenn Peter und ſeine Nachfolger nicht geweſen wären, ſo würden heut zu Tage 60 Millionen Einwohner mehr in Europa vorhanden ſeyn.

Außer dieſem Abgange an Menſchen verurſachte Rom, daß die Erde nicht behörig angebauet wurde. Die meiſten Unterthanen der Regenten verließen die Geſellſchaft; ſie thaten Gelübde des Müßiggangs, und beſchäfftigten ſich mit nichts, als Gott in einer Niſche zu betrachten. Von der Zeit an blieb Europa, welches ohnedem ſchon übel angebauet worden war, ganz wüſte liegen, weil es an Leuten zu Beſtellung der Aecker mangelte; und dieſes Welttheil, ſo zur Zierde der Natur, wie unſer China erſchaffen war, trug nichts mehr zu ihrer Verſchönerung bey. Durch den neuen Hang, welchen das chriſtliche Rom dem allgemeinen Reichthum in Europa zu geben wußte, gerieth es in einen dritten Verfall. Rom zog nach und nach die Reichthümer aller Nationen an ſich.

Rom verurſachte aber ein noch weit größeres Uebel. Es veranlaßte eine allgemeine Veränderung in den Gemüthern; ſeine Lehre verwirrte alle Begriffe; man mußte Dinge glauben, die nach der Natur des menſchlichen Verſtandes unglaublich waren; dieſes hieß der Glaube. Dadurch wurde die Religion der Vernunft an die Seite geſetzt. Man mußte dieſer entweder abſagen, oder

aus der Gemeinschaft der Gläubigen sich verbannen; weil die Gemeine, welche, seitdem die Sekte des Christs die Oberhand bekommen hatte, diejenigen verächtlich machte, so sich davon ausschlossen.

In kurzem erstreckte sich dieser Glaube über alles. Sowohl in der Politik, als in den andern Geschäfften der bürgerlichen Gesellschaft, glaubte man unbesehens, und entschied ohne Kenntniß. Das bloße Ansehen brachte diese Wirkungen zuwege. Einige Männer sprachen, und die Vernunft schwieg. Der menschliche Verstand wurde dadurch heruntergesetzt.

Das größte Uebel bestund in der Veränderung, welche diese Einrichtung in den Sitten hervorbrachte. Statt der heidnischen Tugenden kamen abscheuliche Laster in Gang. Die Griechen, die Römer, und überhaupt alle Völker, welche die Christen Götzendiener nennen, hatten das Priesterthum von dem politischen Staate jederzeit unterschieden. Diese zwo Mächte, deren jede ihre absonderlichen Laster hat, waren getrennet; wie sie aber unter den Päbsten vermischt wurden, so wurden die Sitten auch verderbet.

Nie hatte das alte Rom, in seiner größten Verderbniß, Schandthaten von der Art ersonnen, welche das christliche Rom ausbrütete. Eine Mischung von abscheulichsten Verbrechen, überlegte Greuel, vorsetzliche Bosheiten, breiteten sich aller Orten aus.

Inzwi-

Inzwischen war noch ein Schatten des römischen Reichs übrig; aber die Kaiser hatten sich taufen lassen, dieses richtete ihre Macht vollends zu Grunde. Sie hatten das Reich in zwey Theile, nämlich in das Morgen- und Abendländische getheilt. Seit der Zeit waren sie so entkräftet, daß sie, ohne die Beyhülfe der Nebenursachen, wodurch sie sich viele Jahre hindurch erhielten, sogleich hätten erliegen müssen.

Die Geschichte von Europa ist nicht mehr eine Folge der Griechen und Römer ihrer, welche die Welt beherrschet hatten; sondern die Historie etlicher, nichts weniger als großen Eroberer, die einander die Rechte auf die Staaten nur schwach streitig machten, auf die weder sie noch ihre Besitzer gegründete Ansprüche hatten.

Viele Jahrhundert hindurch werden die Nachrichten von diesem Welttheile ein vollkommnes Labyrinth. Man findet darinn großmüthige, vortreffliche Fürsten, große, beherzte, unerschrockne Staatsmänner, welche in der andern Hälfte ihres Lebens furchtsam, blöde, schwach und fast ganz tumm werden: und so gehet es den Völkern ebenfalls. Sie sind in dem einen Jahrhunderte nie das, was sie in dem andern waren.

Die verschiednen Staaten in Europa werden in der Eile errichtet, und so gut es angehen will. Alle wollen nach den Grundsätzen dieser römischen Monarchie regieren, wovon noch immer ein Schattenwerk übrig war. Das Entstehen des heutigen Europa ist ein erstaunender Auftritt. Es

formirt ſich nicht durch einen einmüthigen Vertrag der Völker; das Glück allein regiert dieſe Begebenheit.

Fünf und dreyßigſter Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Lyon.

Ich laufe vom Morgen bis an den Abend durch die Seidenmanufakturen, womit dieſe Stadt angefüllet iſt, ich bin beſtändig in Damaſt; ich gehe auf Sammet; denn Lyon iſt von Seide gemacht; die Häuſer ſind von Gros de tours.

Man ſiehet hier wenig Ackersleute, alle Bürger ſind Werkmeiſter. 40000 Einwohner, die Brod könnten machen, verfertigen Taffend.

Lyon ſoll das rechte Auge von Frankreich ſeyn. Ich für meine Perſon glaube, daß es ſchielet, und daß die Monarchie aus dieſer Urſache alles verkehrt ſiehet.

Die Vortheile der hieſigen Fabriken werden hier von denen, die einen perſönlichen Eigennutz dabey haben, ſo geometriſch bewieſen, daß derjenige, welcher heut zu Tage ihnen das Gegentheil darthun wollte, für einen Menſchen angeſehen werden würde, der von der Staatswirthſchaft falſche Begriffe hätte. Man berufet ſich immer darauf, wie nützlich die Handwerke wären; ſie ſind allerdings etwas Gutes, ſie verlieren aber

dieſen

diesen Namen, wenn sie nicht wohl verknüpft sind.

Jedes feste Land hat seine ihm eigenen Produkte, und die besser als andre sich zu seiner Physik schicken. Aus der Lage Frankreichs und der Sonne, die es hat, finde ich, daß die physikalische Waare dieses Landes, die Wolle ist; denn es hat diese Waare vorzüglich vor seinen Nachbarn. Es darf fast keine Unkosten darauf verwenden, die Natur giebt alles dazu her.

Alle französische Provinzen liefern, wie ich gehört habe, Wolle; und nur sehr wenige Seide. Wenn man die vornehmste Materie der Arbeit bey fremden Nationen holen muß, so ist der Abgang an Lebensmitteln durch die Handwerker, ein Uebel; weil der Staat immer ärmer wird, jemehr verzehret wird.

Wie viel kleine Wollenmanufakturen sind nicht durch die Seidenfabriken zu Lyon eingegangen? Denn der Abgang an Lebensmitteln ist in einem Königreiche niemals sich gleich; nimmt der eine zu, so muß der andre nothwendig abnehmen.

Die Franzosen gehen stets weiter, als ihr Vortheil es leidet. Einer von ihren Königen hatte einige von diesen Einrichtungen in dieser Stadt veranlasset; das Vorhaben war löblich, dabey mußte man es bewenden lassen. Dieser Nation ist es aber nicht gegeben, auf einer Stelle zu bleiben, sie muß entweder vorwärts oder zurückgehen.

Es würde nunmehro Mühe kosten, die Beherrscher von Frankreich zu überführen, daß die gar

zu große Menge der Fabriken in Lyon dem Besten des Staats zuwider sind. Man müßte zu dem Ende alle Theile des wirthschaftlichen Systems deutlich aus einander setzen, die Vortheile der vornehmsten Materie mit dem Nutzen der Handwerke abwägen, den Werth der Arbeit eines jeden Bürgers berechnen, die nützlichste von allen unterscheiden ꝛc. Was für eine Arbeit für Staatsmänner, die ihre Beschäfftigungen auf Ministerialverrichtungen einschränken! Man läßt die Sachen lieber so, wie sie sind.

Sechs und dreyßigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Es ist mir nicht wohl möglich, dir einen rechten Begrif von dem, was die Europäer Politick nennen, zu machen. Dein Herz müßte verdorben seyn, und deine Seele, von tausend Verbrechen befleckt, müßte deinen Verstand zu einer Menge List und Ränke fähig gemacht haben. Die Staatspolitick ist eine gewisse geheimnißvolle Aufführung, wodurch die Fürsten ihre Absichten einander zu verbergen suchen; sie ist ein Firniß, den man über die allgemeinen Geschäfte streichet, um ihnen eine andere Farbe zu geben; eine Staatslarve, unter der man allerhand Rollen spielt. Ich möchte sie wohl, eine vorzügliche Kunst

zu

zu betrügen der Europäischen Regenten, nennen.

Alle Staatsminister sind verbunden, Professores der Politick zu seyn; insonderheit müssen die Gesandten der Höfe diese Wissenschaft aus dem Grunde verstehen, weil ihre vornehmste Absicht ist, diejenigen, mit denen sie zu thun haben, zu verwirren; sie auf Abwege und in Irrgärten, deren Ausgänge ihnen unbekannt, zu verleiten; sie stets von ihrem Vorhaben listig abzubringen; viele Freymüthigkeit und Gerechtigkeitsliebe vorzugeben; sich auf Ehre und Redlichkeit zu berufen; beständig von dem geheiligten und unverletzlichen Völkerrecht zu sprechen, ohne jedoch von allen diesen das geringste zu beobachten. Denn wenn ein Abgesandter zum Unglück Tugend besäße, so würde er zu diesen Posten ganz ungeschickt seyn. Ein Fürst kann einem billigen und gerechten Manne seine Angelegenheiten nicht anvertrauen, denn derselbe könnte in Versuchung gerathen, rechtschaffen zu handeln, und sodann wäre alles verlohren. Die Geschicklichkeit des Professors in dieser Wissenschaft, bestehet in der Kunst sie zu verbergen, denn alle Politick fällt hinweg, sobald man solche entdeckt. Man lernet sie an den Höfen der Könige; das heißt, sie entspringt selbst aus dem Orte, der das Heiligthum der Tugend sehn sollte; und man übet sie bey Verwaltung der öffentlichen Geschäfte aus, die am ersten davon ausgenommen seyn sollten.

Weil man mir diejenigen Männer sehr anrühmete, welche bey verschiedenen Europäischen Regierungen sich in der Politick hervorgethan hatten, so ließ ich mir ihre Lebensbeschreibungen bringen, denn diese kann man fast von allen haben.

Nachdem ich solche gelesen hatte, entdeckte ich, daß diese großen Politicker nichts als große Böswichter, ehrlose und in allen Lastern ersoffene Männer gewesen sind. Man siehet einige von ihnen, die der Herrsucht alles aufopfern, und welche, um diesen ihren Endzweck zu erreichen, die erschrecklichste Treulosigkeit begehen. Einige kehren ganz Europa um, ihren Ehrgeiz zu befriedigen; andere bedienen sich der Waffen, oder der Giftmischerey. Jener ermordet seinen Fürsten; dieser läßt ihn durch die Hand des Scharfrichters auf dem Blutgerüste sterben; einer zerstöhret Monarchien, der andere verwüstet ganze Reiche. Die Meuchelmörder, die Missethäter, welche nach dem chinesischen Gesetzen eine schändliche Todesstrafe ausstehen müssen, sind nicht größerer Verbrechen schuldig, als die Politicker.

Diese dem menschlichen Geschlechte so verderbliche Wissenschaft, mußte bey Nationen, wo die Laster des Staats in einer Art von Verehrung stehen, nothwendig tiefe Wurzeln schlagen. Europa hat auch mehr Politicker, als der ganze übrige Welttheil hervorgebracht.

Ich kenne nichts, was fähiger wäre die Menschheit zu entehren, als ihre politische Geschichte. Wenn eine Sache Verachtung gegen die Europäer

päer einflößen kann, so ist es diese Kette der von ihnen verübten Mißhandlungen. Man erschrickt über diese Reihe von vorsetzlich begangenen Verbrechen, um seinen Zweck zu erreichen. Weltliche Fürsten oder Ministers, würden die Bosheit nie so weit getrieben haben. Man behauptet, daß die ganze Politick, welche man in Europa findet, ihren Ursprung von dem christlichen Rom erhalten habe. Die Mandarins Päbste, die größtentheils Leute aus dem gemeinsten Pöbel waren, bedienten sich der Laster, um auf den Thron der Tugend zu steigen. Je dunkler ihre Abkunft war, desto mehr Umwege und Betrügereyen bedurften sie, sich darauf zu schwingen. Es ist gewiß, daß die geschicktesten Bösewichter, die sich vor andern erhoben, jederzeit von dieser Kirche waren. Insonderheit thaten die Cardinäle in dieser Wissenschaft des Betrugs sich hervor, und übertrafen alle andern Politicker in Europa.

Man darf sich nur einen Begrif von einem Politicker machen, um ihn zu entdecken. Er muß ungemein durchtrieben, falsch und schlau seyn; seine Seele muß stets verhüllet, und in ihrem Mittelpuncte seyn; eine schwarze Nacht muß alle seine Handlungen bedecken; er muß zwey oder drey Angesichte und vielerley Gesichtszüge annehmen können; nie muß er sagen, was er gedenket, und nie so denken, wie er sagt. Er muß grausam seyn, und kein Bedenken tragen, das ganze menschliche Geschlecht seiner Ehrsucht erforderlichen Falls aufzuopfern; barbarisch, um Millionen Sterbliche

erwürgen zu laßen; unmenſchlich, ohne Mitleid gegen das menſchliche Geſchöpfe; betrügeriſch, um Ränke zu gebrauchen; geſchmeidig, um ſich in die unterſchiedlichen Characteres zu ſchicken; ſchmeichelhaft, um durch Lobeserhebungen zu verführen; ungerecht, um blos auf ſich zu denken; ohne Treu, alles zu misbrauchen; ohne Geſetz, auſſer ſeines Eigennutzes; ohne Religion, um ſie alle nach ſeinen Abſichten und Entwürfen gebrauchen zu können.

Sieben und dreyßigſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an denſelben.

Von Paris.

Wie glücklich biſt du, werther Kié-tou-na, daß du in einem Lande wohneſt, von dem die Menſchenliebe und die öffentliche Ordnung den Schrecken und die Furcht des Krieges verbannet haben! Die Provinz, worinn ich jetzo lebe, verlanget bloß nach einem Blutbad; ich glaube nicht, daß unter den grauſamen Tygern im Walde, und der Nation ein Grad Unterſchieds ſey. Seit 200 Jahren ſchlagen und erwürgen die Europäer einander ohne Unterlaß; das ganze feſte Land wird dadurch verheeret. Bald werden keine Menſchen mehr darinne ſeyn, nichts als Canonen und Flinten wird man da antreffen.

Bey meiner Ankunft allhier beobachtete ich eine große Bewegung unter den Einwohnern; als ich nach der Urſache fragte, wurde mir geſagt, daß die

Nation

Nation viele Feinde zu bestreiten hätte, und daß sie zween Kriege, einen zu Land und den andern zur See, auf einmahl führte. Das war alles, was ich erfahren konnte, weil dem Volke selbst nichts mehreres davon bekannt ist.

Die Franzosen welche ihre Güter und das Leben für den Staat aufopfern, wissen nie die Ursache der Kriege. Man befiehlt ihnen die Waffen zu ergreifen, und in den Streit zu ziehen; sie rücken gegen den Feind und lassen sich todt schlagen. Andere nehmen ihren Platz ein, und lassen sich eben so niedermachen, ohne daß es einem von ihnen jemals im Sinn gekommen wäre, seinen Befehlshaber um die Ursache dieses Mordens zu befragen. Solche Leute nennet man ächte Franzosen, getreue Unterthanen. Einen jeden französischen König umringen nach seinem Ableben zehen oder zwölf Millionen Schatten seiner getreuen Unterthanen, die sich in Belagerungen und Schlachten für ihn haben umbringen lassen.

Wie sollen die Völker die Ursache dieser Kriege wissen, da sie den Fürsten selbst unbekannt ist? Dieses kommt fast jedesmal auf eine gewisse Beschaffenheit des thierischen Geistes an. Wenn in der Zahl der regierenden Monarchen ein einziger sich befindet, der Ehrgeiz und Herrschsucht besitzet, so ist gleich ein allgemeiner Krieg da. Anitzo befindet sich in diesem Welttheile eine Person mit Namen Fr.., die Europa umkehret, und ganze Bäche von Blut strömen läßet. Das kommt daher, weil sie ein trocknes Geblüt ohne wässerige

Theile

Theile hat; darum sind alle europäische Völker itzt gegen einander gewafnet.

* *

Acht und dreyßigster Brief.

Der Mandarin Kié-tou-na, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Peking.

Die Regierungswissenschaft in Asien ist ein ganz einfaches Ding: ein Mann befiehlet andern; der Wille des Fürsten ist das vornehmste Gesetz; er gebeut und man gehorchet ihm; das ist die asiatische Regierung.

In Europa soll es ganz anders hergehen, wo eine jede Staatsverfassung combinirt ist. Die Gesetzgeber haben einer jeden Macht eine Art von Ballast zugetheilt, um einer andern das Gleichgewicht zu halten. Nicht der Eigensinn, sondern die Vernunft ist es, welche die Menschen leitet. Man machet uns hier eine so vortheilhafte Schilderung von dieser Verbindung der Macht, daß ich manchmal unzufrieden bin, kein Europäer zu seyn; denn ich gestehe dir, unter allen Glückseligkeiten des menschlichen Geschlechts, ist das Glück, unter der Herrschaft der Vernunft zu leben, das allergrößte.

Ich erwarte von deiner Freundschaft, daß du mir ein genaues Gemälde von dieser Vollkommenheit der Kunst, die Menschen zu regieren, ohne ihre Freyheit, die in Europa eingeführt seyn soll, zu verletzen, mittheilen werdest.

Neun

Neun und dreyßigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an denselben zu Pecking.

Von Paris.

Der König von Frankreich ist der mächtigste europäische Fürst. Ohne Gold- oder Silbergwerke zu haben, besitzt er unermeßliche Reichthümer. Seine Schätze sind um desto unerschöpflicher, da sie ihre Fruchtbarkeit aus der Einbildung seiner Unterthanen nehmen. Dieser Monarch ist selbst der Erfinder seines Reichthums. Wenn die Kriege, welche er unternimmt, zu langwährend sind, und er kein Geld zum Unterhalt seiner Truppen hat, so unterhält er sie mit kleinen Stückgen Pappier; und in Ermangelung des Papiers, bezahlet er sie mit eichenen Blättern. *) Ein Fürst, der die Bäume zum Dienst seines Ehrgeizes brauchen kann, muß schlechterdings groß seyn.

Er lenket die Gedanken seiner Völker, wie er will: ist er ihnen tausend Millionen schuldig, so beweiset er ihnen auf eine unwidersprechliche Art, daß sie nicht einen Heller von ihm zu fordern haben, und bezahlet sie mit nichts.

Der blinde Gehorsam seiner Unterthanen ist ein zweytes Triebwerk seiner Gewalt. Er ziehet die Maschine der Unterthänigkeit nach Belieben auf; er darf nur etlichemahl mehr herumdrehen.

Wenn

*) Papier ohne Werth.

Wenn er einen Krieg anfangen will, so sagt er zu seinen Generalen, ziehet 200000 Mann zusammen, und schlaget euch auf einer bestimmten Ebene; sofort rücken die Truppen ins Feld. Und ihr, Völker, ihr sollet mir eure Güter zustellen, und in meine Schatzkammer alle euer Geld schicken, ohne etwas zu eurem nöthigen Lebensaufenthalt zurück zu behalten; sogleich sind seine Kasten angefüllet; seine Unterthanen geben ihm alles hin, sogar das letzte, was sie zu leben übrig haben.

Es gehöret keine große Einbildungskraft, wie du siehest, zu dieser Gewalt; sie beruhet auf zwey oder drey Verordnungen. Der geringste Unterthan dieser Monarchie, der viel Ehrsucht und wenig Menschlichkeit besäße, könnte ein großer König werden. Inzwischen heißt es, diese Anstrengung des Verstandes rühre nicht von ihm her; seine Minister helfen ihm diese Größe einrichten, und vereinigen die Mittel dazu; sie ersinnen solche und nehmen die Ausführung über sich.

Man könnte leichter den Sand des großen Weltmeers, als die Anzahl der Verordnungen zählen, die seit einem Jahrhundert in dieser Monarchie öffentlich kund gemacht worden sind. Du kannst leicht erachten, daß sie einander entgegen und widersprechend sind; denn wenn sie sich auf einander richtig bezögen, so würde ein übereinstimmendes System in dieser Regierung seyn, 100000 Widersprüche aber machen, daß nichts weniger als das vorhanden ist. Eine Verordnung

wird

wird durch die zweyte aufgehoben, und diese durch eine dritte für ungültig erkläret.

Aus dieser beständigen Widerufung des königlichen Willens entsteht ein Contrast, der in dieser Regierungsart einen paradoxen Satz gründet, den ich dir nicht erklären kann, weil er mit den übrigen Sitten der Nation sich nicht vergleichen lässet. Es ist in der bürgerlichen Gesellschaft von Personen, die auf Ehre halten, in Frankreich eingeführt, daß man einen Lügner, als einen Betrüger ansiehet, als ein unwürdiges Mitglied der Gesellschaft, und daß man ihn für niederträchtig hält; ich kann also nicht begreifen, warum der König in Frankreich, der beständig die Unwahrheit in seinen Verordnungen redet, für groß geachtet wird?

Vierzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Oberhaupt der Geschichte zu Peking. Folge der großen Epochen von Europa.

Von Paris.

Wie Carl der Große Europa aus der Schlafsucht, worinn es sich befand, zog, hatte er demselben einen Ehrgeiz gegeben, von dem es vorher nichts wußte. Ein allgemeiner Nacheifer hatte sich unter den Nationen ausgebreitet; einige hatten sich über sich selbst erhoben.

Die Sachsen waren dieser ersten Nacheiferung zuvor gekommen; sie waren, so zu sagen, hinter

der

der Weltſcene herausgegangen, und auf dem Europäiſchen Schauplatz erſchienen, auf welchem ſie die vornehmſte Rolle ſpielten. Dieſes Volk hatte Staaten erobert, oder beſſer zu ſagen, überfallen, und war ohne eine Macht zu haben, mächtig geworden. Dieſe Sachſen hatten kein Recht über die Völker, die ſie unters Joch brachten, eben ſo wenig als die, welche vor ihnen, andere ſich unterworfen hatten.

Ihre Räubereyen, ihre Wuth, ihre Hitze, ihre Herzhaftigkeit hatten ihnen den Weg zur Größe geöfnet; wenn man eine Folge der Gewalt und unrechtmäßigen Beſitze, mit dieſem Namen belegen kann.

Die Dänen hatten einen Verſuch an ſich ſelbſt gethan, um mächtig zu werden, und es gelung ihnen auf den erſten Streich. Ihre Eroberungen gaben ihnen einen Rang in der Welt, den man nicht von ihrer Geringfügigkeit erwartet hätte.

Die Normänner erſchienen und fielen ein. Dieſes waren andere nordiſche Räuber, die in Europa, wie eine Flut, ſich ausbreiteten. Carl der Große, für den ſie ſich fürchteten, hatte ſie bey ſeinem Leben in Zaum gehalten; nach ſeinem Tode aber zeigten ſie ſich aller Orten. Sie hatten weder Geſetz, noch Ordnung, noch Kriegszucht; ſie ſuchten ihren Ruhm in Plündern, ihr Eigenthum waren die Staaten, die ſie einnehmen konnten. Die Normänner machten keine Eroberungen, ſie raubten die Cronen. So waren die drey herrſchenden Völker anfangs beſchaffen: dieſes beweiſet,

set, daß keine allgemeine Macht da war, die Europa in Zaum halten konnte, und daß seine Beherrschung von den ersten Räubern abhieng, welche die Kühnheit hatten, sich derselben anzumaßen. Alle die andern Völker, welche furchtsamer und ohne Kräfte waren, hatten keine eigene Gewalt, und sollten noch erst formiret werden.

Rußland, so weitläuftige Länder besaß, lag wie in dem Nichts seiner Größe begraben. Es war ein ungeheurer Körper ohne Seele. Weil es lange Zeit mit Annehmung des Christenthums zauderte, blieb es länger von dem übrigen Europa abgesondert.

Pohlen war den Kaisern unterthan, die ihn keinen andern König, als von ihrer Hand zu haben, erlaubten. Nicht allein die Nation, sondern der Thron selbst war in Sclaverey. Seine Schwäche war groß; denn die Tyranney in diesem Reiche war sehr hoch gestiegen. Die Edelleute hatten die Erlaubniß, alle Arten der Verbrechen zu begehen. Sie konnten ihre Vasallen für etliche Unzen Silbers tödten lassen. Dieser barbarische Gebrauch ist bey dieser gesitteten Nation noch nicht abgeschaft. Dieses Volk kannte die Mittel zur Gewalt so wenig, daß es die Kriegskunst nicht einmal verstund. Die Gesetze waren der Wille der Großen, welche willkührlich regierten, und von ihrer Ungerechtigkeit niemand Rechenschaft gaben. Man nennte dazumal, wie heut zu Tage, die Ungerechtigkeit ein Privilegium: gleich als ob die Tyranney ein Recht seyn könnte.

Von Schweden sprach man noch nichts. Hätte eine Macht sich zur Größe erheben sollen, so war es diese In ihrer Verfassung, hatte sie Mittel mächtig zu werden ergriffen, die, behörig angewandt, aus diesem kleinen Volke einen großen Staat gemacht haben würden. Der geringste Unterthan der Monarchie ist befugt an dessen Erhaltung zu arbeiten. Die Bauern hatten Sitz in der Rathsversammlung, wurden zu den Berathschlagungen gezogen, und wachten selbst über ihr Interesse.

Die Auflagen der Schatzungen, welche der Probierstein der Verwaltung sind, konnten ohne ihre Einwilligung nicht geschehen. Dieses Volk war seines Unterhalts gewiß, weil es sich selbst schätzte, und weil es dem Staate nichts gab, als was es ihm geben konnte. Der König durfte keinen übermäßigen Ehrgeiz haben, weil das Volk die Mittel dazu sich vorbehalten hatte, es erlaubte ihm blos das nöthige Ansehen. Man sollte sagen, dieses Volk habe einige Begriffe von der Errichtung der römischen Freyheit beybehalten, und wäre weniger, als die andern Europäer, in der Sclaverey. Als einer von ihren Regenten einen Theil der Reichthümer seiner Unterthanen sich zueignen wollte, empörten sie sich wider ihn und ergriffen die Waffen.

Ungarn war fast nichts. Es hatte das Recht seine Könige zu wählen; aber so frey es in Ansehung des Thrones war, so sclavisch war es durch seine eigene Tyranney. Die Edelleute hatten das

traurige

traurige Privilegium, ihre Vasallen zu tödten: kein Grundgesetz verwehrte diese unmenschliche Gewohnheit. Ein Beweis, daß nach den großen Staatsveränderungen in Europa die gesitteten Nationen immer noch Barbaren blieben.

Preußen und viele andere nordische Staaten waren so klein, daß man sie nicht gewahr wurde.

Das Haus Oesterreich lag noch in der Wiege, und viele fürstliche Häuser in Deutschland waren kaum gebohren. Einige von ihnen waren noch nicht einmal auf der Welt.

Italien war seit dem Verfalle der Römer sehr in Abnahme gerathen: seine Größe war mit seiner Einwohner ihrer verschwunden. Eine Ebbe und Flut von Völkern hatten es wechselsweise überschweminet.

Einige Länder auf Erden scheinen zu ganz besondern Abwechselungen gemacht zu seyn. Ein Landstreicher mit Namen Romulus hatte Rom erbauet, Banditen zerstörten es, und ein Räuber, Namens Albouin, setzte es ein wenig wieder in Stand. Er war der Anführer einer unter dem Namen der Longobarden bekannten Nation, die sich im Lande niedergelassen hatten. Albouin grif die Sache am rechten Orte an: er ließ das Volk glauben, was es wollte. Ein jeder konte an den Christ glauben, oder ihn als einen Betrüger ansehen. Diese Politik würde Europa vieler Unruhen gesichert haben, wenn die nachherigen Monarchen solcher gefolget wären. Die Longobarden überfielen nicht ganz Italien; die Kaiser herrsche-

ten noch immer fort darinnen. Weil sie aber ziemlich umher reisten; so bestellten sie an ihrer statt einen Verweser, der ihre Befehle ausfertigte, und ihre Verordnungen im ganzen abendländischen Reiche kund machte. Eine Sache bey diesem Volke erhielt es stets ein wenig, so gar wenn es am meisten geschwächet war, es behielt nämlich mitten in dem stärksten despotischen Regiment stets republicanische Gesinnungen, wie die alten Römer.

Italien war bey der neuen Schöpfung Europens nicht so barbarisch, wie die andern Völker; währender Zeit die andern Staaten in der Welt in der Unwissenheit und Blindheit lagen, konnte man zu Rom lesen und schreiben. Rom verhütete, daß die Wissenschaften nicht ganz erloschen; wäre dieses heilige Feuer nicht daselbst aufbehalten worden, so würde heut zu Tage in Europa nichts mehr von Wissenschaften übrig seyn.

Frankreich fieng an sich in Verfassung zu setzen; obgleich viele Provinzen, die es seitdem zu einem weitläuftigen Königreiche gemacht haben, damals dem Staate noch nicht einverleibet waren, so war es doch bereits groß. Blos seine Regenten waren klein. Eine lange Reihe von trägen Prinzen schwächte lange Zeit diese Monarchie, und verhinderte sie durch Europa hindurch zu dringen; ihre Monarchen hatten nur einen Schatten der Oberherrschaft. Kaum betraten sie den Thron. Jede Provinz hatte ihren König, den man einen Grafen nennte, an dessen Hause die Krone erblich,

und

und ganz unabhängig von dem Staate war. Das Scepter war gewissermaßen nur eine Vorstellung, ein Gleichniß der Oberherrschaft. Die kleinen Fürsten bekriegten einander und verheerten den Staat im Angesicht des Königs, der dabey nur einen Zuschauer abgab. Er hatte aber das Recht ebenfalls einen Krieg zu erregen, und die Monarchie zu beunruhigen, so gut wie die andern, und in solchem Falle waren die Vasallen verbunden, ihm die Mittel dazu zu geben. Dieses veranlaßte auf der einen Seite einen Waffenstillstand, und auf der andern einen Krieg. Die Völker hatten keinen gewissen Unterhalt, weil die Truppen das Land verwüsteten.

Diese Monarchie war verlohren, wenn nicht mitten aus ihrer Schwäche selbst eine Kraft sich hervorgethan hätte, die sie erhielte. Man hatte stets die Waffen in Händen; die Völker waren von Natur Krieger. Dieses wandte ihre Niederlage ab.

England führte blos den Namen. Ohne Kräfte, ohne Muth, ohne Macht, gerieth es nach und nach unter die Bothmäßigkeit derer, die sich solches unterwerfen wollten. Es hatte das Joch vieler Völker, fast ohne es gewahr zu werden, getragen, so sehr war es der Dienstbarkeit gewohnt. Die Römer, die Völker, welche man Sachsen nannte, Carl der Große, und andere, die man Normänner hieß, und die Dänen, eroberten es, oder hatten es vielmehr überfallen; denn die Räuber, welche sich dessen bemächtigen wollten, durf-

ten sich nur zeigen. Man bezahlte sie, um ihrer los zu werden; dadurch verursachte man, daß sie öfters wiederkamen. Die Engländer begiengen die Schwachheit sich in ihrem eigenen Lande ausplündern zu lassen. Dieses beweiset, daß die Macht und der Muth der Menschen mehr auf die politische Einrichtung der Staaten, als auf das Clima ankommt; weil das physicalische noch heut zu Tage allda noch eben so ist, und blos das Regiment sich geändert hat.

Spanien war so schwach, daß die africanischen Colonien es eroberten, und den Einwohnern nichts als die Freyheit ließen, sich in Felsenklüfte zu verbergen. Die europäischen Schriftsteller geben ziemlich unbestimmte Ursachen dieser Unmacht an; ich glaube aber, daß sie eigentlich daher rühret, weil die Spanier, welche von Natur eine lebhafte Einbildungskraft besitzen, viel abergläubischer, als die andern europäischen Völker waren, wie sie nach deren Beyspiel, eine mit Gebräuchen und Cerimonien angefüllte Religion angenommen hatten, welches ihre Kräfte und Herzhaftigkeit verminderte. Inzwischen kam unter der Erde ein Anführer hervor, der sie durch sein Exempel zur Tapferkeit anreizte. Dieses Oberhaupt konnte sich zum Regenten aufwerfen, er wollte aber lieber ein Unterthan bleiben; er nahm den Tribut, welchen die Nation den Siegern erlegte, nicht an. Von ihm rechnen die europäischen Jahrbücher den Anfang der christlichen Kirchengesetze; allein wenn man diese Zeitbücher lieset, muß man mehr auf die Sachen, als auf die Worte acht haben. Die

Die Kaiser, welche von der Herrschaft der ganzen Welt etwas geerbet hatten, waren die ärmsten Fürsten auf dem Erdboden; sie besaßen beynahe nichts eigenthümliches; der einzige Reichthum, der ihnen übrig blieb, war ihr Name.

Das nordische Europa, welches alle Völker gegen Süden vertilget hatte, war noch immer barbarisch. Nachdem es durch seine Einfälle alles verwüstet hatte, schien es von seinen Eroberungen ermüdet, der Ruhe nöthig zu haben.

Die Schweitz fieng an Bewegungen zu machen.

Die Republick Venedig war bereits in ihrer Verfassung: die Handlung, und die Streitigkeiten in der Religion und in Europa hatten sie mächtig gemacht; aber sie war niemand fürchterlich.

Genua hatte sich ein wenig vergrößert, und alle die kleinen Staaten waren der allgemeinen Bewegung nachgefolget; sie waren aus ihrem Nichts hervorgekommen, worinn die Griechen, die Römer, und nachmals die Barbaren, sie zurück gehalten hatten.

Aber alle diese neu entstandene Staaten waren stets beunruhiget worden. Ich finde, daß bis an die Geburt des Christs, die heidnischen Secten keine Kriege bey den Menschen verursachet hatten: die Völker hatten ihren Glauben nicht zu einem Gegenstande der Uneinigkeit gemacht; aber die Christen schlugen sich stets um das, was sie glauben mußten.

Man triſt in dieſer Kirche über hundert Arten der Anbetung Gottes an. Man verunſtaltet alles, ſogar das Daſeyn Gottes; man diſputirt darüber ohne Unterlaß.

In den erſten Streitigkeiten über die chriſtlichen Lehrſäße, betraf es die Frage zu wiſſen, ob man die Gottheit wirklich äße und tränke; nämlich, ob das höchſte Weſen ſich verdauete, und ein Auswurf des Leibes würde? Es iſt unmöglich für die Religion eine gebührende Ehrerbietung zu haben, wenn man ſie durch verächtliche Ausdrücke ſo ſchändet.

Ein und vierzigſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Kié-tou-na.

Von Paris.

Die Wiſſenſchaft der veränderlichen Schickſale Europens gehört allhier für eine Claſſe von Gelehrten, die man Staatskundige nennet; ſie geben darinn Unterweiſungen fürs Geld, denn hier verkauft man alles, ſogar das Intereſſe der Fürſten.

Bey meiner Ankunft zu Paris, nahm ich einen dieſer Gelehrten an, um die Urſache der Belagerungen und Schlachten, welche dieſen Welttheil anitzo zerrütten, mir erklären zu laſſen. Dieſer gelehrte Mann ließ 2 oder 300 Bücher zu mir tragen, worinn, wie er ſagte, die Urſache des gegenwärtigen Krieges enthalten wäre. Ich fragte

ihn,

ihn, ob er nicht eine kürzere Lehrart hätte, indem ich wahrscheinlicher weise wieder zu Peking seyn würde, ehe ich meine erste Lection könnte durchgelesen haben. Er erbot sich durch einen abgekürzten Weg mich zu den Geheimnissen der Staatskunst einzuweyhen; und um beliebter Kürze willen, gieng er nicht weiter, als auf die Erschaffung der Welt zurück.

Gott, sprach er, machte einen Mann und eine Frau, welche einander gleich den Krieg ankündigten; dieses ist das Vorbild des Kriegs unter den Nationen.

Nach einer ziemlich langen Reihe von Jahrhunderten, während welcher Zeit verschiedene Völker die Erde vielmals verwüstet hatten, kamen die Egypter, und nach ihnen die Griechen, zum Vorschein. Auf diese folgten die Römer, welche die Welt ausplünderten; sie brachten alle andere Nationen unter sich. Wie sie aber durch die Last ihrer Größe selbst erdrückt waren, fiengen alle Regenten, die aus den Trümmern dieser Macht entstunden, einen Krieg unter sich an, um zu wissen, wer der vornehinste unrechtmäßige Besitzer seyn sollte.

Währender Zeit sich dieselben um den römischen Raub stritten, erschien auf dem Erdboden ein anderer streitbarer Mann, Namens Carl der Große, welcher sie alle bezwang. Nach ihm sahe man andere Wagehälse, die sich ebenfalls bestritten: die Gewaltthätigkeiten dauerten fort. Man machte Gerechtsamen aus dem, was man mit

Unrecht besaß, und man schlug sich beständig herum, um eine Sache rechtmäßig zu besitzen, die nur auf eine unrechtmäßige Weise besessen werden konnte.

Endlich kam, in der Mitte des abgewichenen Jahrhunderts ein christlicher Prinz auf die Welt, dem einige den Titel des Großen, und andere des Kleinen geben, (merken Sie wohl darauf, denn es ist der Schlüssel zu der neuern Politick) der diese allgemeine Usurpation aufs höchste trieb. Er überfiel ganze Provinzen, verbrannte die Städten, und schaltete mit den großen Monarchien zum besten der Seinigen; er brachte 60 Jahre in Belagerungen und Schlachten zu; und verwirrete alles so künstlich, daß man seit der Zeit beständig entweder zum Kriege, oder Frieden sich hat entschliessen müssen; und aus dieser Ursache, sagte er zu mir, hat sich das Kriegsfeuer anjetzo in Deutschland entzündet.

Was Sie mir da erzählen, sagte ich zu dem Professor, scheinet ganz deutlich zu seyn, ich muß Ihnen aber doch gestehen, daß ich nichts davon begreife. Können Sie mir nicht die jetzigen Zwistigkeiten der christlichen Fürsten noch bündiger erklären. Ja, das kann ich, sagte er, und um sie davon zu überführen, so will ich den Ursprung nur von 2 oder 3000 Jahren herholen; sogleich brachte er folgendes vor.

Als Romulus die Stadt Rom erbauet hatte, stiftete er den Senat. Cäsar zerstörte dessen Gewalt, und vereinigte in seiner Person alles Anse-

hen

hen der Republick. Die andern Cäsars, die nach ihm kamen, fuhren fort, sich solche zuzueignen, und stifteten ein Reich. Dieses Reich ist in Stücken und Lappen, in unsern neuern Zeiten, auf ein Europäisches Haus gekommen, welches sie nicht kennen; denn ihr Chineser habt keine Begriffe, als von alten Zeitrechnungen, und die Chronologie dieses Hauses ist fast ganz neu.

Carl der Sechste dieses Namens, der letzte männliche Abkömmling von dieser Familie, hatte eine schöne Provinz, welche ein benachbarter Fürst der Erbinn raubte. Weil er nun befürchtete, man möchte sie ihm eben wieder entreissen; so ergrif er in Friedenszeiten die Waffen, und that, aus Vorsorge, einen Einfall in einen benachbarten Staat, den er verwüstete, um dessen Monarchen außer Stand zu setzen, ihm zu schaden.

Ich verstehe aus diesem Einfall, sagte ich bey dieser Stelle zum Professor, daß zwischen diesen beyden Mächten ein Krieg vorhanden gewesen seyn muß: ich meyne aber diesen nicht; ich möchte gerne wissen, warum Frankreich in Krieg verwickelt ist? — Dieses erkläre ich Ihnen aber jezund — Nun komme ich darauf — Frankreich wollte vielleicht die Uneinigkeiten dieser beyden Häuser sich zu Nutze machen, um diese Provinz sich selbst zuzueignen? — Nein, das ist nicht die Ursache. Auf welche Seite auch das Gleichgewicht sich geneigt hätte, so konnte Frankreich doch keinen Zollbreit Erdreichs in Deutschland dabey gewinnen — Warum hat es denn also die Waffen ergriffen?

griffen? Das will ich Ihnen ſagen, um eine Diverſion zu machen — Was nennen Sie denn, fragte ich wiederum, eine Diverſion? — Eine anſehnliche Macht auf die Beine ſtellen, ſie auf ſeine Koſten unterhalten, ſeine Finanzen erſchöpfen, ſich für andre herum ſchlagen, und die Unterthanen des Staats vermindern. — Weil man auf einer Seite ſo viel verliret. was iſt denn auf der andern zu gewinnen? Nichts, antwortete er. Die Mächte, welche Diverſiones machen, haben nichts, als ihren eigenen Ruin zu erwarten; aber die Politick der Cabinetter in Europa bringt das ſo mit ſich.

Iſt denn der Krieg, fragte ich ihn, den Frankreich mit England führet, auch zur Diverſion? Nein; dazu iſt eine ſehr gegründete Urſache vorhanden, und Sie dürfen ſich gar nicht wundern, daß von beyden Seiten bishero ſo viel Blut vergoſſen worden iſt; denn die Veranlaſſung dazu iſt ſehr wichtig. Es betraf einige Morgen Landes in America, worinn ſich Tyger aufhalten, und welches die Franzoſen und die Engländer wie die Löwen vertheidigen.

Ich dankte meinen Lehrmeiſter gleich nach der erſten Lection ab, denn ich glaube, daß man in einer ſo deutlichen und überzeugenden Wiſſenſchaft, wie die Europäiſche Politick iſt, keinen nöthig hat.

Zwey und vierzigster Brief.

Der Mandarin Kié-tou-na, an den Mandarin Cham-pi-pi.

Von Pecking.

Dein Schreiben über die Politik hat bey unserm erhabenen Kaiser einen so heftigen Unwillen erreget, daß er ohne Anstand folgenden Befehl hat kund machen lassen.

Verordnung des großen Kaisers von China.

„Unsere Verweser haben aus einem günstigen „Vorurtheil von den Europäischen Kenntnissen, „den christlichen Mathematickern in der Hauptstadt „Unsers Reichs sich aufzuhalten verstattet. Wenn „Wir aber durch Unsern Mandarin Cham-pi-pi „zur Gnüge unterrichtet sind, daß die jetzigen Europäischen Höfe mit einer abscheulichen Wissenschaft angesteckt sind, welche man die Politick „nennet, welche besagter Unser Mandarin, als „**eine Kunst vorzüglich zu betrügen, und „die von Fürsten in Ausübung gebracht „würde**, beschreibet: Als befehlen wir kraft dieses, „wie folget.

„Sintemal die Europäischen Mathematicker „vielen Unsrer Unterthanen gefährliche Grundsätze beybringen könnten; so wollen Wir:

„Daß keiner von Unsern Ministern, in Verwaltung der öffentlichen, oder Privatgeschäfte, „weder Umschweife, noch Argliſt gebrauche.

Daß

„Daß Betrug und Falſchheit von allen Unter„handlungen verbannet ſeyn ſollen.

„Falls nach Bekanntmachung dieſes Befehls „ſich äuſſern ſollte, daß einige von unſern Unter„thanen unglücklicher Weiſe, die Grundſätze die„ſer zu verabſcheuenden Europäiſchen Wiſſenſchaft, „die man Politick nennet, angenommen hätten, ſo „ſollen ſie einem Mandarin, den Wir zu dem En„de beſtellet haben, und welcher Uns davon ohne „Verzug Bericht zu erſtatten pflichtig, ſolches an„zeigen, und dieſelbe öffentlich abſchwören.

„Alle Beamte, welche Umſchweife und Argliſt „angewendet haben, um ihre Abſicht in dem ihnen „von uns aufgetragenen Geſchäfte zu erreichen, „ſollen keinesweges für geſchickte Männer, ſon„dern als Betrüger bey Uns angeſehen werden; „weil dieſes das gewöhnliche Laſter derjenigen iſt, „welche weder Genie, noch Fähigkeiten beſitzen.

„Damit auch die Staatsgeſchäfte das ihnen „nothwendige aufrichtige und redliche Weſen be„halten; ſo wollen wir ausdrücklich, daß alle, de„nen wir einen Theil unſrer Gewalt anvertrauet „haben, und welche überwieſen werden können, „daß ſie die Grundſätze der Religion, der Ehre „und Rechtſchaffenheit aus den Augen geſetzt, ſo„fort ihrer Aemter und Bedienungen verluſtig „ſeyn ſollen.

„Wenn von zween Miniſtern, die Unterhand„lungen zuſammen pflegen, einer beweiſen kann, „der andre habe ihn durch einen falſchen und be„trüglichen Schein hintergangen, und gerade das

„Gegen-

„Gegentheil von seinem Vorgeben im Sinne ge-
„habt, so soll jener gleich darauf seiner Bedienung
„entsetzt werden.

„Wenn ein Buch den Titul: **Politische**
„**Grundsätze** führet; so soll es ohne weitere
„Untersuchung, ohnverzüglich verbrannt werden.

„Zugleich verbieten wir allen unsern Unterthä-
„nen, keines von diesen Schriften, bey Vermei-
„dung willkührlicher Strafe zu lesen.

„Wir haben einen so gerechten Unwillen gegen
„diese abscheuliche Wissenschaft gefasset, daß Un-
„sere ernstliche Meynung ist, alle Politicker in Zu-
„kunft mit Todesstrafe zu belegen.

„Um auch allen Zweydeutigkeiten vorzubeugen,
„und daß sich keiner mit der Unwissenheit ent-
„schuldigen möge, was man in Europa eigentlich
„damit sagen wolle; So verordnen Wir, daß
„hinkünftig alle Verhandlungen den Worten nach
„zu verstehen sind, dergestalt, daß wenn ein öffent-
„licher Agent in einer wichtigen Sache gesagt hat,
„**das ist so**; keine andere Meynung darunter
„verstanden werden könne, **wodurch es anders**
„**seyn könne.**

„Wir erklären hierdurch, daß, woferne nach
„beschehener Kundmachung dieses Befehls, man
„einen Professor der Politick in Erfahrung brächte,
„der Unsere Unterthanen darinne unterrichte, der-
„selbe mit der höchsten chinesischen Lebensstrafe be-
„leget, nämlich in 10000 Stücken zerhauen wer-
„den solle.“

Drey und vierzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Ceremonienmeister Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Alles wird zu Paris verkauft, ausgenommen die Complimente, die man umsonst giebt. Man hat hier ein Formular von abgeschmackten und gekünstelten Ausdrücken, die ein jeder auswendig weiß, und solche bey allen, ohne Unterschied des Alters, oder Geschlechts anbringet. Diese Gunstbezeugung hat einen Ursprung. Die Großen erhalten sie bey Hofe; diese wenden sie bey den Adelichen an, und der Adel theilt solche dem Volke mit.

Dieses ist eine Folge von dem monarchischen unumschränkten Regiment. Man muß es als eine Huldigung, die der Despotismus der Freyheit entrichtet, ansehen.

Die Franzosen sind nicht so bösartig, daß sie durch Verbrechen und Verrätherey einander hintergehen sollten; sie thun es durch glatte und einschmeichelnde Worte; denn bey allen Regierungen müssen die Laster der Verfassung ihren Lauf haben. Die Gleichgültigkeit der Franzosen in diesem Stücke geht bis zum Ungereimten. Einem freymüthigen und aufrichtigen Ausländer kann nichts beschwerlicher vorkommen, als wenn er mit Leuten umgehen muß, die offenbar einer gezwungenen Artigkeit sich befleißigen, und stets über das

Cere-

Ceremoniel haften, welches nichts anders als eine beständige Unwahrheit ist; ich ziehe den Umgang eines ungesitteten redlichen Mannes weit vor.

Ich hätte beynahe unter der Last der Complimente, womit ich bey meiner Ankunft in diese Stadt überhäuft wurde, erliegen müssen. Wer es nicht besser weis; nimmt diese Artigkeiten und Manieren, die doch eigentlich nichts sind, für baar Geld an.

Vier und vierzigster Brief.

Eben derselbe an den Mandarin Cotao-yuse, zu Peking.

Von Paris.

Seit 8 Tagen bin ich wegen eines heftigen Kopfwehes nicht aus meinem Zimmer gekommen. Ich habe diese Krankheit einer öffentlichen Lustbarkeit, die man hier die Oper nennt, zu danken. Dieses ist ein Concert mit musicalischen Instrumenten und Sängern, welche das menschliche Leiden besingen. Die Europäer sind so aufgeräumt, daß sie bey den traurigsten Sachen Lustigkeiten anbringen.

Es ist mir nicht möglich, dir eine richtige Vorstellung von der französischen Oper zu machen. Bilde dir 80 böse Geister ein, die man Musicanten nennet, welche fast immer alle auf einmal singen, unter Beystimmung eben so vieler Violinen, Flöten, Schallmeyen, Clarinen, Trommeln, Trompeten, Paucken und andrer Instrumente, die ich

nicht zu nennen weiß. Man hält diese Lustbarkeit bey einem Prinzen von königlichen Geblüte, der sehr arm seyn muß, weil man bey der Thüre Allmosen giebt.

Der Tempel der Oper ist einer alten Gottheit, dem Orpheus gewidmet, der ehedem vermuthlich gut sang; dessen Stimme aber seit so vielen Jahrhunderten veraltet ist. Heut zu Tage thun seine Nachfolger nichts, als heulen. Es müssen aber doch die Geheimnisse dieser Gottheit bey den Franzosen in größerer Verehrung als die christlichen stehen, denn die meisten Kirchen zu Paris sind ledig, die Oper dagegen ist stets voller Menschen.

Dieses Schauspiel, so nenne ich es, ist von so schwacher Beschaffenheit, daß die geringste Sache es in Ohnmacht versetzen kann.

Es hat, so lange es auf der Welt ist, die Sonne nie erblickt. Man giebt vor, der helle Tag sey ihm nachtheilig, und ein einziger Sonnenstrahl vermögend, seine Bezauberung aufzulösen.

Der Saal, welcher eben nicht am größten ist, umgaben erhöhete Bühnen. Es ist kein Platz leer, die Gläubigen der Oper haben Nischen bis unters Dach. Alle Bühnen und andere Plätze haben zum Gesichtspuncte ein Gerüste so breit als der Saal, nach hinten zu, und etwan fünf Fuß hoch. Das ist das Land der Oper.

Wenn diese Lustbarkeit recht rührend seyn soll, muß sie krank machen: eine französische Oper ist in ihrer Vollkommenheit, wenn sie die Zuschauer

betrübt

betrübt gehen läßt, und das Meisterstück läßt sich allezeit durch große Kopfschmerzen spühren.

Die Schauspieler und Schauspielerinnen, wie man sie nennet, werden nach Maßgabe ihres durchdringenden Geschreyes, welches sie bis an die Wolken erheben, geschätzet. Anitzo hat man hier eine Sclavin, welche in der Oper mit ihrer Stimme mehr Lermen ganz allein macht, als zehen Trommeln und zehen Trompeten zusammen.

Man singet in der Oper nicht allein mit der Stimme, sondern auch mit den Händen, den Armen und dem Leibe. Diejenigen Operisten, welche die heftigsten Bewegungen auf dem Gerüste machen, und sich stellen können, als wenn sie Verzuckungen bekämen, werden dieser Geschicklichkeit halber vorzüglich bewundert. Wenn diese Bewegung sehr stark ist, kann sie die großen Seufzer des Gesangs ersetzen.

Anjetzo wird überhaupt viel Wesens von einer jungen Sclavin gemacht, die keine Stimme hat, aber mit den Augen und dem Kopfe erstaunend singen kann.

Am selbigen Abend fieng das Schauspiel durch ein großes Chor an, und da bekam ich die Krankheit, die ich jetzo ausstehen muß. Ein großes Chor ist, wenn 80 Musicanten männlichen und weiblichen Geschlechts, alle auf einmal schreyen. Zu meinem Unglück war dieses Chor ein Meisterstück der französischen Musik, ein ausbündiges Stück. Auf dieses Getöne folgte ein nicht so großes Geräusche; eine junge Sclavin in einem

besondern Anzuge erschien auf dem Theater. Sie erzehlte uns mit Trillern im Vertrauen, daß eine heftige Liebe, ihrem Sagen nach, ihr starke Quaal verursachte: sie glaubte vielleicht, daß wir zu Linderung ihrer Pein etwas beytragen könnten, denn als sie uns starr ansahe und anredete, sang sie diese Worte: Reißet den Pfeil aus meinen Herzen, der es verwundet ꝛc.

Ich war sehr unruhig, während diese Sclavin ihre Unfälle erzehlte, um zu wissen, was für eine Rolle ein Mann spielte, der vor dem Theater stund, und einen Stab alle Augenblicke aufhob und sinken ließ, womit er mehr Lermen machte, als alle Sänger zusammen; und der sich wie ein böser Geist geberdete. Dieser Mann, sagte ein Zuschauer, der neben mir saß, ist die Seele des Schauspiels: die ganze Oper bestehet in seiner Ruthe. Die Operisten, welche sie da sehen, würden ohne ihm kein einziges Wort zu sagen haben; seine Bewegung giebt ihnen das Leben.

Ich beobachte in der That, daß sie in der größten Raserey der Leidenschaften, den kleinen Stock nicht einen Augenblick aus dem Gesichte ließen; so daß wenn dem Manne, der ihn bewegte, ein Zufall zugestoßen wäre, der Sänger mitten in einer langen Arie verstummet, und mit offenem Munde, wie versteinert stehen geblieben seyn würde; der Musikant und die Musik richten sich nach dessen Befehlen. Es ist der französische Marschallsstab der Oper.

In diesem Schauspiele wird fast allezeit ein verliebter Held und Heldin vorgestellet, welche ihr schmerzhaftes Leiden ausdrucken, und endlich aus Verzweiflung, oder vor Wehmuth sterben; alles mit Einstimmung des Generalbasses.

Fünf und vierzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Lyon.

Die Damen zu Lyon haben einen Geruch nach Seide, den man so gleich spühren kann, denn sie riechen nach Taffet eine ganze Meile von weiten. Sie suchen die Pariser Manieren, den Ton, die Stellung, den Gang nachzuahmen, aber es sind elende Copien von diesen vortreflichen Originalen. Ein lyoner Frauenzimmer, so eine Reise nach Paris gethan hat, ist das allerungereimteste Geschöpfe unter der Sonne.

Ich stattete neulich einen Besuch bey einer Dame ab, die seit kurzen hier angekommen ist, und deswegen sich nicht mehr in der Stadt abgemahlet sehen kann. Nach den ersten Complimenten fragte sie mich, wie ich Lyon fände? Ich antwortete ihr, ich fände es sehr annehmlich. „Sie sind „also nicht zu Paris gewesen, fiel sie mir elligst ins „Wort? Ich bitte um Verzeihung, Madame, es ist „nicht lange her, daß ich es verlassen habe. Was! „rief sie ganz erstaunet, Sie sind zu Paris gewesen, „und können an Lyon Geschmack finden? Und ohne

„mir Zeit zur Antwort zu geben, that sie die zweyte „Frage an mich. Sind Sie in unserm Schau„spiele gewesen? Nein, Madame, sagte ich. Das „ist Ihr Glück, erwiederte sie; denn es ist unaus„stehlich; man kann unmöglich darinn aushalten; „es ist etwas greuliches. Man stellet nicht nur „schlechte Stücke vor, sondern die Schauspieler „haben auch eine Provincial-Aussprache, die un„erträglich ist. Gleichwohl hat man mir berich„tet, Madame, versetzte ich, daß dieselben fast alle „von Paris sind. Das ist wahr, mein Herr, setzte sie „hinzu, die Pariser reden aber nicht so gut fran„zösisch zu Lyon, wie zu Paris.

„Was sagen Sie von unsern Spatziergängen? „Ich finde solche vortreflich — Ach, mein Herr, „erwiederte sie mit einem tiefen Seufzer, was für „ein Unterschied ist nicht zwischen den hiesigen, und „den Thuillerien, den elysäischen Feldern, dem „Palais Royal? Wenigstens athmet man da eine „edle Luft, weil man allda in Gesellschaft der vor„nehmsten Herren und Damen herumspatzieret; „in unsern Promenaden hingegen muß man fast „von der Menge grober Provinzialen ersti„cken, welche die Luft durch ihr Athemholen ver„dicken. Ich glaube nicht fuhr sie fort, daß ein „angenehmerer Ort in der Welt, als die Voll„werke sind. Man sieht daselbst alle Arten „Schauspiele von den ernsthaftesten bis auf die „Marionetten. Sie sind ohne Zweifel oft auf „dem Theaterpalais Royal gewesen? Haben Sie „jemals was prächtigers, als die Oper gesehen?

„Alles

„Alles ist daselbst in der glänzendsten Pracht. „So gar die Aufwärter haben ein majestätisches „Ansehen. Man muß gestehen, dieser Schau„platz ist mit den geschicktesten Sängern und Tän„zern anitzo angefüllet. Mademoisell Chevalier „entzückt mich durch die Anmuth ihrer Stimme. „Mademoisell Davos rührt mich durch ihren „zärtlichen und beweglichen Gesang. Die Stim„me des Poirier nimmt mich ein, und Lambert „entzückt mich. Mademoisell Carville setzt mich „durch ihr lebhaftes, leichtes und lustiges Tanzen „in Erstaunen; sie ist keine von den hagern und „schwachen Tänzerinnen, die man auf dem Thea„ter verliehrt; man kann sie mit den alten Denk„mälern vergleichen; es läßt, als sähe man eine „egyptische Pyramide tanzen. Die Lyonnois ist „behende auf den Füßen; sie ist besonders im „Zärtlichen und Nachdrücklichen stark. Den „Balletmeister Anis mag ich gerne tanzen sehen, „aber seine Ballets nicht; er ist ein vollkommener „Tänzer, aber in der Erfindung sehr mittelmäßig.

„St. Germain und St. Laurent sind auch nicht „zu verachten: das anständige Wesen und der gute „Geschmack herrschen auf ihren Schauplätzen. „Anfangs scheint es, als mangele es den Schau„spielern an Geschicklichkeit, wenn man sie aber „näher untersucht, so findet man, daß es Leute von „Verdiensten sind.

„Die französische Comedie ist eins der vor„nehmsten Schauspiele in der Welt. Was für „Schauspieler, große Götter! Dubois ist nicht

„mit Gelde zu bezahlen, die la Torillière unver-
„gleichlich. Besonders mag ich Bellecour lei-
„den; es ist ein vortreflicher Comödiant.

„La Gaussin bringt mich in Entsetzen, wenn er
„schreckhafte Rollen spielt. Bey der Clairon zärt-
„lichen Verstellungen kommen mir die Thränen in
„die Augen, und le Kain bringt mich in rührend-
„den Stellen zum Weinen.

„Das Italiänische Theater ist auch ein ange-
„nehmer Zeitvertreib für mich. Sie kennen ver-
„muthlich Carlin? Nein, Madame, ich habe die-
„se Ehre nicht. Carlin, versetzte sie, ist eben kein
„Ehrenmann, aber er vergnüget ungemein: er
„spielt die Rolle des Harlequins. Er ist sehr
„wohl gebildet; er hat besonders eine unvergleich-
„liche Aussprache auf dem Theater: Er spricht
„französisch, als wenn er ein geborner Pariser wäre.
„Rochart singt wie ein Engel. Was für eine
„helle wohlklingende Stimme hat er nicht? Wel-
„che Annehmlichkeiten! Insonders was für schö-
„ne Zähne zeigt er dem Zuschauer nicht, wenn er
„den Ton lang ziehet?

„Was die schönen Geister betrift, davon ist die
„Stadt ganz voll. Sie ist der Mittelpunct ge-
„schickter Köpfe; ausser Paris trift man keinen
„Witz an. Ich für meine Person gieng mit den
„größten Gelehrten daselbst um. Ich habe mit
„Fréron, Marmontel, dem Abte de la Porte, und
„Lattaignan gesprochen. Sie werden alle diese
„großen Männer ohne Zweifel kennen? Keinen
„einzigen, Madame — Es thut mir nur leid, er-

wiederte

„wiederte sie, daß sie einander stets mit Stock„schlägen drohen: witzige Köpfe sollten meines „Erachtens einen Degen tragen.

„Was den Aufenthalt zu Paris einem artigen „Frauenzimmer besonders angenehm macht, ist „die Gesellschaft wohlgebildeter Mannspersonen. „Die Provinz hat ihrer nicht so viel aufzuweisen. „Ich bin oft mit dem Marquis von Ville F. . . „umgegangen. Der reizende Cavalier! Er muß „auch wohl gefallen, denn die Pariserinnen un„terhalten ihn seit 20 Jahren. Ich habe auch „bisweilen mit dem schönen von For. . . zu Abend „gespeiset. Was für ein kriegerisches Ansehen, „was für eine männliche Schönheit besitzt er „nicht! Ich weis nicht, warum man sagt, er gleiche „einem Mädgen in männlicher Tracht?

„Der Umgang der Pariserinnen ist gleichfalls „göttlich. Es ist für unser Geschlecht das rechte „Land zum geselligen Leben; ich hielt mich aber „auch beständig zu auserlesener Gesellschaft. „Zweymal in der Woche besuchte ich die Gräfinn „von Monos . . . die Marquisinn von Mar„chen . . . es ist Schade, daß man in diesen „Häusern beym Spiel geplündert wird, denn sonst „würde man sich vollkommen vergnügen.„

Wie sie ausgeredet hatte, rufte sie ihr Kammermädgen, mit Befragen, ob der Pariser gekommen wäre? und indem sie sich gegen mich wandte, sagte sie zu mir: „Dieser Mensch macht meinen

„Kopfputz, er ist von Paris; und ich bin ent„schlossen, keinen in meine Dienste künftig zu neh„men, der mir nicht durch seinen Taufschein be„weisen kann, daß er in dieser Residenz gebo„ren ist.

„Meine Kammerjungfer, die sie hier sehen, ist „aus dem Kirchspiele St. Germain l'Auxerrois, „und mein kleiner Lakay in der Straße St. Ho„nore geboren. Weil ich auch keine Thiere um „mich länger leiden will, die nicht von Pariser „Zucht sind, so habe ich schon einen Hund und „eine Katze von unsrer Hauptstadt verschrieben, „an die Stelle der beyden hiesigen, welche ich ab„schaffen will. Ich werde auch eine Nachtigall „kommen lassen; denn die Naturforscher haben „angemerkt, daß die Pariser Nachtigallen weit „besser, als die aus der Provinz singen. Kurz, „ich hoffe in kurzen kein ander Thier von Lyon „um mich zu haben, als meinen Mann.

„Alle meine Bänder sind aus der Hauptstadt, „so wie meine Muschen, Handschuh, der Puder „und die Pomade. Meine Kämme werden auch „daselbst verfertiget, denn sie können leicht denken, „daß die in den Provinzen gemachte Kämme mir „die Haare ausreißen würden; blos die Pariser „können horizontal kämmen. Ich bekomme „auch ordentlich von daher alle Monate meine „Zahnstocher, wie auch meine Stecknadeln.„

Sechs und vierzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarinminister zu Peking.

Von Paris.

Die christlichen Fürsten vervielfältigen sich in allen Staaten durch Gevollmächtigte, welche sie Abgesandte nennen. Man kann an keinen europäischen Hof reisen, daß man nicht einen König von Frankreich antreffen sollte: oft zählet man 10 Republiken von Venedig, ohne die ausserordentlichen zu rechnen.

Diese Amtsgehülfen der Kronen haben große Vorrechte; das beträchtlichste unter allen ist, die Staaten zu beunruhigen, um ihren Rang zu behaupten. Die meisten Kriege in Europa entspinnen sich um ihre Rechte des Vorsitzes. Wenn die Kutschen dieser nachgemachten Monarchen in einer Straße an einander gerathen, so muß eine Schlacht entscheiden, welche von beyden der andern ausweichen soll; man hat mir so gar versichert, daß wenn der an einem fremden Hofe befindliche König von Spanien in einem berüchtigten Hause wäre, und der von Portugall zuerst Unzucht treiben wollte, so müßte ein Krieg diesem Vorzuge den Ausschlag geben.

Aus dieser Quelle entspringen die meisten Zwistigkeiten.

Wenn es keine Abgesandten gäbe, um Europa zu beunruhigen, so würde es ruhiger seyn.

Die

Die Gevollmächtigten der Kronen genießen noch eine andre Freyheit, nämlich ungerecht zu ſeyn.

Ihr Poſten giebt ihnen das Recht unſägliche Schulden zu machen, ſie können das Vermögen der Bürger durch beträchtliche Anlehne an ſich ziehen, und dadurch Wittwen und Wayſen zu Grunde richten, ohne den Geſetzen für dergleichen Verbrechen Rechenſchaft zu geben; und ſie haben nicht allein dieſe Vorzüge, ſondern treten ſie auch andern Perſonen ab. Ihre Häuſer ſind mit Schuldnern und Mördern angefüllet, über welche die Gerichte keine Gewalt haben. Wenn ein Böſewicht eine Uebelthat begangen hat, ſo begiebt er ſich bey einem Abgeſandten in Dienſte, dadurch entgehet er ſeiner verdienten Strafe.

Auf ſolche Art ſind Throne, welche das Heiligthum der Unſchuld und Tugend ſeyn ſollten, die Freyſtädte der Miſſethaten und Ungerechtigkeit.

Sieben und vierzigſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin, Oberhaupt der Hiſtorie, zu Peking.

Folge der großen Epochen in Europa.

Von Paris.

Europa, welches im 11ten Jahrhunderte, nach der chriſtlichen Zeitrechnung, der Ruhe bedurft hätte, um ſich von den vielfältigen Plünderungen,

rungen, die es seit dem Verfall der Römer geschwächet hatten, zu erholen, war in größeren Unruhen, als vorhin: man muß fast allezeit den Ursprung dieser widrigen Zufälle in der Religion suchen.

Der Christ, welcher als ein Mensch hatte sterben wollen, wurde als ein Sterblicher begraben: man hatte ein Grab gemacht, wo sein Leichnam hingelegt worden war. Diese Gruft verursachte mehr Blutvergießen, als jemals die Politik vergossen hatte: man gab vor, diese Höhle sey durch die Ungläubigen entheiliget worden, und man beschloß diese Beleidigung zu rächen, welche eigentlich, falls es eine war, Menschen nicht auszumachen hatten.

Unzählige Kriegsheere wurden eingeschiffet, um sich gegen Sterbliche zu schlagen, die ihnen nichts gethan hatten, und also keine Ursache mit ihnen zu streiten haben konnten. Sie führten in ihrer Kriegsfahne das Kreuz, welches bey ihnen das Zeichen des Friedens ist. Dieses Panier sollte sie erinnert haben, daß sie Christen wären, und sie vergaßen darüber die Menschlichkeit. Die Wuth und Verzweiflung machte sie erbittert. Es ist merkwürdig, daß die Christen zu allen Zeiten grausam und barbarisch gewesen sind, und zwar aus einem Bewegungsgrunde, der sie sanftmüthig und glimpflich hätte machen sollen. Sie begiengen alle Arten von Lastern, indem sie eine heilige Handlung vornahmen.

Die

Die Kriegsheere, die, ihrem Vorgeben nach, die Gottheit rächen sollten, bestunden aus den größten Bösewichtern auf dem Erdboden. Eine zügellose und wüste Lebensart machte ihren Hauptcharakter aus. Eine solche Miliz mußte die Religion mehr beschimpfen, als ihr Ehre bringen. Ihre ersten Feldzüge waren gegen ihre eignen Brüder gerichtet: sie beraubten die Christen, indem sie die Türken plündern wollten. Die Gewaltthätigten, Räubereyen, Mordthaten und Todtschläge begleiteten aller Orten diese heiligen Züge. Das Grab des Christs war der Vorwand der Schändung und des Meuchelmords.

Nichts beweiset, meines Erachtens, den Geist des Widerspruchs, der zu allen Zeiten in Europa geherrschet hat, deutlicher, als die damaligen Vorfälle. Die Mahonietaner bekriegten selbst die Christen, und überfielen sie in ihrem eignen Lande, nicht Reliquien halber, sondern um ihre Macht zu vergrößern; und die Christen ergriffen gegen sie die Waffen nicht, sondern thaten Kreuzzüge wider die, von denen sie nicht angefallen wurden.

Europa war der Sklaverey sehr nahe: man zog aus, um ein weit entferntes Grab zu belagern, anstatt daß man seine Kräfte hätte vereinigen sollen, um sich selbst zu beschützen. Drey oder vier unzählbare Kriegsheere kamen gleich Anfangs durch Hunger, Durst und anderes Ungemach um, wie es bey schlecht überdachten Unternehmungen zu geschehen pflegt.

Die

Die Thorheit der Kreuzzüge, welche etliche Waghälse angefangen hatten, wurde den Kriegshelden und Eroberern gemein. Auf die Art mußte Europa nothwendig entkräftet werden, weil alle Fürsten an diesen Feldzügen Antheil nahmen.

Jerusalem, der Gegenstand dieses Kriegs, wurde eingenommen. Die Christen bemächtigten sich des so genannten Grabes des Christs. Eine Stadt kostete Europa eine Million Menschen, wodurch weder die Macht vermehret, noch der Religion ein Zuwachs verschaffet wurde.

Die Kreuzzüge waren eine Erfindung der Päbste. Es war ein Mittel zu ihrer Erhebung; denn sie konnten blos durch Verminderung der allgemeinen Macht groß werden. Man mußte alles zu Grunde richten, um ihre Gewalt fest zu setzen. Die Oberhäupter der christlichen Kirche zeigten bey dieser Gelegenheit, daß sie weniger an die Angelegenheiten des Himmels, als an die irrdischen gedacht hätten; sie sendeten einen Pabst oder Legaten ab, um in ihren Namen, als Könige von Jerusalem, Besitz zu nehmen. Der General, so es erobert hatte, stellete nur dessen Herzog vor.

Es wurden neue Heere zu Kreuzzügen abgeschickt, und sie giengen wie die vorigen verlohren. Europa war fast wüste und ohne Einwohner, denn man mußte den Krieg fortsetzen, um die ersten Eroberungen zu behaupten. Diese unglückliche Stadt, um die man sich mit einem unsinnigen Eifer erwürget hatte, gerieth ihren neuen Herrn wieder in die Hände. Der Verlust dieses Pla-

ges, welcher den christlichen Fürsten die Augen hätte öffnen sollen, diente blos sie noch mehr zu verschließen. Die Raserey der Kreuzzüge wurde heftiger als vorher.

Dieser Krieg, der anfänglich eine bloße Anmahnung gewesen war, wurde ein Grundgesetz. Alle Völker wurden geschätzet: man verordnete, daß die, welche nicht mit ausziehen konnten, den zehnden Theil der Einkünfte ihrer Güter bezahlen sollten. Dieses Gesetz war sehr ungerecht: es zwang die Unterthanen, sich ihren Unterhalt zu entziehen, um die Kosten zu einem Kriege, der dem Staat nichts angieng, herzugeben.

Fast alle Könige dieser Zeit versammleten neue Kriegsheere, die das Schicksal der vorigen hatten. Es kann keinen überzeugendern Beweis als diesen geben, daß Exempel bey den Europäern nichts verfangen.

Unter allen Generalen, welche diese Züge anführten, machten nur zween ihr Glück, aber mit einem unglücklichen Ausgange; denn sie stiegen auf den Thron des ottomannischen Reichs, anstatt in das Grab Christi zu steigen: ihre Erhöhung aber diente in der Folge nur dazu, ihren Fall desto mehr zu empfinden.

Die christlichen Geschichtschreiber rechnen die Entkräftung in Europa bey dieser Gelegenheit, nur auf 2 Millionen Menschen, weil die Anzahl der getödteten Soldaten sich so hoch erstreckte; allein so muß man die Entvölkerung nicht berechnen. Ein Abgang von 2 Millionen Einwohnern,

der

der auf die allgemeine Fortpflanzung, die Künste, den Ackerbau, und auf alle Zweige der Staatsverwaltung seinen Einfluß hat, muß eine sehr große Lücke verursachen. Man kann einen solchen Raub an dem menschlichen Geschlechte nicht aufs genaueste ausrechnen. Er ist noch nicht ersetzt, und wird allem Ansehen nach, es nie werden.

Man hätte zu Wiederaufrichtung des Verfalls Gesetze errichten sollen; aber Fürsten, die sich und ihr Volk eines Grabes halber vertilgeten, waren nicht sonderlich geschickt, nachdem sie das Uebel gethan hatten, ein Mittel dagegen zu gebrauchen.

Man mußte alle ietzige Verfassungen abändern, und daran gedenkt keiner von allen Potentaten.

Das Grab des Christs verursachte, daß Europa über die Hälfte sich verringerte. Diese Kriege, welche alles verheereten, beweisen, wie sehr die großen Begebenheiten von kleinen Ursachen herrühren. Einer von den Landläufern, deren ich erwähnet habe, welcher zu Jerusalem gewesen war, behauptete, er sey von denen, die des Grabes hüteten, beleidiget worden. Wie er nach Italien zurückkam, brachte er seine Klage an, und sogleich ergriff man die Waffen: um einen Landstreicher zu rächen, verlohr Europa die Hälfte seiner Einwohner.

Weil die Kreuzzüge die Christenheit erschöpfet hatten, bedienten sich viele Staaten der allgemeinen Schwäche, um sich von dem Joche der Kai-

ser zu befreyen, die sich stets Nachfolger des römischen Reichs nannten; so daß die Privatfreyheit, nach Maasgabe der Abnahme der allgemeinen Gewalt anwuchs.

Viele Staaten und Gemeinden hatten Land- und Stadtrechte, und diese Regierungsart besteht noch itzo.

Eine große Anzahl Städte vereinigten sich zusammen, und verbanden sich aus Eigennutz; es geschah mehr um ihre Reichthümer zu vergrößern, als ihre Macht zu vermehren.

Die meisten europäischen Völker suchten ihre Größe auf den allgemeinen Verfall zu gründen; aber es ist eine ziemlich schwache Gewalt, die sich auf die Schwäche selbst stützet. Es waren in diesem Welttheile nur zwo Mächte; der Pabst und der Kaiser. Diese zwey Häupter der europäischen Welt führten das Regiment auf Erden. Die Zwistigkeiten der übrigen Potentaten wurden vor ihren Tribunälen gerichtlich entschieden.

Es ist etwas besonders, daß die Gewalt dieser zwo Mächte nirgends vorhanden war. Die Päbste hatten weder Kriegsheere noch Generale: die Kaiser besaßen als Kaiser, damals wie itzund, fast nichts Eigenthümliches. Gleichwohl, wenn diese zwo idealischen Mächte sich mit einander hätten vergleichen können, so hätte Europa endlich einen bestimmten Staat erlanget. Die Päbste aber, welche keine Mitwerber haben wollten, arbeiteten stets an Verminderung der kaiserlichen Gewalt; und die Kaiser unterließen nichts,

um

um die päbstliche Gewalt zu ernidrigen. Dieses gab den andern kleinen Regenten Zeit, sich zu vergrößern, und vor allen beyden zu verwahren.

Viele Staaten hätten die Uneinigkeiten dieser beyden vornehmsten Mächte sich weit besser zu Nutzen machen können; ich finde aber, daß die meisten Völker nichts, als Sätze thaten. Nach einem Versuche fiel man wieder in eine Trägheit, welche alles in vorigen Stand herstellete.

Diese Schwäche veranlaßte inzwischen etwas Gutes. Die Dienstbarkeit war so groß gewesen, daß nicht nur Könige, sondern auch Privatoberherren, über ihre Vasallen das Recht des Lebens und des Todes hatten, und diese Tyranney fiel hinweg. Aber bald hörte man nur auf ein Sklave der vornehmen Herren zu seyn, um ein fürstlicher zu werden. Die politische Freyheit gewann also hierbey nichts, und die bürgerliche war desto eingeschränkterer.

Aus dem, was in Italien und in vielen andern europäischen Ländern vorgieng, kann man schlüssen, daß dieser Welttheil keine Centralmacht hatte. Bloße Privatpersonen von geringer Abkunft, und die oft nichts, als unternehmend waren, maßten sich des Regiments an, und warfen sich zu Regenten auf, ohne daß ein Potentat ihren unrechtmäßigen Eingriffen sich widersetzt hätte. Sie machten Zusammenverschwörungen; man ließ es ihnen zu: sie begiengen Mordthaten, um sich einen Weg zur Herrschaft zu bahnen, und niemand verwehrte solche. Alle Fürsten waren in sich

selbst so schwach, daß sie nicht die Kraft hatten, dem, was anderwärts geschah, sich entgegen zu setzen. Die europäischen Völker hatten keine Beschützer; sie waren allen Streichen des Glücks und des Ehrgeizes der geringsten Mitbürger ausgestellet. Doch entwickelte Europa sich ein wenig; die Einwohner waren nicht mehr so unwissend. Man erfand Künste, lernete schreiben, machte Papier; diese Wissenschaft wurde bald nachher diesen Völkern schädlich.

Die Europäer konnten im Anfange des 14ten Jahrhunderts noch nicht reden. Alle ihre verschiednen Mundarten waren nichts, als eine undeutliche Sprache, die ihre Begriffe nur sehr unvollkommner Weise ausdrückten. Die Italiäner, welche zu allem in diesem Welttheile den Anfang gemacht haben, waren die ersten, welche die Sprache reinigten; die andern Nationen folgten ihrem Beyspiele.

Obgleich der König in Frankreich unumschränkt regieret, so ist er doch nicht der vornehmste Beherrscher seines Reichs. Ein Mann, welchen man den Pabst nennet, gebeut daselbst als Oberhaupt, und neben ihm der Monarch. Es giebt so gar Fälle, worinn seine Unterthanen nicht schuldig zu seyn glauben ihm zu gehorchen. Zum Exempel, der König findet bey ihnen einen blinden Gehorsam, wenn er ihnen nach seinen Belieben anbefiehlt, sich todtschlagen zu lassen; er würde aber einen unüberwindlichen Widerstand antreffen, sobald er an gewissen Tagen in der

Woche

Woche Fleisch zu essen verordnete. Die meisten würden lieber Rebellen werden, als diesem Befehle gehorchen.

Ehedem gieng dieser Mann noch weiter; bey dem geringsten Widerstreben gegen seinen Willen, setzte er die Könige in Frankreich ab. Die Ursache, so er anführte, war diese, alle Kronen gehörten unter die Seinige, und alle christliche Potentaten wären seine Vasallen.

Unter des Königs von Frankreich Unterthanen, die sein Ansehen wenig anerkennen, ist eine große Menge, die solches gar nicht erkennen, nämlich die Bonzen oder Mönche. Diese haben ihren rechtmäßigen Fürsten, dem sie unterwürfig, und in allem blindlings gehorsam sind. Sein Wille ist ein Befehl; seine Entscheidungen sind rechtskräftige Urtheile; nie hat der Großtürke mehr Macht über seine Sklaven gehabt. Will er, daß sie die Stadt, oder gar das Königreich und ihr Vaterland meiden sollen, so darf er ihnen nur seine Befehle kund thun. Dieser Befehl heißt der Gehorsam, und dieser Name kommt ihm völlig zu, denn keine Verordnung des unumschränktesten Monarchens ist je unverzüglicher befolget worden. Doch kann der Fürst, wenn er sich seiner Gewalt bedienet, die Verfügung des Generals, so nennt man diesen Ordensregenten, verändern, und durch königliche Befehlbriefe diejenigen in dem Reiche zurückhalten, die derselbe nach einem andern Staat bestimmet.

Was sagest du von einer Macht, die ihren Unterthanen erlaubt, von einer ganz andern abzuhangen, und die, um ihr Ansehen geltend zu machen, Gewalt brauchen muß.

Acht und vierzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Lyon.

Die Handlung wird allhier durch eine Art von Blendwerk getrieben. Die größten Unternehmungen gründen sich auf einen Talismann, der in einem kleinen Stück Papier besteht; er enthält nur zwo Zeilen, und die Zauberkraft steckt in einem Worte.

Mit dem innerlichen Werth von drey Pfennigen an Papier, kauft ein Lyoneser vor 3 Millionen Waaren ein. Dieser eingebildete Werth kann ihm eine große Menge wirklicher Sachen verschaffen: doch geschiehet es oft, daß in der stärksten Bezauberung der bewährteste Talismann fällt, ohne daß man die Ursache davon vorhersehen könne. Alsdenn werden 3 Millionen wieder zu 3 Pfennigen. Diese Verwandlung ist eine abermalige Zauberey. Dieser papierne Talismann ist in seinem Falle eben so erstaunend als bey seinem Steigen: man hat hier von diesem Papier, welches auf einmal, nachdem es auf der

Börse

Börse eine ansehnliche Figur gemacht hat, in solchen Mißcredit verfällt, daß man nicht eine Elle Band dafür kaufen könnte.

Die Europäer werden durch Worte regieret; die Zusammensetzung etlicher Sylben bringt bey ihnen alle Angelegenheiten der Gesellschaft in Ordnung. Wenn ein Christ eine Summe Geldes von einem andern entlehnet, und ihm dafür seine Religion und Treue verpfändet; so stehet es bey ihm, ob er sein Wort halten will, zum wenigsten verpflichten die Gesetze ihn dazu nicht: seine Ehre und Redlichkeit werden für kein besseres Unterpfand angesehen. Zum Exempel, ein Kaufmann borget Geld von jemand, und sagt zu ihm, ich will bey allem was heilig ist im Himmel und auf Erden ꝛc. bezahlen. Dieses verbindet ihn zu nichts: wenn er aber schreibt: auf diesen meinen **Wechselbrief**; so kann er sich der Zahlung nicht entbrechen, und hat sich selbst das Urtheil gesprochen.

Dieses nennet man allhier die Erhaltung; ich weis nicht, ob man es nicht sollte den Untergang nennen; wenigstens sind viele Familien, weil sie dieses Wort geschrieben haben, gänzlich verdorben, und andre an den Bettelstab gebracht worden. Niemand kann sich der Tyranney des Worts **Wechsel** entziehen: man könnte viel eher von einem Pasquill gegen den Staat losgesprochen werden. Die Lyonneser halten so steif über ihre Erhaltung, daß sie den König, um solche zu er-

halten, würden gefänglich einziehen lassen. Was sage ich? ich glaube, wenn Gott selbst einen Wechselbrief auf Lyon gezogen hätte, und er kein Capital dazu von Himmel schickte, sie würden ihn in Verhaft nehmen wollen. Man giebt zur Ursache an, weil die Handelsgeschäffte keinen Verzug litten, so müßten diese Verbindungen zu rechter Zeit erfüllet werden: gleichwohl bezahlet der Arrest nichts, und beschleuniget auch nicht die Bezahlung; überdem muß die Freyheit der Bürger dem Staat kostbarer, als die Beförderung der Handlung seyn.

Es giebt vier Zeiten im Jahre, worinn dieses Volk rasend wird; ein böser Geist, den man Bezahlung nennet, macht es alsdenn unruhig. Man könnte diese Zeiten der Verwirrung, von den Namen ihrer Messen, die Marter der Heiligen, die Wuth der Könige, die Osterraserey, und den Augustwahnwitz, nennen.

Neun und vierzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin zu Peking, über die Geschichte.

Von Paris.

Vor einigen Tagen besahe ich das Invalidenhaus; es ist ein prächtiges Grab, worinn die Soldaten liegen, welche die Kanonen nicht völlig getödtet haben.

Die

Die Leichname, welche allda ruhen, sind nicht ganz; etlichen mangelt ein Arm, andern ein Bein; denn man muß verstümmelt seyn, wenn man zu der Ehre dieses Begräbnisses gelangen will. Inzwischen sahe ich doch eine Menge Todte, die sich sehr wohl befinden, wenigstens essen und trinken sie, wie lebendige Menschen. Solches sind Officiers, denen noch 5 oder 6 Feldzüge fehlten, um ihre rühmliche Laufbahn zu vollenden, und welche sie in dem Speisesaale dieses Hotels endigen.

Diese Stiftung ist nicht ohne eine gewisse Einrichtung. Die Gesetze haben dafür gesorget, und aus dieser Zuflucht für Krieger, ein Kloster für Bonzen gemacht. Diesen Invalidenmönchen sind nach dem Exempel andrer Klöster, vier große Beschäfftigungen durch die Stiftsregeln vorgeschrieben worden: 1) müßig zu seyn; 2) Taback zu rauchen; 3) zu beten; 4) zu essen und zu trinken. Auf solche Art gehen sie aus diesem Grabe in ein andres, welches in eben demselben Hause ist, allwo sie zum andernmal eingescharret werden.

Dieser Plan ist schön, es ist nur Schade, daß man ihn nicht eher auszuführen angefangen hat. Da Frankreich ohne Unterlaß Krieg führet, so sind beständig sechsmal mehr Verwundete, als in diesem Gebäude Raum haben. Nur eine kleine Anzahl Auserwählte kommen in das Paradies des Invalidenhauses, alle die übrigen bleiben vor der Thüre.

Die größten Stiftungen der Könige in Frankreich sind sehr klein. Die Stiftung für die Invaliden ist nicht nach dem allgemeinen Maaßstabe der Nothdurft des Staats eingerichtet; dieser königliche Aufwand hat nur das Nebenwerk betreffen; die Hauptsache ist vergessen worden. Der stolze Fürst geht vor dem patriotischen Könige. Man hat viele Millionen an die Verfertigung dieses Gebäudes verschwendet; man hätte solche, um eine größere Anzahl verwundeter Bürger darinn unterzubringen anwenden sollen. Fast alle öffentliche Stiftungen in Europa sind mit dem Stempel der Prahlerey bezeichnet.

* * * * * * * * * * * * * * * * * * *

Funfzigster Brief.

Folge der großen Epochen in Europa, nach Peking.

Von Paris.

Anstatt, daß Europa zur Zeit der Römer nur einen Herrn hatte, sahe es sich in unzählige kleine Monarchien zertheilet. Man zählte daselbst nicht weniger, als hundert von einander unabhängige Oberherrschaften *): dieses waren eben so viel widrige Staatsverfassungen, und deren besondere Vorurtheile den Weg zu allgemeinen Kric-

*) Mit Inbegriff der geistlichen Fürstenthümer, und gefürsteten Abteyen in Deutschland.

Kriegen bahnten. Die ersten Herren der Welt beherrscheten unzählige Millionen Unterthanen; die europäischen Regenten herrschen über etliche hundert Menschen. Man sieht Fürsten, deren Reich Platz in ihrem Pallaste gehabt hätte, und Staaten, deren Bevölkerung überhaupt sich auf dreyßig Personen, mit Inbegriff des Monarchen, erstrecket.

Diese allgemeine Zertheilung vervielfältigte die Unruhen bis ins Unendliche: weil unter Königen die Streitigkeiten stets mit der Theilung der allgemeinen Gewalt in Verhältniß stehen.

Wenn in einem Lande nur ein Monarch ist, so wird kein Krieg seyn; theilt man es in zwo Oberherrschaften, so wird ein Krieg seyn; und wenn man es in hundert abtheilet, so werden auch hundert Kriege entstehen.

Die christlichen Geschichtschreiber suchen die Ursache dieser beständigen Streitigkeiten, welche seit dem Verfalle des römischen Reichs, Europa zerstöhren; sie liegt in der Zertheilung.

Seit Carl dem Großen wurden alle Schlachten wegen der Gränzen geliefert: ein jeder Regent suchte sich zu vergrößern, und über die Schranken seines Antheils zu schreiten. Die Macht, welche sich am meisten herumschlug, wurde die größte; man könnte die Anzahl der Besitze nach der Menge der Schlachten rechnen: man ruhete auf beyden Seiten nicht eher, bis man seine Gränzen erweitert hatte. Die ganze

Staats-

Staatskunst der Höfe gieng blos dahin, daß sie ihre Rechte auf die benachbarten Staaten zu beweisen suchten, und in Ermangelung der Gründe führte man Kriegsheere an.

Man mußte stets zu Felde liegen, entweder um seine Herrschaft zu erweitern, oder deren Verringerung zu verhindern. Eine jede Regierung warb Truppen, und setzte sich in Stand, entweder anzugreifen, oder zu vertheidigen. Die Römer hatten um den Besitz der Welt gekämpfet; die Europäer liefern einander Schlachten um einige Morgen Landes.

Der Krieg zwischen den Regenten nahm kein Ende mehr; denn hatte man zwanzig Feinde besieget, so waren noch funfzig zu bestreiten. Das Feuer der Belagerungen und der Schlachten brach immer aufs neue aus der Asche hervor. Die Flamme verlöschte nie, weil die Hitze der Uneinigkeit sich nicht dämpfete: wenn ein Volk bezwungen war, so mußte man an die Unterdrückung eines andern denken.

Die Hartnäckigkeit des Streits war desto größer, da der Fortgang in der Kriegskunst sich geometrisch ausbreitete; so daß ein überwundenes Volk durch seine eigene Niederlage dem Sieger widerstehen lernete: es war eine periodische Abwechselung von der Stärke zur Schwäche, und von der Schwäche zur Stärke; dieses verewigte die Schlachten.

Die

Die allgemeine Gesellschaft in Europa wurde niemals einig Ihre Anzahl war zu groß, als daß man so viel verschiedene Absichten hätte vereinigen können. Keine höchste Gewalt war vorhanden, welche sie vereinbaren konnte, weil die Macht in den Händen derer war, die sich solche streitig machten.

Hundert Millionen Menschen unter dem Eigensinn von hundert Fürsten, so die Menschheit für nichts achteten, vermehrten das Uebel dieser Völker unendlich, weil ihre Ehrsucht keine Gränzen hatte.

Gleichwie aber im Kriege, nach vielen Belagerungen und Schlachten die Waage auf der einen Seite einen Ausschlag geben muß, so unterwarfen fünf oder sechs Mächte sich alle den andern, welche dadurch ihre Herrschaft verlohren.

Europa war deswegen nichts gebessert, die fünf mächtig gewordene Staaten fuhren fort, es wie vorhin zu beunruhigen. Sie zwangen die kleinen Regenten, an ihrem Streite Theil zu nehmen, und ihnen, als Bundsgenossen, Hülfsvölker zu verschaffen.

Es war ein Unglück für die allgemeine Republik, daß unter den fünf herrschenden Mächten keine war, welche Kräfte genug gehabt hätten, die andern zu verschlingen; denn wäre dieses erfolget, hätten alle Kriege ein Ende gehabt: und diese Völker wären so glücklich, wie Europa

gewesen, als es noch eine Provinz des römischen Reichs war.

Wie die meisten Mächte unters Joch gebracht waren, so gab es nur zwey oder drey politische Streitigkeiten in Europa; diese aber giengen die gesammte Republik der christlichen Welt an.

Unter so vielen Monarchen war es unmöglich, daß nicht viele Tyrannen gewesen seyn sollten; hieraus entstunden innerliche Zwistigkeiten, die zu bürgerlichen Kriegen ausschlugen. Die Völker, welche übel regieret wurden, verglichen ihren Zustand mit denen, die löblich beherrschet wurden, und wollten also unter die Regierung, welche gute Gesetze hatte, sich begeben, oder das böse Regiment abschaffen. Die Fürsten, welche ihre despotische Regierung auf die veränderte Verfassung gegründet hatten, wollten den verderbten Zustand beybehalten; und dadurch trug sich zu, was jederzeit in den Reichen, wo die willkührliche Gewalt herrschen will, zu geschehen pfleget, daß nämlich die Fürsten unglücklich wurden, und die Völker in Elend geriethen.

* * * * * * * * * * * * * *

Ein und funfzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Cotao-yu-se, Reichscensorn zu Peking.

Von Paris.

Es giebt in diesem Königreiche dreyerley Sorten von Leuten. Einige tragen einen Degen,

gen, andere ein gewisses langes Gewand, und etliche, die man mit den ersten in gleichen Rang stellet, haben um den Hals eine halbe Elle weißer Leinwand, die so fein ist, wie man sie in Indien verfertiget.

Diese Leute verachten einander wechselsweise: so daß diese drey Stände, welche, wie man sagt, zum Besten der öffentlichen Ruhe eingesetzet sind, in beständigen Streit zusammen leben: man hat öfters versuchet, sie mit einander auszusöhnen, und einen dauerhaften Frieden zu stiften, man hat dieserwegen viele Unterredungen gehalten: aber alle Mühe ist vergebens gewesen, weil der Streit von dem Vorurtheile eines jeden dieser Stände herrühret, dergestalt, daß wenn man dieselben vereinigen wollte, man anfangen müßte, sie gänzlich aufzuheben.

Die vom geistlichen Stande, die Kriegsleute wären ungesittet; diese hingegen werfen jenen einen allzu großen Hochmuth vor, und beschuldigen die Gerichtspersonen der Ungerechtigkeit.

Man behauptet, daß der Proceß ewig dauern werde, weil die vornehmsten Beschuldigungen Grund haben.

Du kannst dir die Unordnung vorstellen, welche in allen Classen der politischen Gesellschaft regieret, weil diejenigen, so die bürgerliche Ordnung aufrecht halten sollen, die ersten sind solche zu zerstöhren.

Man führet den Grund an, (denn hier beschöniget man alle Mißbräuche) diese Mißhelligkeit

ligkeit erhalte den Staat, der außerdem in ein deſpotiſches Regiment ausſchlagen würde. Man giebt vor, ſie erhielten durch ihre Gegeneinanderwirkung das Gleichgewicht.

Wenn dem ſo iſt, was ſageſt du zu einer Regierung, welche genöthiget, beſtändig mit ſich zu kämpfen, um der gänzlichen Verderbniß vorzubeugen?

✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Zwey und Funfzigſter Brief.

Ebenderſelbe an den Mandarin Cotao-yu-ſe, in Peking.

Von Paris.

Kaum war ich von meinem Kopfweh, welches ich der Oper zu danken hatte, wieder hergeſtellet, als ich für die Luſt, welche mir angekommen war, ein Trauerſpiel zu ſehen, des folgenden Tages mit einem hitzigen Fieber, wobey ich in Raſerey gerieth, befallen wurde.

Das franzöſiſche Trauerſpiel iſt der gräßlichſte Zeitvertreib, den ein Sterblicher ſich machen kann. Es beweget; die Sinne gerathen in Unordnung; das Herz klopfet; die Seele wird in tauſend Stücken zerriſſen. Die Betrübniß nimmt auf allen Seiten überhand: man hält, ſo lange es möglich, an ſich; zuletzt wird man vom Schmerz überwältiget: und man vergießet Ströme von Thränen.

Kaum hatte ich mich niedergeſetzt, als 2 oder 3 Schauſpieler und Schauſpielerinnen nach und nach auf dem Theater erſchienen; ihre Figur befremdete

dete mich, denn diese Personen, welche Menschen vorstellen sollen, haben ganz eine andre Gestalt. Ihre Kleidung ist von aller Sterblichen ihrer, die jetzund auf Erden leben, unterschieden. Die meisten hatten große Federbüsche auf dem Haupte, wodurch ihre Gesichter in die Mitte des Leibes zu sitzen kamen. Sie trugen eine Art von Röcken wie Frauenzimmer Schnürbrüste, und welche unterwärts weiter zugiengen, woran oben lange Talare befestiget worden, deren Schweife eine ungeheure Schleppe hatten.

Man konnte an ihren großen Säbeln sehen, daß sie Lust hatten einander zu tödten, und nachhero die Flucht zu ergreifen, denn sie waren alle gestiefelt, und fertig zu Pferde zu sitzen. Ich entdeckte an ihren Wesen, daß jedem von ihnen das Herz von wichtigen Dingen voll war, die sie einander zu sagen hatten, und daß sie bald einen Zank zusammen anfangen würden.

Je weiter das Stück fortgieng, desto mehr verdoppelte sich die Bewegung. Endlich erstarreten ihre Augen, ihre Gesichtszüge verwandelten sich. Zwey insonderheit, wovon einer wie ein Römischer Kaiser, und eine Sclavinn, die wie eine Königinn gekleidet war, unterschieden sich durch ihr Schreyen und Heulen. Sie ließen sich zuletzt von einem so heftigen Zorn einnehmen, daß ich sie vor Wuth schäumen sahe. Der Verdruß, der Haß, die Rache, und alle andre höllische Leidenschaften erblickte man nach der Reihe in ihren Gesichtern.

Weil ich nicht begreifen konnte, warum man sich so sehr entrüstete, fragte ich einen Zuschauer, der neben mir saß, um die Ursache. Die Personen, welche sie auf dem Theater sehen, sagte er zu mir, stellen die Helden aus den alten Zeiten vor. Mein Herr, fragte ich ihn wiederum, waren denn diese Helden Teufel? Nein, antwortete er, es waren Menschen.

Du wirst, ungeachtet der Antwort dieses Zuschauers, leicht merken, daß es nicht seyn kann; denn wenn dergleichen Besessene in der Welt gewesen wären, so würde das Policeygericht die nöthige Verfügung getroffen haben. Es hätte dieselben als Narren ins Tollhaus einsperren, oder als Rasende an Ketten schliessen lassen. Denn Tollheit und Unsinn haben die Menschen nie für Tugenden ansehen können.

Der Innhalt der Trauerspiele ist nicht weniger rührend, als die Vorstellung. Ich zittre noch, so oft ich an die Unfälle gedenke, welche selbigen Abend einen König, von dem das Stück handelte, betrafen.

In zehen Mannsaltern kann nicht so vieles Unglück einen einzigen Sterblichen überkommen. Er genoß keinen Augenblick Ruhe. Er war schon in dem ersten Auftritte unglücklich. Nachher wuchsen die Zufälle, die Sorgen und die Hindernisse auf allen Seiten bis zum fünften Aufzuge, in welchem bey der französchen Tragödie sich alle Unglücksfälle versammlen, und worinn die

Haupt-

Hauptperson ihrem letzten widrigen Schicksal entgegen eilt.

Man sagt, die Franzosen wären von Natur so lustig, daß sie über alles lachten; sie sind zur Betrübniß weit geneigter, denn sie weinen um nichts. Eine Einbildung, ein erdichteter Gedanke, ein Einfall des Mahlers ist dazu hinreichend; aber die Begriffe müssen übertrieben, unnatürlich seyn, sie müssen nie vorhanden gewesene Leidenschaften vorstellen; mit einem Worte, Hirngespinste sind nach ihrem Geschmack. Die Einbildungskraft der Europäer ist so abgenutzt, daß das Einfache und das Wahre keinen Eindruck mehr bey ihnen macht. Man wage es, und bringe ein wichtiges, wahres Stück, und solche Begebenheiten, die sich täglich unter ihnen zutragen, auf die Bühne, sie werden es frostig, abgeschmackt finden, und auf dem Theater gähnen. Um sie zu rühren muß der Dichter erstaunend viele Einbildungskraft verschwenden, und vornehmlich neue Begriffe, die den Gesetzen des Geblüts und der Natur zuwider sind, anwenden; denn in dem Barbarischen und Unmenschlichen bestehet die jetzige Stärke dieses Schauspieles. Ein Vater muß seinen Sohn erwürgen, ein Kind seinen Eltern nach den Leben trachten eine Frau sich wider ihren Mann verschwören, ꝛc.

Gemeiniglich wird hier vorgegeben, die Begebenheiten der tragischen Bühne wären die Abbildung der Sitten ehemaliger Völker. Man hat

hierinn Unrecht. Ich habe ihre Geschichte gelesen. Die Alten waren nicht so beschaffen, wie die französische Tragödie sie uns vorstellet. Wenn man gleich zu Zeiten einige Züge davon siehet, so sind doch die Nebendinge so verunstaltet, daß die Originale davon unkenntlich werden.

Diese Vorstellung ist keine Nachahmung der Unglücksfälle auf der Welt, es ist keine Abschilderung der ehedem auf Erden sich zugetragenen Begebenheiten, sondern eine neuere Thorheit, wovon man das Urbild nirgends antrift.

Die Kunst der tragischen Aussprache in Frankreich hat keine Gränzen: man treibt sie so hoch, als es möglich ist. Alle Regeln der Schamhaftigkeit und des Wohlstandes sind von dem Schauplatze verbannet. Es giebt kein Frauenzimmer auf der tragischen Bühne; alle Schauspielerinnen sind Furien. Die Sanftmuth, und die Sittsamkeit, die vorzüglichsten weiblichen Tugenden, sind ihnen ganz fremd. Eine junge Prinzeßinn überläßt sich dem Zorn und der Wuth, wie eine Buhlschwester. Wenn du das unanständige Bezeigen der vornehmsten Sclavinn auf diesem Theater sehen solltest, wenn sie mit Hindansetzung aller Ehrbarkeit, sich von ihren Empfindungen hinreissen läßet, so würdest du diesem Geschlecht auf einmal entsagen. Sie geberdet sich wie eine leibhaftige Alecto. Sie verstellet ihr Gesichte, ihre Augen werden wild, ihre Farbe wird blaß und gelb, sie jagt ein Schrecken ein. Man sagt, das Theater in Frankreich sey

eine

eine gefährliche Schule; ich finde keine bessere, sich von der Neigung gegen das Frauenzimmer zu heilen; denn man reizt die Mannspersonen nicht zur Liebe, wenn man sie zittern macht. Inzwischen hält jedermann allhier die beyden vornehmsten Personen für unnachahmlich: vornehmlich sagt man, sie stellten ihre Rollen natürlich vor. Meines Erachtens ist zwischen ihrer Vorstellung und der schönen Natur eine so große Entfernung, als von der Sonne nach dem Saturn.

Drey und funfzigster Brief.

Der Mandarin Kié-tou-na, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Peking.

Man muß in China sehr viel Vorsichtigkeit anwenden, um den Staat wohl zu regieren: der Fürst hat so viele Weisheit, Tugend und Einsichten bey Führung des Regiments nöthig, daß ich dir gestehe, wie ich nicht begreife, auf was Art in Europa, wo die Sitten so verderbet sind, die Völker wohl regieret werden können.

Wir sind hier der Meynung, es sey nicht gnug, daß der Regent keine Laster an sich habe, wenn ein Staat nicht in Verfall gerathen soll; sondern es müßten auch die Völker davon befreyet seyn. Blos durch die Uebereinstimmung der Tugend des Reichs kann letzteres bestehen.

Ich habe dir schon deswegen geschrieben, und ich wiederhole es dir; mache mir doch einen Begrif von den Europälschen Regierungen. Erkläre mir deren geheime Triebfedern: unterrichte mich in einer Wissenschaft, welche in allen Welttheilen die vornehmste von allen seyn muß, weil sie die Seele der bürgerlichen Gesellschaft ist.

Vier und funfzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Ein großer Theil der Nation versammlet sich hier in Buden, welche man Caffeehäuser nennt. Man nimmt allda ein schwarzes Getränke zu sich, welches die Einbildungskraft ermuntert. Ein Mensch, der seine Portion Caffee genossen hat, wird so lebhaft, daß er vier Stunden nach einander von Nichts die Gesellschaft unterhalten kann.

Unter denen, die man gemeiniglich daselbst antrift, siehet man eine Gattung von Philosophen, die ihr Leben mit Betrachtung der Form und der Materie zubringen. Ein Tisch und eine Tasse sind der Gegenstand ihrer Bewunderung von früh Morgens bis auf den Abend.

Diese Buden sind hauptsächlich von witzigen Köpfen voll, die man Staatskundige nennet.

Das

Das sind große Leute. Sie entscheiden das Interresse der Fürsten mit einer erstaunenden Leichtigkeit: nie hat man so viel Scharfsinn wahrgenommen. Sie wissen, sie kennen alles, nichts entgeht ihrer Aufmerksamkeit. Sie entwickeln die verwirrtesten Dinge; sie führen mehr Geschäfte aus, als die geschicktesten Minister in einem Jahre.

Alle Müßiggänger dieser Hauptstadt, die, so keine andern Verrichtungen in der Welt haben, als zu reden und von unnützen Dingen sich zu unterhalten, bringen die Tage und einen Theil der Nacht in diesen Buden hin; eine Art kriegerischer Männer, die man Ritter des heilgen Ludewigs nennt, abgeschmackte Sterbliche, und die sich blos mit Erzählungen beschäftigen, liegen von Morgen bis zum Abend da. Man hat mir von einem dieser Ritter gesagt, der 40 Jahre in einem solchen Caffeehause zugebracht hat, und nach seinem Tode noch sich daselbst sehen läßt. Die Aufwärter geben vor, er käme alle Nächte wieder, und man könnte hören, daß er auf eine kaltsinnige Weise eine Tasse Caffee fordert. Diese Buden sind unvergleichlich zu Unterhaltung der Trägheit des Leibes und Dummheit des Verstandes. Wenn der Müßiggang selbst sich hätte auf Erden eine Wohnung wählen sollen, würde er keinen bessern Sitz sich haben ausfuchen können.

Alle Caffeehäuser zu Paris haben ihr Zeichen, welches eine Gattung von Sinnbildern der Personen ist, die sich allda einfinden. Ich wollte

solche aus eigner Erfahrung kennen lernen; ich gieng also auf das Caffeehaus der schönen Künste um die von der Nation zur Vollkommenheit gebrachten zu beobachten; ich bemerkte daselbst keine andern Spuren von Künsten, als die an der Wand hangende Uhr.

Von da begab ich mich nach dem Caffeehause der schönen Geister; aber ich fand daselbst nichts als Schweitzer. Ich setzte meinen Weg fort, und kam in das Caffeehaus der witzigen Köpfe, ich traf aber lauter Deutsche allda an. Hierauf verfügte ich mich nach dem gelehrten Caffeehause; ich wurde sogleich inne, daß die ganze Gesellschaft nichts weniger als Gelehrte waren, denn sie bestund aus Doctoren. Ich gieng auf das Caffeehaus der Redner: statt eines Demosthenis aber fand ich einen elenden Scribenten, welcher stammelte. Auf dem Caffeehause der französischen Academie zur Reinigkeit der Sprache, traf ich nichts, als junge Leute an. Endlich in der Hofnung mir einige Kenntnisse in der Kriegskunst zu erwerben, fuhr ich nach dem Militärcaffeehause; der erfahrenste Officier allda war der älteste Aufwärter, welcher sechs Jahr lang als Sergeant bey der Landmiliz gestanden hatte.

Fünf und funfzigster Brief.

Ebenderselbe, an den Mandarin Cotao-youse, zu Peking.

Von Paris.

Letzthin gieng ich auf den Opernball. Dieses ist ein öffentlicher Sammelplatz, wo man die Nacht mit Tanzen zubringt. Man sollte fast meynen, daß die, so ihn besuchen, denselben für einen verdächtigen Ort ansehen, denn sie gehen selten mit ihren Gesichten dahin, sie nehmen gemeiniglich ein fremdes vor sich: es ist sogar erlaubt eine andre Nation, als seine eigene, vorzustellen. Was mich betrift, ich nahm kein andres Gesicht an mich, weil meines hier für eine Art von Larven angesehen wird.

Kaum war ich in dem Tanzsaal getreten, als drey Chineser sich mir näherten, und nach neuen Zeitungen von Peking sich erkundigten; ich antwortete ihnen in unsrer Landessprache: weil sie mich aber nicht verstunden, so merkte ich, daß es chinesische Pariser waren. Nach ihnen kamen zween Indianer zu mir, und ich entdeckte, daß sie eben so wenig, als die ersten, aus diesem Lande waren. Darauf machte mir ein Türk das Compliment, worbey er seinen Turban abzog; hieraus schloß ich, daß er kaum vor zwo Stunden ein Muselmann geworden wäre.

Einen Augenblick hernach begegnete ich einem Wilden aus Nordamerica; er war aber so artig, und sprach so gut französisch, daß ich nicht zweifelte, er sey von Versailles gebürtig.

Die Nationen aus allen Welttheilen hüpfen und tanzen mit einander auf diesem Ball, eben als wenn alle mögliche Tänze auf französisch wären. Ein Chineser zog eine junge Türkinn auf, um eine Menuet mit ihr zu tanzen, und beyde machten es so gut, daß man hätte denken sollen, es sey ein Asiatischer Tanz.

Eine Sclavinn aus dem Serail zu Constantinopel forderte den Großherrn auf, einen Rigaudon mit ihr zu tanzen, und kurz darauf tanzete unser Kaiser den Aimable, einen ernsthaften Europäischen Tanz.

Gemeiniglich wohnet ein Theil der vornehmen Geistlichkeit in Frankreich diesem Balle bey, und stellet selbst dergleichen an. Ein Bischof sonderte sich von einer Menge Priester ab, die um ihn stunden, und fragte mich, wie ich die Versammlung fände? Sehr schön, Gnädiger Herr, antwortete ich ihm, wiewohl etwas außerordentlich. Und was finden sie denn außerordentliches? fragte er weiter: Ihro Hochwürden hier zu sehen, war meine Antwort.

Nach dem Bischofe kamen 3 oder 4 Mönche von unterschiedlichen Orden auf mich loß. Gestehen Sie nur, sagte einer von ihnen zu mir, Sie haben gewiß keine Gesellschaft, wie diese, zu Peking. Das ist wahr, erwiederte ich, ehrwürdi-

ger

ger Pater, denn um die jetzige Zeit sind alle unsere Bonzen in ihren Wohnungen eingeschlossen; und falls einer so kühn wäre, an einem so unanständigen Orte, wie dieser ist, sich zu zeigen, so würden unsere Mandarins, welche ein wachsames Auge darauf haben, daß die Religion nicht entheiliget werde, denenselben Stockschläge geben lassen.

Weil ich müde war, setzte ich mich in eine Loge nieder; kaum aber befand ich mich daselbst, als eine Vestalinn, mit einem Schleyer bedeckt, neben mir Platz nahm: sie that mir so ungeziemende Vorschläge, daß ich sie gleich vor eine Buhldirne erkannte. Kurz darauf trat eine Nonne mit einem weißen Stirnbande und in schwarzer Kleidung in eben dieselbe Loge und bot mir ein Nachtlager an — — Glaubst du, daß dergleichen Ergötzlichkeiten nicht die Sitten verderben, und daß eine Regierung, die einen solchen öffentlichen Sammelplatz verstattet, sich einer guten Policey rühmen könne?

Sechs und funfzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Lyon.

Ich bin von einer Reise, die ich nach Genf gethan habe, eben zurück gekommen. Die Begierde einen Europäer zu sehen, der für den

sinnreichsten Kopf dieses Jahrhunderts gehalten wird, hat mich zu dieser Reise angetrieben.

Dieser große Geist hält sich nicht in der Stadt selbst auf; er bewohnet ein schönes Schloß, welches nicht weit davon abliegt, wo er eine köstliche Tafel hält, zu welcher die ihn bewundernden Ausländer zugelassen werden. Es ist wie man sagt, das erstemal, seit der Erneuerung der Künste und Wissenschaften in Europa, daß ein Poet einen Koch hält.

Sein Schloß ist ihm ungemein nützlich, denn es setzt seine Person in Sicherheit, da dieser grosse Gelehrte mit allen Gelehrten in Europa uneins ist. Zu allem Glück für ihn hat sich ein klein neutrales Land gefunden, so ihn aufgenommen hat; sonst hätte er vielleicht aus Mangel eines Orts sein Daseyn aufgeben müssen.

Sein Schloß liegt auf dem Grund und Boden zwoer fremden Regierungen, die an einander gränzen; er sitzet, so zu sagen, zu Pferde auf zwoen Mächten: so daß er nur in eines der gegenseitigen Zimmer flüchten darf, um in einem fremden Gebiete zu seyn, falls er von einem Potentaten verfolget würde. Dieses ist für einen Schriftsteller nicht übel ausgesonnen, der die Ahndung der Fürsten fürchtet, welche in Europa alles, ausser die Gränzen der Staaten, verletzen.

Am folgenden Tage nach meiner Ankunft begab ich mich auf sein Schloß: man meldete mich, als Chineser an, und sogleich stunden mir die Thüren seiner Zimmer offen. Ich entsetzte mich

über

über seinen Anblick; ich glaubte ein Gerippe vor mir zu sehen: nie habe ich einen Menschen gesehen, der einem Todten mehr geglichen hätte. Diese Europäische Mumie hat kaum 6 Unzen Fleisch auf den Knochen. Weil er Leben hat, muß er nothwendig ein Geist seyn; denn er hat keinen Cörper. Du kannst leicht denken, daß er alt ist; denn es hat nie junge Gespenster gegeben.

Ich unterhielt mich lange Zeit mit ihm von Asien: und er that über das chinesische Regiment viele Fragen an mich. Ihr Götter! wie klein sind die großen Europäischen Geister, wenn man sie neben ihren Büchern untersucht.

Nie hat ein Scribent so viele verschiedene Werke herausgegeben, noch mehrere Bücher ausgehecket. Er wird stets von dem guten oder bösen Geiste seiner Vorstellungen umgetrieben. Er schläft und wacht auch nicht; er denket. Sein Verstand geräth ohne Unterlaß mit seiner Einbildungskraft in Streit. Er bringt sein Leben mit Ausbrüten hin: er hecket öfters aus; aber er macht viele Zwillinge; er ist der Vater der Menechmen; denn sein Gedächtniß ist ihm sehr oft ungetreu. Weil er so öfters niederkommt, so sind seine Geburten sich bisweilen ganz gleich.

Er läßt keinen Gedanken entwischen; alles was ihm vorkommt, hält er fest; er entziehet sich ihm selbst in nichts, die Welt genießt den ganzen Umfang seiner natürlichen Gaben. Er wird der Nachwelt sich ganz hinterlassen; er wird den Rang

eines

eines schönen Geistes so lange behaupten, als sein Verstand ihm Materie darreicht; er wird nicht eher sterben, als bis er nichts mehr zu sagen hat.

Er ist reich wider alle Regeln der Litteratur. Er wuchert seit einem halben Jahrhundert mit seinen Talenten, und man hält ihn für einen der grösten Handelsleute in Europa, der mit seinen Verstandesgaben ein Gewerbe treibt. Er hat bey den Buchhändlern über 400000 Französische Livres von seinen Begriffen abgesetzt, und um geschwinde reich zu werden, ihnen bisweilen einerley Waare zweymal verkauft.

Von der Genfer Republick werde ich dir nichts melden, denn meine Absicht ist nicht, von geringfügigen politischen Regierungen in Europa dich zu unterhalten. Die Macht dieser Republick ist in einer Stadt eingeschlossen, und diese Stadt hat keine Macht. Die angränzenden Regenten hätten sich ihrer längst bemeistert, wenn sie zu deren Größe etwas beytragen könnte; aber diese Eroberung würde ihrer Gewalt nichts zusetzen. Die Genfer glauben weder an die Messe, noch an den Pabst; daher sind sie sehr thätig, sehr arbeitsam und ihre Bevölkerung ist sehr fruchtbar. Sie wenden ihre Geschicklichkeit auf die Uhrmacherey an: ihr Fleiß geht nach Minuten. Sie zeigen allen christlichen Nationen die Stunden, man kann diese Republick als den Europäischen Stundenweiser heutiges Tages betrachten.

Sieben

Sieben und funfzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Die Pracht ist in Frankreich bis zur Ausschweifung groß. Sie verwirret alle Stufen der Gesellschaft, und zugleich zerstöhret sie ihre äußerliche Rangordnung. Der gemeinste Unterthan kleidet sich, wie der vornehmste. Der Handwerksmann, wie der Bürger; der Bürger eben so prächtig, als der Edelmann; der Edelmann ist wie der Fürst, und dieser wie ein König gekleidet: auf diese Art ist kein Unterschied der Stände mehr. Solches gehet so weit, daß man den Herrn nicht von dem Bedienten, noch eine Prinzeßin von einer Buhlschwester unterscheiden kann.

Dieser allenthalben eingerissene übermäßige Staat kommt, solltest du es wohl glauben, von der allgemeinen Dürftigkeit her. Ein jeder will einen Reichthum zeigen, den er nicht hat, und eine andere Person vorstellen, als er wirklich ist. Manche, die nicht einmal so viele Mittel haben, um zu Fuße zu gehen, machen Staat mit Pferden und Wagen, und eben deswegen müssen sie an vielen zur menschlichen Nothdurft erforderlichen Dingen Mangel leiden.

Hier gehet der Ueberfluß stets dem, was nothwendig ist, vor: man entziehet sich gern das Nützliche, wenn man nur das Angenehme haben kann. Bald wird man nicht mehr für die Nahrung, sondern nur für die Kleidung sorgen. Der Ackerbau wird unnütz werden, und die Künste zureichend seyn.

Staatskluge geben vor, diese Pracht sey nöthig, weil er in der monarchischen Regierung das einzige Mittel wäre, den Umlauf der Reichthümer zu befördern. Ich wollte diesem Grundsatze gerne beypflichten, wenn nur die Thorheit sich nicht darein mengte: man befindet aber, daß dieser übertriebne Staat den Reichthum dem einen Theile zuwendet, und dem andern entreißet: das ist aber ein unrechter Umlauf des Geldes, wo die Gleichheit und Mäßigung hinwegfällt.

Gesetzt aber auch, die vergebliche Nothwendigkeit der Pracht in einem monarchischen Staat sey gegründet; so folget doch daraus eine fehlerhafte Ordnung der mancherley Stände, welche der Gesellschaft weit schädlicher ist.

Die Urheber des bürgerlichen Lebens beobachten, daß das äußerliche Ansehen einen großen Einfluß in den physicalischen Zustand des Menschen hätte; deswegen eigneten sie jedem Stande die ihm geziemende Kleidung zu.

Es ist gewiß, daß die Gesetze sehr darunter leiden, wenn die Bürger, welche sittsame Kleidungen tragen sollten, das Aeußerliche von denen

nen, die einen höhern Rang haben, entlehnen; es ist aber ein gemeiner Fehler der heutigen Gesetzgeber, daß sie die Gesetze der Politik nicht mit den Regeln der Moral zu vereinigen suchen.

Acht und funfzigster Brief.

Ebenderselbe an den Mandarin Minister zu Peking.

Von Paris.

Der König von Frankreich mischet sich nicht in die Staatsgeschäfte; das gehet ihm nichts an. Wenn er den Staat regieren wollte, so würde die Last der Monarchie ihm zu schwer fallen, und wenn er solche mit einem seiner Unterthanen theilte, so würde er einer seines Gleichen haben. Sein Entschluß ist gefaßt, er macht sich gänzlich davon los; weil aber doch die Angelegenheiten der politischen und bürgerlichen Gesellschaft stets ihren Lauf haben müssen, so ernennet er an seine Statt Viceregenten, welche die Geschäfte auf sich nehmen.

Um nicht König zu seyn, fängt er es so an. Er zerleget die Krone, und theilet den Thron in vier verschiedene Stücke, woraus eben so viel besondere Landesregierungen entstehen, welche man allhier Departements nennet.

Diese machen die französische Monarchie aus, und ihre Verweser haben die Schlachten zu

Wasser und zu Lande, die Finanzen und die auswärtigen Angelegenheiten zu besorgen.

Das Kriegsdepartement trägt Sorge, daß die Unterthanen des allerchristlichsten Königs methodisch in den Schlachten umkommen, und daß an die Stelle der geschlagenen Heere sogleich neue einem gleichem Schicksale ausgesetzet werden.

Das Seedepartement giebt Acht, daß wenig Kriegsschiffe da sind, und daß die Seemacht so schwach, als möglich sey.

Das Finanzendepartement richtet die Sachen dergestalt ein, daß der König viel Geld und die Unterthanen wenig haben.

Das Departement der fremden Angelegenheiten sorgt dafür, daß dem Fürsten alles fremd sey, und daß er nichts von allem, was im Staate vorgehe, wissen möge.

Nach dieser Einrichtung nimmt ein jedes Oberhaupt dieser Regierungen die Arbeit vor sich, und bemühet sich sein Amt so gut, als er kann, zu verwalten.

Ich vergaß dir zu sagen, daß diese Leute hier Staatsminister genennet werden.

Neun und funfziaster Brief.

Folge der großen Epochen in Europa nach Peking.

Von Paris.

Das funfzehende Jahrhundert liefert uns ein Schauspiel, welches Europa eine andere Gestalt gab. Ich finde, daß die Christen der beleidigten Gottheit sich schuldig machten. Als Gott Himmel und Erde erschuf, theilte er die Welt in viele Theile, welche durch sehr große Meere abgesondert wurden. Er hatte so zu sagen, Völker hinter dem Erdball versteckt, ohne Zweifel, damit sie mit denen, welche den Mittelpunct bewohnten, keine Gemeinschaft haben sollten: denn wäre sein Wille gewesen, daß das ganze menschliche Geschlecht nur Eine Gesellschaft ausmachen sollte, so würde er es weniger von einander entfernet haben. Vermuthlich hatte er die Menschen so getrennet, weil dieser ihre Tugenden nicht bey jenen, noch jener ihre Religion bey diesen, statt haben konnten.

So begierig auch die Europäer gewesen wären, Furcht und Schrecken allenthalben zu verbreiten, so hätten sie doch ihre Wuth blos gegen sich selbst werden müssen. Auf dem Ocean war kein gebahnter Weg. Ein Italiäner erfand den Seecompaß; seit der Zeit konnten keine Nationen länger in der Welt verborgen bleiben.

Der Fürſt Heinrich, Prinz eines Regenten, deſſen Staaten nicht größer waren, als die Hälfte einer von unſern geringen Provinzen, unternahm es in den übrigen Welttheil einzudringen, und ſich zum Beherrſcher der von ihm entdeckten Länder zu machen. Die Europäiſchen Geſchichtſchreiber, welche die Laſter ſtets für Tugenden halten, nennen ihn einen Philoſophen, und faſt alle Mandarinſcribenten ertheilen ihm den Beynamen des Großen, ohne Zweifel, weil er große Dinge ausrichtete; aber man iſt nur alsdenn groß, wenn man etwas Gutes thut. Wäre er ein kluger Philoſoph geweſen, ſo hätte er vorausgeſehen, daß die Menſchen, welche von jeher alles gemißbrauchet hatten, auch dieſe Entdeckung mißbrauchen würden.

Die, ſo vor den Zeiten dieſes Fürſtens ſich den wilden Wellen anvertrauet hatten, glaubten der Welt Ende entdeckt zu haben, welches von ihnen auf gewiſſe Grade der Europäiſchen Sonnenwende feſtgeſetzt worden war; Heinrich aber zeigte, daß ſolches nur der Anfang ſey. Seine Steuerleute brachen durch dieſe Gränzen, und befanden ſich auf einmal in einer andern Welt. Man ſahe zum erſtenmal eine neue Gattung von Menſchen, die fürchterlich ausſahen, denn ſie waren vom Fuß bis zum Scheitel ſchwarz. Man entdeckte ein anderes Firmament, Ungeheuer und neue Pflanzen.

Dieſe Entdeckungen wären ein großer Ruhm für die ganze Chriſtenheit geweſen, wenn man ſie

um

um die Völker glücklich zu machen, gethan hätte; aber die Europäer gaben gleich Anfangs sich nur deswegen so viel Mühe, um den Gift ihrer Neigungen Menschen mitzutheilen, die desto beglückter waren, da sie nur nach der Ruhe strebten.

Man umseegelte ein Vorgebürge, so einen Weg um Africa bahnen sollte, welches man von der guten Hofnung benennte; dieser Name betrog nachhero jedermann. Man mußte sich gleich im Anfange mit diesen neuen Menschen schlagen, um ihnen Gewürze und andere Spezereyen wegzunehmen, die man zeithero hatte entbehren können. Der Anfang wurde damit gemacht, daß man das Blut der Europäer gegen diese Waaren hingab: das war aber nur der Anfang der ersten Unternehmungen. Man machte ganz andere Entwürfe, sobald man aus andern Entdeckungen muthmaßte, daß die Erdkugel größer wäre, als man sich zuvor eingebildet hatte.

Bishero war von den Christen nur in der Nähe unter einander Krieg geführet worden, weil sie Europa zur Gränze gehabt hatten. Ein schlechter Mensch wollte solchen einen größern Umfang geben. Viele Jahrhunderte vor ihm hatte ein Eroberer, Namens Alexander, die Erdkugel ein wenig geöfnet, nach seinem Tode aber hatten die Pforten des Weltgebäudes von selbst sich wieder verschlossen, und die Welttheile waren wie vorhin abgetheilt geblieben. Ein Italiäner mit Namen Christoph Colomb gerieth auf dem Einfall, sie mit einander zu vereinigen, und aus dem ganzen Erd-

boden einen einzigen Schauplatz der menschlichen Veränderungen zu machen.

Colomb hatte seinen Ehrgeiz von den Portugiesen; seine Einbildungskraft erhitzte sich; und nach vielen Anmerkungen über die bekannten Welttheile, schloß er, daß noch ein unbekanntes sey. Alle Europäische Prinzen waren damals so arm, daß kein einziger 2 oder 3 Schiffe ausrüsten konnte, um von dieser neuen Welt Besitz zu nehmen. Spanien nahm das Erbieten an, weigerte sich aber die Kosten zu tragen. Etliche Bürger schossen Gelder zu den Unkosten eines Unternehmens zusammen, wodurch Europa ein ganz anderes Ansehen gewinnen sollte.

Man muß erstaunen, wenn man bedenkt, wie sehr bey den großen Veränderungen in Europa es auf die zufälligen Verbindungen angekommen ist. Wenn dazumal nicht 2 oder 3 Privatpersonen die Kosten zu dieser Unternehmung gewagt hätten; so ist zu vermuthen, daß America, dieses vierte Welttheil, noch bis jetzo den übrigen unbekannt geblieben wäre.

Die Eroberungen der Portugiesen und Spanier erregten den Nacheifer der andern Nationen. Alle wollten Theil daran nehmen; man grif zum Waffen, und man schlug sich herum, um über freye und unabhängige Völker zu herrschen, und Reiche und Nationen an sich zu bringen, zu denen man kein Recht hatte. Dieses ist die größte Ungerechtigkeit, welche von den Sterblichen je begangen worden, so lange

Men-

Menschen gelebet haben. Es sind auch die beyden Nationen, die sich solcher am ersten schuldig gemacht, nie glücklich gewesen; schmachtend und kraftlos sind sie seitdem beständig abgeartet.

Das erste Drangsaal, so sie diesen Völkern anthaten, war, von ihnen zu verlangen, daß sie ihren Glauben annehmen, nämlich Christen werden sollten. Sie erwogen nicht, daß die Physic dieser Völker zu dieser Religion sich nicht schickte, und daß Nationen, die 3 oder 4000 Meilen weit von einander entfernet sind, unmöglich an einerley Gottheit glauben können. Die Moral kann eben dieselbe, aber die Glaubenslehre muß nothwendig verschieden seyn. Nationen, welche der Erdstrich zu Götzendienern machte, konnten nichts als schlechte Christen, und aus einer nothwendigen Folge, schlechte Bürger seyn. Dieses ist die Quelle des natürlichen Widerwillens, den man unter den Amerikanern, Indianern und Europäern bemerket.

Die Mandarins von der päbstlichen Secte sagten zu ihnen, Christus wäre seit 1500 Jahren für sie, so wie für das übrige menschliche Geschlecht gestorben: sie gaben ihnen also ziemlich spät davon Nachricht! Diese Völker waren berechtiget, sich über die Gottheit zu beklagen, daß er ihre Vorfahren so viele hundert Jahre in einer Religion, welche nicht diejenige war, welche sie haben sollten, hatte leben lassen. Unglückliches Vorurtheil, der Ursprung so vieler Verbrechen! Millionen Menschen mußten erwürget werden,

um ein kleines Häflein der Gläubigen zu erhalten: die Welt triefete von Menſchenblut. Die chriſtliche Religion verwüſtete auch allhier die Erde: ganz America und ein großer Theil von Africa wurde verheeret.

Die Kriegsgeſchichte dieſer Länder zeiget uns ein ſchreckliches Gemälde. - Wenn man dieſe Reihe von Uebelthaten lieſet, die man mit kaltem Blut gegen das menſchliche Geſchlecht verübet hat, ſo empört ſich die Natur; man ſchämt ſich recht ein Menſch zu ſeyn. Man ſiehet auf einmal Völker überfallen, ergriffen, gefangen, gefeſſelt; ihre Tempel zerſtöret, ihre Götter unter die Füße getreten; ihre Könige in Ketten und Banden zu ſchmählichen Todesſtrafen verdammet. Wenn die Europäer auch keiner andern, als dieſer Verbrechen ſich ſchuldig gemacht hätten, werden ſie doch von gerechten Völkerſchaften ſtets für abſcheuliche Ungeheuer angeſehen werden. Iſt eine Gerechtigkeit im Himmel, ſo muß ſie dieſes Unrecht rächen.

Wir werden einmal zu Peking vernehmen, daß dieſer Welttheil mit allen ſeinen Einwohnern zu Grunde gegangen iſt. Die Züchtigung fängt bereits an, ſich zu äuſſern. Es iſt vor kurzen eine Stadt mit ihren Einwohnern von der Erde ſchon verſchlungen worden. Und es war ganz billig, daß dieſes Königreich zuerſt die göttliche Rache empfunden hat, weil daſſelbe die neue Welt zu eröfnen angefangen, und andern Nationen den Weg zum Verbrechen gebahnet hat.

Es war ohne Eroberungen nicht unmöglich, den alten Emigrationen abzuhelfen: gute Gesetze wären hinlänglich dazu gewesen; und es konnte geschehen, daß eine Reihe großer Könige die Fehler so vieler schlechten Regenten verbessert hätte; aber nun wird Europa sich nicht wieder aufhelfen können, weil es in sich einen beständigen Stoff der Zerstörung heget.

Zu allem Unglück, welches nichts, als die Folge der Grausamkeit und Verblendung seyn konnte, setzte man das bekannte feste Land aus den Augen, um nur auf das unbekannte zu sehen. America und beyde Indien wurden das Hauptwerk, und Europa die Nebensache: man ließ dieses unangebauet liegen, um jene anzubauen. Man erbauete daselbst allerley Lebensmittel, allein ich sage es nochmals, diese Producten waren nicht so viel werth, als Menschen. Kurz man entvölkerte zwey Welttheile, um eines zu bevölkern, welches sie nie bevölkerte.

Die Strafe des Himmels wartete nicht auf die künftigen Geschlechte; sie ließ sich schon bey den damaligen spühren. Eine vorhin unbekannte Krankheit, und die aus der neuen Welt herstammete, grif das Leben selbst mitten in der Quelle des Lebens und des Vergnügens an. Ganz Europa wurde damit behaftet; sie hatte auf beyderley Geschlechte ihren Einfluß. Weil das Uebel in der Zeugung selbst steckte, so theilte es sich durch die Zeugung beständig mit. Die Natur verlohr ihre Kraft und Stärke, und artete ohne Unterlaß

aus. Die Pest dieser Seuche hat allenthalben ihren Gift ausgebreitet. Die Unschuld sichert dafür nicht; man ist krank, ehe man sich der Krankheit aussetzt. Die Ehe, die heiligste unter allen Verbindungen schützt nicht dagegen; denn die Verderbniß hat sich in das Geblüt ergossen.

Die reinsten Jungfern sind diesem Uebel unterworfen: der Grund der Verderbniß liegt schon in ihnen, ehe sie ihre Unschuld verlohren haben. Gesetze, Religion, Moral sind nicht vermögend den Wirkungen dieser Krankheit vorzubeugen; sie können wohl die Handlung verbieten, welche macht, daß man krank ist, nicht aber die Krankheit selbst.

Es ist eine unglückliche Erbschaft, so die Väter ihren Kindern hinterlassen, und welche diese auf ihre Nachkommen von Kind zu Kindeskindern ererben. Man kann Europa jetzo als eine Gesellschaft kranker Personen betrachten; die Nationen, woraus es bestehet, sind kränkliche Gemeinden.

Die Aerzte gebrauchen ein Mittel, welches sie Queckſilber nennen, dessen Wirkung in seinem Gewicht besteht, und wie man sagt, den Gift niederschlagen soll: aber diese Vorsicht hat keinen allgemeinen Nutzen; denn indem man auf einer Seite das Blut der Kranken reiniget, so nimmt die Verderbniß auf der andern überhand. Um dieses Gift gänzlich auszurotten, und diesem Welttheile seine vorige Stärke wieder zu verschaffen, müßte man Europa mit Queckſilber überdecken, und alle

euro-

europäische Nationenen in die große Cur nehmen, gesetzt daß sie bewährt ist.

Es schien, als wenn alle möaliche Landplagen aus dieser Entdeckung entstünden. Man durchwühlte die Erde, und fand einen großen Schatz darinnen, der für Europa vollends verderblich war. Nie habe ich den Vorzug unserer Regierung vor der christlichen, als in diesem Zeitpunkte besser eingesehen. Unsere Kaiser, die niemals zugeben wollten, daß man die reichen Gold- und Silbergruben bearbeite, wußten ohne Zweifel, daß der wahre Schatz einer Nation in Erbauung der Erdfrüchte, und nicht in einem Metall bestünde, welches, da es an sich weder nähret noch bekleidet, kein Reichthum seyn kann. Wenn die christlichen Prinzen, die damals Europa beherrschten, den geringsten Begriff von der Staatswirthschaft gehabt hätten, so würden sie nie so viele Metalle in Europa einzuführen verstattet haben, weil solche vieles Uebel und nicht das geringste Gute verursachen konnten.

Man hätte den alten Fuß der Reichthümer beybehalten und solche nicht zunehmen lassen sollen, weil dieses nothwendig eine große Veränderung nach sich ziehen mußte. Gold und Silber stellen alle Arten des Reichthums vor; es ist der Spiegel des öffentlichen Wohlstandes; aber das Glas mag so groß seyn als es will, es stellet stets die Gegenstände auf einerley Art dar. Der Preiß der Lebensmittel und aller andern Bequemlichkeiten vermehrte sich nach Proportion der Summe dieser

Me-

Metalle: denn es ist an sich gleichgültig, ob in Europa 1000 oder 10000 Millionen an baarem Gelde vorhanden sind; man kann mit der erstern Summe eben so viel, wie mit der andern ausrichten. Da ich diese Proportion in den christlichen Scribenten, die von der Wirthschaft geschrieben haben, nachsuche; so finde ich, daß anjetzo Ein und zwanzigmal mehr Geld, als vor Entdeckung der neuen Welt, in Europa ist. Uebermäßige, unnütze, und nur zur Last gereichende Geldsummen! dieses sind die Vortheile, den die Bergwerke in Europa nicht verschaften: nun komme ich auf den Nachtheil, welchen sie wirklich veranlassen.

Da einige christliche Fürsten auf einmal dadurch mächtiger wurden, reizete solches ihre Begierden, und erweckte ihren Ehrgeiz. Diese Regenten machten tausend Entwürfe zur Vergrößerung, die ihnen vorher nicht in den Sinn kommen waren. Die ehemalige geometrische Vertheilung der Reichthümer hatte die meisten Regenten in das Unvermögen, Europa zu beunruhigen, gesetzt. Sie hatten keine Mittel ehrgeizig zu seyn.

Weil America ihnen viel Geld verschaffet hatte, kauften sie Soldaten, mit denen sie die Nationen beunruhigten.

Es kam eine übermäßige Pracht auf, welche die Europäer mitten im Reichthum arm und dürftig machte. Die Landwirthschaft verminderte sich nach Maßgebung der Abnahme dieses Metalls; man dachte an nichts weiter als

Gold

Gold und Silber zu erwerben, man vergaß den wichtigen Grundsatz, daß sie kein Reichthum, sondern Metalle sind, die ihn vorbilden.

Sechzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Cotao-yu-se, zu Pecking.

Von Paris.

Die Unpäßlichkeit, welche mir das französische Trauerspiel zugezogen hatte schlug unvermerkt in eine Melancholie oder Traurigkeit aus. Bey Nachtzeiten sahe ich nichts als Gespenster, und am Tage war meine Einbildungskraft mit Mord- und Todtschlägen angefüllt.

Ich frug die gelehrte medicinische Facultät zu Paris um ihr Gutachten. Diese ernsthaften Esculapen untersuchten die Anzeige meiner Krankheit, und waren der Meynung, das Uebel müsse durch ein anderes vertrieben werden: dieses ist ihre gewöhnliche Art zu curiren. Um mich von den übeln Wirkungen des Trauerspiels zu heilen, verordneten sie mir die Comedie. Die Verordnung war folgendergestalt abgefasset.

„Der Patient soll bey Vorstellung des bür„gerlichen Edelmanns zugegen seyn. Im „Fall derselbe seine Wirkung thäte, verordnen „wir ihn den galanten Mercur, der ein Ge„gengift wider alle gallichte Feuchtigkeiten und „verdorbene Säfte ist. Verspüret er dadurch

„keine

„keine Linderung, soll er das Stück von dem „eingebildeten lächerlichen Frauenzimmer „vorstellen sehen. Und wenn diese alle nichts „wirken sollten, soll er das letzte und unfehlbarste „Mittel gebrauchen, und das unvergleichliche „Stück Scapins Betrügereyen aufführen „sehen. Besonders soll der Patient dem Auf„tritte, worinn der Sack vorkommt, seine ganze „Aufmerksamkeit widmen.„

Wenn man sich wohl befindet, so lacht man über die Doctores und hält sie vor Charlatans; ist man aber krank, so unterwirft man sich blindlings ihren Verordnungen.

Ich wartete mit Ungeduld auf die Aufführung der mir vorgeschriebenen Comedien. Unterdessen wohnete ich der Diät halben, der Vorstellung kleiner Stücken bey, als: des Flusses der Vergessenheit; der 3 Muhmen; des bezauberten Bechers; des Liebhabers, als Schriftsteller und Bedienter; und des Franzosen in London.

Man spielte weder den bürgerlichen Edelmann, noch den Mercur; aber die königlichen Comedianten kündigten Scapins Betrügereyen, und zum Nachspiel das eingebildete lächerliche Frauenzimmer an. Ich machte mir grosse Hoffnung von diesen beyden Stücken, welche der Verordnung der medicinischen Facultät zu Paris Ehre machen sollten; aber ich weis nicht, wie es zugieng; dieses Arzneymittel that keine Wirkung; es überfiel mich so gar, bey dem

Auf-

Auftritte vom Sacke, der mir Linderung verschaffen sollte, ein herzliches Gähnen.

Inzwischen sah ich deutlich, daß das Recept regelmäßig war; denn die Zuschauer lachten, wie man sich in Frankreich ausdrückt, aus vollem Halse. Vermuthlich war ein bey mir eingewurzeltes Uebel Schuld daran, dem die Facultät nicht abhelfen konnte; denn einem Chineser, der einen gesetzten Verstand hat, ist es nicht gegeben, wie ein Franzose, über die Thorheiten, die schmutzigen und ungereimten Zweydeutigkeiten, womit diese Possenspiele angefüllet sind, zu lachen. Es ist eine Naturgabe. Man muß zu dem Ende einen ziemlich schlechten Geschmack haben, um die Worte den Sachen, die Redensarten dem Ausdrucke, und den kahlen Spaß der gesunden Moral vorzuziehen.

Alle Comedien dieses Theaters sind nicht Possenspiele. Es giebt auch ernsthafte Stücke, so die Verbesserung der Sitten zum Endzweck haben. Diese sind gemeiniglich voller Charaktere und Abschilderungen.

Für jedes Hauptlaster in dem gesellschaftlichen Leben ist ein besonderes Stück verfertiget. Es scheint mir aber, daß der Fehler, den man schildern will, zu weit hergeholet ist; und daß man ihn aus einem vergrößerten Gesichtspunkte auf dem Theater zeiget, wodurch er übertrieben wird, und ins unnatürliche fällt. Obgleich die Europäer ziemlich lächerlich sind, so sind es ihre Schauspiele doch weit mehr. Die Comedie geht

viel

viel weiter, als die Natur; die Copien sind beständig hundert Meilen von ihren Originalen entfernt.

Wäre ein Franzose ein so großer Geizhals, Heuchler, Lügner, Spieler, so stolz, so menschenscheu, so eingebildet, so läppisch, so unbesonnen als die theatralischen Stücke ihn vorstellen, er würde gewiß sich selbst aus der menschlichen Gesellschaft verbannen.

Man giebt vor, die Gegenstände müßten auf dem Schauplatze vergrößert vorgestellet werden, ich glaube, man irret. Wenn das Theater, wie die Europäer selbst sagen, ein Spiegel ist, worinn ein jeder sich beschauen soll, warum verfälscht man das Spiegelglas? Ich suche stets die Natur in Europa, und überall finde ich nichts als gekünsteltes Wesen.

Ein und sechzigster Brief.

Ebenderselbe, an ebendenselben nach Peking.

Von Paris.

Die Großen in Frankreich machen vielen Staat. Eine Gattung Herren wartet ihnen auf, die man Lakeys oder Bediente nennet. Die Lakeys sind gemeiniglich so gut, als sie bekleidet, und haben insgemein ein eben so gutes Ansehen. Sie nehmen ihrer Herren Ton und Gang an, und ahmen ihnen so gut nach, daß zwischen

der Copie und dem Original fast kein Unterschied ist. Was die Sitten betrifft, die sind völlig einerley; denn man sagt hier Sprüchwortsweise: **Wie der Herr, so der Diener.**

Ein französischer Edelmann, so der Schwelgerey ergeben ist, hat ordentlicher Weise einen versoffenen Bedienten. Ist der Herr eitel, stolz und unverschämt, so ist sein Lakey frech, hochmüthig und unbesonnen.

Die Talente sind auch gleich. Ein Staatsmann hat fast allezeit eine Art von kleinen Minister, der die Höfe kennt, in seinen Diensten. Der Politiker hat einen Practikenmacher zum Lakey, der das Interesse der Fürsten kennet; und ein armer Stutzer nimmt einen Abgefeimten, der die Frauen vom Stande zu nutzen weis.

Damit der Verwandlung nichts fehle, nehmen sie den Titel ihres Herrn an; z. E. wenn ein Officier ein Kreuz an seinem Knopfloche trägt, so nennt sein Lakey sich Ritter; trägt der Herr den geistlichen Ueberschlag, so ist dessen Bedienter bey seinen Cameraden anders nicht, als unter den Beynamen Abt, bekannt, und so steht es auch mit den übrigen Titeln.

Diese Bedienten treiben die Unbesonnenheit so weit, daß sie gar die Namen der vornehmen Herren und der Prinzen vom Geblüte bey Hofe, deren Livrey sie tragen, sich anmaßen.

Es ist noch nicht lange her, als ich in der Straße St. Honoré einen Menschen, der einen blauen Rock trug, einen andern, der einen Ueber-

rock von Isabelfarbe anhatte, also anredete: Guten Tag, Luxemburg, wie stehet es? Ganz wohl, antwortete dieser; und du, Villeroi, wie befindest du dich? So, so, erwiederte jener, seit meiner letzten Reise von Hofe mit der Chatillon, ist mein Geblüt sehr erhitzt; das spate Nachtsitzen des Königs bringt mich um den Hals; wenn es länger dauert, kann ich es nicht mehr aushalten, ich werde von Versailles entlaufen.

Und wie er einen Augenblick nachher auf der andern Seite der Straße einen langen jungen Menschen mit rothen Absätzen und einem Federhut gewahr wurde, rief er ihm so laut zu, daß es jedermann hören konnte. Lebe wohl, Conti, ist es lange, daß du Condé nicht gesehen hast? Ja, antwortete dieser, seitdem Richelieu nach der Provinz gereiset ist.

Ich wußte nicht, was ich von dieser Frechheit denken sollte; ich habe aber nach der Zeit in Erfahrung gebracht, daß die Lakenen zu Paris das Vorrecht haben, sich wie ihre Herren zu nennen. Die Wortforscher behaupten, es sey ein natürliches Recht, welches sich von der linken Seite herschriebe.

* *

Zwey und sechzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Lyon.

In wenig Tagen werde ich von hier nach Italien abgehen. Wenn ein Fremder zu Lyon nichts

nichts auszuzahlen hat, wenn er weder Manufacturen noch Fabriken hält, so ist er daselbst nichts nütze. Man weis nicht, wie man es anfangen soll, nur bey einem Volke zu leben, das ein so einförmiges Leben führet. Es ist schwerlich ein unbewohnbarer Land als dieses, für einen Menschen, der keine Bezahlung zu leisten, keine Zeuge zu verfertigen, oder nicht Geld auszuleihen hat, auf der Erde zu finden.

Ich vergaß, dir von einer Gesellschaft Bonzen Nachricht zu geben, die ich hier gesehen habe, welche man Grafen des heil. Johann nennet. Ob sie sich gleich ihrem Stande nach der Kirche gewidmet haben, so sind sie doch Ritter, und es mangelt ihnen nichts, als der Degen, um Officiers vorzustellen. Sie thun das Gelübde, sich nicht zu verehligen, dieses Gelübde halten sie heilig; denn sie nehmen keine Frauen; sie behelfen sich mit Kebsweibern. Sie verfahren sehr strenge mit dem Beweise, den sie führen müssen, er betrifft aber nicht die Tugend, die ist in ihrem Orden nicht nöthig: es kommt blos auf den Adel an. Ein Mensch mag noch so lasterhaft und ausschweifend seyn; man kann ihn aus der Gesellschaft nicht verstoßen, sobald er seine 16 Ahnen erwiesen hat.

Weil der Orden den Bonzen keinen Unterhalt giebt, so muß jeder von List und Ränken leben. Unter der großen Menge dieser Herumstreicher, ist immer einer, der sein Glück macht, und in der Welt empor kommt. Vor kurzer Zeit besaß ei-

ner von dieſen Bonzenrittern eine groſſe Bedienung am Hofe: ſeine Mitbrüder hatten von ihm groſſe Hoffnung, aber ihr ſüßer Traum war von kurzer Dauer. Zu eben der Zeit, als man gläubte, er ſtünde in gröſten Gnaden, kam er durch einen Schlag mit dem Fächer elender Weiſe um: eine Frau, die ihn erhoben hatte, ſtürzte ihn auch. Der Abgott war über den Haufen geworfen, als man zum Rauchfaß griff.

Drey und ſechzigſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an denſelben zu Peking.

Von Paris.

Ein Fremder, der die Geographie von Paris ſich bekannt machen will, hat einen Nationalſteuermann nöthig, außerdem wird er lange Zeit an der Küſte der Geſellſchaft hinſegeln.

Ich habe einen gewählet, der an dem Ufer der Seine geboren iſt. Mein Führer iſt nicht mehr in dem Alter, worinn die Franzoſen ausſchweifen; er ſagt auch ſelbſt, daß er nicht mehr ſo närriſch, als ehedem ſey; er hat ſich in Anſehen geſetzt. Er beſitzt alle thätige und leidende Eigenſchaften, wodurch man ſich allhier eine allgemeine Hochachtung erwerben kann: er hat ein groſſes Vermögen durchgebracht, anſehnliche Summen im Spiel gewagt, Maitreſſen gehabt, Mägdchens, Hunde, Pferde gehalten, und ſich vielmals duelliert.

Er

Er weis alle Streiche, die in der Stadt vorgehen, und die Liebeshändel von beyderley Geschlecht. Es werden fast keine Lustbarkeiten angestellet, woran er nicht Theil haben sollte. Er kann die ihren Männern ungetreue Eheweiber, und die in Begriff sind, es zu werden, auf den Fingern hersagen: er weis die tugendhaften von denen, die sich nur so anstellen, zu unterscheiden.

Er wäre im Stande den Lebenslauf der Schauspieler und Operisten in Paris zu beschreiben, so wohl ist er von ihren Liebeshändeln unterrichtet. Man legt ihm Verstand, nämlich Lebhaftigkeit und witzige Einfälle bey.

Uebrigens hat er Grundsätze, und hält absonderlich über den Punkt der Ehre. Er hat Umgang mit den Großen, bey denen er freyen Zutritt hat und zu gewissen Zeiten speiset; sie sind gewohnt, ordentlich mit ihm zu complimentiren und ihn zu umarmen. Viele versichern ihn ihrer Hochachtung, denn er ist im Kriege gewesen, und hat für die Ehre der Krone Frankreich vielen Feldschlachten beygewohnt: er trägt auch an seinem Knopfloche ein klein rothes Band mit einer goldnen Medaille, deswegen nennt man ihn Herr Ritter.

Er ist kein völliger Edelmann, aber fast adelich. Sein Stammvater ist bey dem Könige Clovis Lakey gewesen. Er sprach ehedem viel von seinen Ehrentiteln, seitdem ihm aber ein Genealogist bewiesen hat, daß in den damaligen Zeiten die Könige in Frankreich keine Lakeyen

hatten, und daß alle ihre Bedienten Sklaven waren, erwähnt er kein Wort mehr von seiner Abkunft, und redet von seinen Vorfahren nur gegen Personen, die der französischen Geschichte nicht kundig sind.

Er findet Geschmack an der Litteratur, und ist ein vorzüglicher Liebhaber gelehrter Werke: von dem Sopha, der Mariane und dem glücklich gewordnen Bauer, fällt er ein gründliches Urtheil.

Vier und sechzigster Brief.

Eben derselbe an den Censor des Reichs zu Peking.

Von Paris.

Die Franzosen müssen sehr zu einer Krankheit geneigt seyn, welche ihre Aerzte die Engbrüstigkeit nennen, sie gehen beständig spatzieren und schöpfen frische Luft.

Es sind allhier 5 öffentliche Gärten, in denen sie vom Morgen bis zum Abend auf- und niedergehen. Diese Patienten scheinen mir so munter, daß ich sie nicht für kränklich halten kann; wenigstens können sie eben so ermüden, wie Leute, die sich wohl befinden. Du kannst nicht glauben, wie sehr es einen Chineser befremdet, wenn er 3 oder 4000 Menschen in einem Spatziergange gehen, kommen, einander vorüber laufen und ausweichen siehet, und die vier Stunden lang

lang nichts anders zu verrichten haben, als das Ende eines Spaziergan̄ges zu erreichen, und sodann wieder umzukehren.

Wenn wir Chineser reisen wollen, so gehen wir außer Landes. Hier reiset man 25 Jhre nach einander, ohne den Garten zu verlassen. Mancher Pariser hat einen größern Weg, als die Reise um die Welt ausmacht, zurückgelegt, ohne aus dem Bezirk eines Gartens zu kommen.

Diese Spaziergänge sind ungemein bequem; ohne sie würde die Nation sich nicht begegnen, und kein Mittel haben, einander zu verführen; hier aber ist man versichert, sich anzutreffen und zu verleiten. Alle Lüstbarkeiten werden an solchen Orten verabredet.

Der Garten, der anizt wegen Liebeshändel am meisten berühmt ist, heißt Palais Royal. Unzüchtige schließen allda täglich den Kauf mit Weibspersonen, und werfen den barmherzigen Schwestern das Schnupftuch zu.

Die Opergöttinnen, mit illuminirten Gesichtern, voller Schminke und in ihrem theatralischen Anzuge, verfügen sich nach geendigtem Schauspiel dahin, und spielen mit den Anwesenden eine neue Rolle.

Alte Officiers, die eine Medaille an ihren Knopflöchern tragen, sind die fleißigsten Spaziergänger. Sie sind beständig in dem großen Spazierplatze in Hinterhalt, man sollte meynen, sie erwarteten den Feind.

Fünf und sechzigster Brief.

Eben derselbe, an den Mandarin der Ceremonien zu Peking.

Von Paris.

Wenn allhier ein Vornehmer stirbt, so versammlen sich 5 oder 600 vermumte Personen vor seiner Thüre, tragen den Leichnam fort, und fangen an in der Straße zu singen, gleich als ob sie froh wären, daß ein Mensch weniger auf dem Erdboden sey. Das Leichenbegängniß inzwischen ist gravitätisch genug; das Gefolge tritt mit einem feyerlichen Ansehen und langsamen Schritten einher, vermuthlich, damit man desto länger die Trauermusik hören, und den Auftritt der menschlichen Nichtigkeit vor Augen haben möge. Sobald man bey der Grabstätte angelangt ist, stimmt man an der Gruft zu guter letzt ein Concert an, darauf überläßt man den Würmern den Beschluß der Ceremonie.

Die Verstorbenen in Europa verlieren das Licht nicht auf einmal; oft sind sie nach ihrem Tode erleuchteter, als sie bey Lebzeiten gewesen. Mancher Bürger wird zu Nachtzeiten mit 1000 Fackeln begleitet. Man muß zu Paris Vermögen besitzen, um zu sterben: ist man nicht reich, so stirbt man zwiefach, weil man zum voraus weis, daß man keinen Glanz nach seinem Tode hinter sich lassen wird.

Die

Die Prahlerey, welche sich in allen menschlichen Handlungen blicken läßt, dauert allhier fort, auch wenn das Leben schon aufgehöret hat, man ist bis in dem letzten demüthigenden Zeitpunkte eitel. Es geht bey Leichenbestattungen nicht etwan vergnügt zu, man bestrebt sich vielmehr alles recht kläglich einzurichten; hierinn finde ich die ausschweifende Thorheit der Europäer. Es kann bisweilen statt finden prächtige Freudensbezeigungen anzustellen, aber niemals bey Trauerfällen seine Pracht zu zeigen. Weil wir einmal auf die Leichname verfallen sind, muß ich dir eine Todtengeschichte mittheilen.

Die Thorheit des Leichengepränges ist sehr alt; sie schreibt sich von Erschaffung der Welt her. Weil zu Errichtung der Gesellschaft Ceremonien erfordert wurden, so behielt man solche bey, obschon die Mitglieder dieser Gesellschaft nicht mehr vorhanden waren, und dadurch überschritt man die Gränzen der gesunden Vernunft.

Die Leichenbegängnisse waren nach dem Clima, dem Genie und Charakter der Völker und Nationen verschieden. In einigen Ländern begrub man die Todten sehr ernsthaft; in andern hingegen mit kurzweiligen Gebräuchen. Die Regierungsform hatte auch einen Einfluß auf die Verstorbenen; man beerdigte in den Republiken die Todten nicht, wie in den Monarchien. Die Freyheit, welche nur bey Lebzeiten sich spüren lassen sollte, erstreckte sich bis nach dem Tode. Die

Historie der Leichenbegängnisse ist die Geschichte der menschlichen Ausschweifung.

In Rom machte man eine Art von Possenspiel aus dieser religieusen Handlung. Die Anverwandten dungen pantomimische Comedianten, welche die Rolle des Verblichenen spielten. Sie ahmten seinen Ton, Stimme und Redensarten nach. Man miethete auch Klagweiber, deren Thränen man erkaufte, und deren Anführer den Takt zum Weinen schlug, und zu dem Trauergeschrey und Klagen den Ton angab. Man hätte diese Musik das Todtenconcert nennen können. Die Verwandten des Verstorbenen drückten die Größe ihres Schmerzes über den Verlust, den sie litten, nach Proportion des Geldes aus, welches sie für Vergießung der Thränen bezahlten.

Damit die Todten nicht von allen entblößt und nach ihrem Ableben etwan auf der Erde bleiben möchten, steckte man ihnen eine Münze unter die Zunge, um den Zoll bey ihrem Ausgange aus der Welt entrichten zu können. Die Moscowiter geben ihren Leichen ein Stück Geldes, um es dem heil. Peter zuzustellen.

In den Nachrichten von Verstorbenen findet man, daß gewisse Völker ihre Mitbürger nicht begraben, sondern an Bäume hängen. Die Religion that damals gegen Unschuldige, was die Gesetze seitdem gegen Verbrecher verordnet haben.

Die Aegypter setzten ihre Leichname in Gewölbern bey, wo sie nicht verfaulten, sondern sogar die

die Gesichtszüge behielten; so daß man sagen kann, daß die Aegypter 2 oder 3000 Jahre nach ihrem Tode lebten.

Die Römer, welche wollten, daß die Körper mit dem Leben aufhören sollten, verbrannten sie. Die Peonier ersäuften sie. Die Hirkaner warfen solche den Hunden vor, damit sie nicht den Würmern zu Theil würden; und damit sie nicht von häßlichen Hunden, die von gemeinen Luder lebten, verzehret werden möchten, unterhielten wohlhabende Leute Hunde bey ihrem Leben, um von ihnen nach dem Tode gefressen zu werden.

Es gab Länder, wo man die Leichen im Mörser zerstieß, und ein Getränke daraus zubereitete. Die Angehörigen des Verstorbenen nahmen einen Todtentrank ein, um ihre Betrübniß zu erleichtern. In andern Ländern warf man die todten Körper in Fischbehälter, um den Fischen zur Nahrung zu dienen: und so bald jemand aus ihnen starb, mußte man ohne Anstand auf den Fischfang ausgehen; war solcher nicht glücklich, so blieb der Todte unbegraben liegen.

Einem gewissen Volke war verboten, liegend zu sterben; wer nach seinem Ableben ein Grab verlangte, mußte stehend verscheiden. Vielleicht wollte der Leichengesetzgeber dieser Nation dem Müßiggange dadurch vorbauen; es ist wenigstens gewiß, daß diese Verordnung in einigen Städten Europens nützlich seyn könnte, wo die Faullenzer alle Tage vor Trägheit sterben. Ein

Gesetz,

Gesetz, welches sie zu stehen verbände, würde sie von dem Schlummer des Todes entfernen.

In einigen Ländern mußte man von Adel seyn, um die Ehre zu haben, nach dem Tode verbrannt zu werden; nur arme Leute wurden eingescharret, und die, so man aus Verachtung den Würmern überlassen wollte.

Man findet Völker, wo die Menschen kein anderes Grab, als in den Menschen selbst hatten; sie aßen ihre Leichname. Die Kinder bereiteten ihre Aeltern nach dem Tode zu, und machten ein großes Maal davon. Das menschliche Herz ist aller Eindrücke fähig. Dieses Begräbniß wurde für das rühmlichste gehalten; nur grausame und barbarische Kinder aßen ihre Aeltern nicht.

Die Brasilianer verzehren nicht ohne Unterscheid alle Leichname; sie üben dieses Gastrecht blos gegen ihre liebsten Verwandten und Freunde aus. Die Natur hat in Congo die Natur zum Grabe. Die Mütter verzehren allda ihre neugebornen Kinder.

Bey den Caffern sind alle Angehörigen des Verstorbnen verbunden, sich den kleinen Finger an der linken Hand abschneiden zu lassen, die man neben dem Leichname ins Grab leget; den Todten zu Gefallen, verstümmelt man die Lebendigen.

Das Leichengepränge des Tartar. Chans, kommt der Menschheit am theuersten zu stehen, und kostet der Natur am meisten; nach seinem Absterben tödtet man alles, was man unterweges antrifft,

trifft, damit er eine groſse Anzahl abgeſchiedener Seelen haben möge, die ihm in der andern Welt dienen können.

Ehedem war es verboten, die Leichen in den chriſtlichen Pagoden zu beerdigen; heut zu Tage ſind ſie mit einem anſteckenden Geruch von verfaulten Todtengerippen angefüllet; der Urheber des Lebens befindet ſich mitten unter den Verweſeten.

Sechs und sechzigſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Du verlangeſt zu wiſſen, auf was für Art die europäiſchen Völker regieret werden. Ich will dirs ſagen. Du wirſt dieſe Wiſſenſchaft in einem Augenblicke faſſen. Man braucht keinen Verſtand, um ſie zu treiben, und es wird eben kein Genie dazu erfordert.

Mit den verſchiedenen Regierungsarten gehet es ſo zu.

Eine Königinn von Frankreich, Spanien oder Portugall kommt mit einem Prinzen nieder; man bewillkommt ihn bey der Geburt als König.

Nach etlichen Jahren ſetzt ein Mandarin von der erſten Ordnung ihm eine Krone aufs Haupt, und ſagt ihm, er ſey im Stande die Völker zu

regie-

regieren, und er regiert sie: dieses ist die Wissenschaft des monarchischen Regiments.

Das republicanische ist nicht viel schwerer: 4 oder 500 Edelleute werden zu Genua oder Venedig geboren. Wenn sie ihr vernünftiges Alter erreichet haben, sagt man ihnen, daß ihre Geburt ihnen ein Recht zur Regierung giebt: sie glauben es, und das Volk auch. Sie nehmen Platz in einem großen Gemach, welches man den Senat nennt, von da aus geben sie ihren Mitbürgern Gesetze, die dadurch ihre Unterthanen werden.

Sobald der König in Polen todt ist, versammlen sich 100000 Menschen auf einer grossen Ebene, um einen tüchtigen Regenten zu wählen. Die Candidaten thun ihr Gebot, und wer das meiste Geld giebt, wird König. Dieses heißt ein Wahlreich.

Zu Rom hat ein schwacher Greis, den man den Titel heilig giebt, nicht sobald die Augen zugethan, als andre abgelebte Männer, die auch gerne Heilige werden wollen, sich an einem Orte, den man das Conclave nennt, einschließen, wo nach vielen Streit und Ränken, der Heilige von Menschen durch die Mehrheit der Stimmen gewählt wird: dieses ist die Regierung des obersten Bischoffs.

Du siehest, daß man kein großer Hexenmeister seyn darf, um die Europäer zu regieren.

Inzwischen ist es in England nicht so leicht, wo die höchste Gewalt bey einem Staatskörper

ist,

ist, den man das Parlament nennet. Weil dieses Volk durch seine Gevollmächtigte regieret, so gehöret hier mehr Genie dazu; denn die Parlamentsglieder müßten das Volk *), und der König das Parlament bestechen; dieses erfordert viele Umstände und große Einsichten: man hält auch diese Regierungsform für die solideste in Europa.

Bilde dir jedoch nicht ein, als ob es diesen Staaten an Einrichtungen fehle. Jedes Volk hat seine eigene. Die Ehre, die Tugend, und die Furcht sind die Grundsätze der drey Regierungsarten; gleichwie aber bey den Europäern weder Furcht noch Tugend, noch Ehre ist, so sind ihre sogenannten Verordnungen nichts, als ein politischer Roman, dessen Theorie mit der Ausübung in keiner Verbindung stehet.

Sieben und sechzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Turin.

Im Anfang der Welt schuf Gott den Himmel, hernach die Erde, darauf machte er ein hohes Gebirge, über welches ich nach Turin gereiset bin. Es gehet bis in die Wolken. Sobald man den Gipfel erreichet hat, befindet man sich in der Gegend des Mondens. Es ist die allerlängste

*) Vermuthlich bey Wahlen.

längste Leiter auf Erden, um in den Himmel zu steigen; wenn man ganz zu Ende ist, siehet man den Erdkreis unter seinen Füßen.

Ich glaube, daß Gott diesen großen Steinhaufen zusammen gebracht hat, um eine Stadt zu Einsperrung der Teufel darauf zu bauen, welche dadurch von den Menschen abgesondert worden wären; weil aber seit der Ankunft des europäischen Meßias, diese Menschen sich verschlimmert haben, ist die Stadt unnütz geworden; indem die Teufel in die Leiber der Christen eingesperret wurden.

Die Stadt Turin ist regelmäßig, klein und wohl gebauet. Ihre Einwohner sind weder Italiäner, noch Franzosen; es ist eine Vermischung von beyden. Sie sind nicht genugsam frey- noch großmüthig, um für Franzosen gehalten zu werden, noch auch betrügerisch oder verschmitzt, daß sie den Italiänern gleich kämen. Die Chimisten behaupten, wenn man die Quint-Essenz von einem Piemonteser auf 5 Unzen abzöge, so würde man 6 französische und 4 italiänische Loth haben.

Es fehlt diesem Volke zum reden nichts als die Sprache; wenn es eine hätte, würde es sich wie die andern europäischen Nationen, und nicht so kauderwelsch ausdrücken. Das Französische und Italiänische, welches die Piemonteser wechselsweise reden, sind zwo todte Sprachen, die sie auswärts entlehnen; und es ist allezeit eine Unbequemlichkeit, wenn man die Fertigkeit seine Gedanken vorzustellen, andern abborgen muß.

Die

Die Verwirrung und die Unordnung, so in andern europäischen Hauptstädten herrschet, sind aus dieser verbannt: jeder Theil der Gesellschaft ist an seinem Platze, und gehet daraus nicht. Bey dem ersten Anblick siehet man ein, daß das ordentliche Wesen und die Abhängigkeit aus einer reinern Quelle, als aus der Unterbeamten ihrer herfließet. Man merket wohl, daß der Fürst der oberste Policeymeister seiner Residenz ist.

Acht und sechzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarinminister zu Peking.

Von Paris.

Ich habe den König von Frankreich gesehen: man kann der Gegenwart dieses Monarchen alle Morgen, zu einer gewissen Stunde, in der Pagode oder Kapelle seines Schlosses zu Versailles genießen, wo er sein Gebet an den Christenabgott thut; daselbst habe ich ihn recht bequem betrachtet.

Ludwig XV. ist ein Greis von ungefähr 90 Jahren; wiewohl man hier in kleinen Büchern lieset, er sey nicht älter als 51, man ist aber sehr alt, wenn man sehr abgenutzt ist.

Die, so ihn vor 20 Jahren gesehen haben, behaupten, daß er schon anfienge nicht mehr jung zu seyn; denn sein Alter kömmt von entfernten Ursachen her. Man kann aus seinem düstern und

trüben Ansehen schließen, daß er viele Nächte durchwachet habe. Es giebt, wie man sagt, zu Versailles kleine Zimmer, die das Temperament der Könige in Frankreich sehr mitnehmen. Die Naturkündiger dieses Reichs versichern, wenn ein regierender Fürst 30 Jahr darinnen zugebracht habe, so sey er an allen seinen Gliedmaaßen gelähmt.

Man führt allhier vielerley Ursachen an, warum die französischen Monarchen vor der Zeit alt werden. Einige geben die Schuld einem weissen und schäumenden Getränke, welches aus der Provinz Champagne kommt, und die Nerven angreift; andre sagen, daß ein kleines Ruhebette in einem Alkoven des Zimmers wäre, welches anstatt die Sinne zu beruhigen, vielmehr eine Müdigkeit in allen Gliedern verursache. Hinwieder behaupten etliche, man müsse es der grossen Menge der Hauptschlachten zuschreiben, welche die Könige in Frankreich den Dam- und andern Hirschen ihres Thiergartens stets in Person liefern; denn nichts macht so sehr stumpf als der Krieg.

Ludwig muß dem Ansehen nach, ehe er so sehr geältert hat, ein schöner Herr gewesen seyn: es können aber wenig Leute in Frankreich sich dessen erinnern, ob ihn gleich sehr viele, als er geboren wurde, gesehen haben; so geschwind ist diese schöne Blume verwelket. Er hat von seiner vorigen schönen Bildung, nichts als die lebhaften und durchdringenden Augen übrig. Man erzählt,

zählt, daß kein Sterblicher seinen Anblick hat aus-stehen können, als er noch sein scharfes Gesicht besaß; aber seine Züge sind viel milder geworden; man kann ihn itzo ohne Schaden unverwand anschauen.

Er ist der Urenkel des Monarchen, dessen Größe und Pracht die europäischen Mathematiker zu Peking uns so herausgestrichen haben. Es mußten, so zu reden, ausdrücklich viele Prinzen sterben, um ihn den Weg zum Throne zu bahnen: man kann sagen, daß er seine Krone aus der vierten Hand hat.

Er war so kränklich, als sein Aeltervater starb, daß der Mandarin Regent des Königreichs glaubte, es verlohne sich nicht der Mühe, daß ein so schwächlicher Prinz lange regierte. Man hat gesagt und geschrieben, daß derselbe ihn aus dem Wege zu räumen suchte; allein, entweder waren die Maaßregeln nicht gut genommen, oder das Vorgeben ist erdichtet, denn er blieb beym Leben. Der Regent war in solchen Verdacht, weil er nach dessen Absterben Thronfolger gewesen wäre; nun hält man dafür, daß in Europa, wenn zwischen dem, der die Krone trägt, und dem, der sie tragen soll, es blos auf eine Prise Gift ankommt, selbige stets an des Regenten Tafel zu haben ist.

Dem sey, wie ihm wolle, man vermählte diesen Monarchen bey guter Zeit mit der Prinzessinn eines Königs ohne Reich. Die Hoffnung dieses herumirrenden Prinzen, der durch seine Verbindung mit dem französischen Throne, dem

seinigen sich zu nähern glaubte, schlug fehl. Man räumte ihm keine andern Staaten, als einen kleinen königlichen Pallast, neben Versailles ein, allwo er die Freyheit hatte, sich täglich gegen seine Tochter zu beklagen, daß er der ohnmächtige Schwiegervater des mächtigsten Königs der Welt war. Anitzo ist er Beherrscher eines kleinen Staats, den er bis an das Ende seiner Tage regieren soll. Bey seinem Tode wird er blos über sein Wammes schalten und walten können.

Man gab Ludwigen von seiner Jugend an einen Hofmeister, der ihn lehrte, „daß Sparsamkeit und Wirthschaft die vornehmsten Tugenden „der Regenten seyn sollen; daß man durch Geduld und Zeit mit allen zu Stande kommt; „daß ein König, um groß zu seyn, fast keinen „Raum einnehmen muß; daß ein christlicher „Monarch bey seiner Gemahlinn schlafen, und „nicht nach den Frauen seiner Unterthanen lüstern „seyn soll.„

Des Lehrmeisters Ansehen hinderte den Prinzen, sich seinen Neigungen zu überlassen; er konnte zwar thun was er wollte; er unterstund sich aber nicht zu wollen, was er konnte; denn die Könige nehmen wie andre Menschen das an, was ihnen zuerst eingepräget wird. Eines Morgens aber vergaß Ludwig seine Lection, und besann sich darauf, daß er König wäre, und seitdem hörte alle Gewalt über ihn auf.

Sobald man solches zu Paris erfuhr, bemühete sich das schöne Geschlecht um die Wette nach

der

der Beherrschung des Fürsten und der Monarchie. Denn allhier ist mit dem Range der Favoriten der Posten eines Ersten Ministers stets verknüpft. Die zwo Bedienungen sind nie getrennt: es ist ein hergebrachter Gebrauch in Frankreich; die das Bette mit dem Monarchen theilt, hat auch die Staatsgeschäffte zu verwalten.

Anfangs hatte er mit unterschiedlichen Frauenzimmern Liebeshändel; endlich aber traf er eine Wahl. Ueber 14 Jahre hat er sich einer einzigen Sklavinn ergeben; dieses ist in Frankreich ein völliges Jahrhundert der Beständigkeit.

Ich habe diesen Fürsten genau betrachtet; und wo ich mich nicht irre, in seinen Augen einen geheimen Gram gelesen, der ihn verzehret. Es scheint, seine Seele sey nie in einem natürlichen Zustande.

Man vermuthet alle Tage eine plötzliche Veränderung durch die Religion, welche den Angelegenheiten der Monarchie eine neue Wendung geben soll; jedermann setzt seine Klagen und Beschwerden bis auf diesen Zeitpunkt aus. Die Memoriale sind schon fertig, um dasjenige durchzuziehen, was man itzt preiset, und den itzigen Gegenstand der Verehrung zu lästern. Niemand wagt es, den Vorhang des gegenwärtigen Wahns zu zerreißen. Die, so diese fatale Sayte haben berühren wollen, hat der Bannstrahl getroffen.

Eine große Menge von Ludwigs Unterthanen geben auf den bevorstehenden neuen Auftritt genau Achtung. Die schwarzgekleideten Bonzen

verlieren ihn nicht aus den Augen. Die vertriebenen, die geſtürzten Miniſter ſehen dieſem Augenblicke mit Ungeduld entgegen. Alle ihre Maſchinen ſind auf den erſten Wink in Bewegung.

Wenn man aber einem gelehrten Phyſionomiſten Glauben beylegen kann, der ſich beſonders auf die Chiromantie ſtark gelegt hat, und damals nebſt mir zu Verſailles war, ſo haben ſie noch ſehr lange zu warten; denn derſelbe ſagte mir ins Ohr, daß dieſe Begebenheit nicht eher als im 60ſten Jahre ſeiner Geburt ſich zutragen würde, welches die gewöhnliche Zeit iſt, da die Prinzen dieſes Hauſes völlig der Welt entſagen, um ſich Gott gänzlich zu übergeben.

Neun und ſechzigſter Brief.

Derſelbe, an denſelben nach Peking.

Von Paris.

Ich würde mich des Verbrechens der beleidigten Majeſtät in höchſten Grad gegen Ludwig den XVten ſchuldig machen, wenn ich vergäſſe dir ſeine Tugenden und ſeine Eigenſchaften zu beſchreiben.

Dieſer Fürſt iſt voller Güte, er hat eine zärtliche und mitleidende Seele, er iſt von Natur Gutes zu thun geneigt; alle ſeine Geſinnungen ſind wohlthätig. Er iſt ſanftmüthig, leutſelig, einnehmend, freundlich; nie hat er etwas Böſes gethan, als wozu man ihn verleitet hat; und auch

hierinn

hierinn hat man seine Frömmigkeit und gutes Herz erst überraschen und hintergehen müssen. Man hat Züge von seiner Denkungsart, die ihn mehr, als die Eigenschaften der größten Könige in der Welt empfehlen; denn du weißest, da du den Werth der Tugenden kennest, daß es einem Fürsten leichter ist, an der Spitze seines Kriegsheers, als in seinen häuslichen Umständen groß zu seyn. Wenn einer von seinen Bedienten seine Schuldigkeit vernachläßiget, so läßt er ihm nicht die Schwere der königlichen Ahndung fühlen, sondern er entschuldiget ihn mit einer väterlichen Gelindigkeit, die stets in dem Unterthan eher den Sohn als den Beleidiger siehet.

Dieser gütige Fürst kam eines Tags von der Jagd; der Hofbediente über die Kleiderkammer, welcher ihm ein Hemde reichen sollte, war nicht zugegen, so daß der König eine starke Viertelstunde im Schweis auf ihn warten mußte. Der Edelmann, so die wöchentliche Aufwartung hatte, fieng an dem Bedienten seine Nachläßigkeit vorzustellen, Ludwig aber nahm sich dessen an, und sagte: **Man lasse ihn, man schelte ihn nicht, es ist ihm verdrüßlich genug, daß er seine Pflicht nicht beobachtet hat.**

Man gehet allezeit vergnügt von ihm hinweg; wenn er jemanden seine Bitte nicht gewähren kann, so antwortet er mit einem so verbindlichen Wesen, daß man bey seinen abschläglichen Antworten gewinnt. Ein alter Officier, der ihm lange Zeit gedient hatte, überreichte ihm ein Me-

mortal, um unter zu kommen; er ließ sofort den Minister, der das Departement verwaltete, rufen; wie aber dieser sagte, es sey keine Stelle ledig, so sprach er zu dem Officier auf eine liebreiche Art: „Sie sehen, mein Herr, die Unmöglichkeit, worinn ich bin, Ihnen gefällig zu „seyn; kommen sie aber wieder zu mir, ich hoffe „ein andermal glücklicher für Sie zu seyn.„

Als ein anderer Officier sich an ihm wandte, und vorstellte, er habe das Seinige in seinem Diensten zugesetzet, mit Bitte, ihm eine Vergütung von 1000 Louis d'or angedeihen zu lassen, um im Stande zu seyn, ihm ferner im Felde zu dienen; so bewilligte er dessen Ansuchen. Weil aber der Hof eben große Summen auswärts versandt hatte, wodurch die Schatzkammer von Gelde entblößt war, so gab ihm der Zahlmeister zu erkennen, es sey kein Geld vorhanden. „Nun „gut, sagte er, man gebe ihm aus meiner Spiel„casse, es ist unbillig, daß der König Geld zu „seinen Vergnügungen verwendet, wenn einer „von seinen Officiers Noth leidet.„ Viele von seinen Hofleuten haben nachhero versichert, er habe über einen Monat lang nicht gespielet.

Man darf ihm seine dürftigen Umstände nur verblümter Weise zu verstehen geben, so kommt er solchen zuvor. Ein Brigadier, der nicht reich war, kam von dem Kriegsheer, um ihn von einem Treffen, wobey er sich hervorgethan hatte, Bericht abzustatten. Ludewig zog einen Ring vom Finger, den er ihm mit den Worten überreichte,

reichte, es sey ein Familienstück, und er trüge ihn seit vielen Jahren. Der Brigadier, der das Geld nöthiger als Juwelen brauchte, antwortete, so schätzbar ihm auch die Geschenke Sr. Majest. wären, so bäte er doch unterthänigst, ihm zu erlauben, dieses auszuschlagen, weil es ihm unmöglich seyn würde, den Demant länger als 24 Stunden zu behalten. Der König merkte, was er damit sagen wollte, und ließ ihm des folgenden Tages eine beträchtlichere Summe, als der Demant werth war, auszahlen.

Du wirst hierinn weit mehr heroischen Geist, als in den glänzendsten Thaten seiner Vorfahren finden. Du wirst mich vielleicht fragen, wie man diese Güte mit dem Elende, worinn seine Unterthanen stecken, zusammen reimen könne; davon weis er kein Wort; wenn es diesem gnädigen Fürsten bekannt wäre, so würde er vor Leid sterben.

Eine gewisse Reihe von Nebenursachen, welche einen entfernten Ursprung hat, zwinget ihn Krieg zu führen; und dieser Krieg, den er zum Besten des Staats nothwendig hält, drücket seine Unterthanen. Seine Ministers tragen Sorgfalt, ihm, wie die Sachen stehen, zu verbergen, oder ihm selbige anders, als sie wirklich sind, vorzustellen. „Alles gehet gut, Sire; Frankreich lebt im „Ueberfluß; und Dero Nation ist glück„selig.„ Dieses ist ihre gewöhnliche Sprache. Ich will dir jetzt etwas erzählen, woraus du wirst spühren können, wie groß der Unstern dieses Fürsten sey.

Als England ihm letzthin ein weitläuftiges Land in Nordamerica weggenommen hatte, so war die Frage, wie man ihm diese Nachricht nicht nur verheelen, sondern auch angenehm machen sollte. Die Favoritsklavinn nahm es über sich, welche mit einen angenommenen lustigen Wesen in sein Zimmer trat, und zu ihm sagte: „Sire, ich bringe Ihnen eine Zeitung, die Ihnen „viel Vergnügen verursachen wird. Sie hatten „in der neuen Welt ein unfruchtbares Land, dessen „Besitz dem Staat große Summen kostete, und „Dero Feinde haben Sie davon befreyet.„ Der Fürst merkte vielleicht den Streich; denn diese gute Neuigkeit machte ihn den ganzen Tag über traurig und tiefsinnig. Man theilt ihm oft dergleichen Vortheile mit, welche die Crone Frankreich bey diesem Kriege findet.

In China verlässet sich, wie du beobachtet hast, der Kaiser auf niemand, um von dem Zustande seiner Völker unterrichtet zu seyn; er will alles selbst sehen und selbst vernehmen; allhier siehet und höret der König nur durch seine Minister; den Unterthanen steht kein Zutritt zum Throne offen, ihr Elend, ihre Drangsalen und ihr Geschrey ist so weit entfernt, daß es dem Fürsten nicht zu Ohren kommt. Die Nation muß auch wohl wissen, daß Ludewig der XV an der allgemeinen Bedrückung keine Schuld hat; denn ungeachtet des bedaurungswürdigen Zustands, worein Frankreich gebracht ist, lieben sie ihn bis zur Anbetung.

Wir

Wir erfuhren zu Peking, daß ein abscheulicher Schwärmer ihm nach den Leben getrachtet hatte. Dieser Vorfall beunruhigte das ganze Königreich, und setzte es in Trauren und Bestürzung; nie hat man unter den Menschen eine größere Betrübniß erlebt. Ich habe bey meiner Ankunft allhier mit vielen seiner Unterthanen aus den Provinzen gesprochen, welche mich versicherten, sie hätten weder essen noch trinken wollen, bis sie durch den zurückgekommenen reitenden Boten erfahren, daß sein Leben ausser Gefahr sey.

Was für ein Schicksaal! daß unter dem besten Fürsten das Volk in bedrängten Umständen sich befindet. Ludewig hat alle Eigenschaften, welche der Menschheit in einem Regenten Ehre machen; er ist ein guter Ehemann, Vater, Liebhaber, Freund; Ehre und Redlichkeit sind seine Grundsätze, er ist einer der redlichsten Männer seines Reichs: er hat einen einzigen Fehler; er ist König. Hätte ihn der Zufall in einem Privatstande lassen gebohren werden, er würde einer der besten Mitbürger gewesen seyn.

Siebenzigster Brief.

Derselbe an denselben zu Peking.

Von Paris.

Ich habe dir den Herrn abgeschildert, nun muß ich dich auch von der Sklavinn unterhalten; ich habe sie gesehen, und worüber du dich noch mehr wundern wirst, mit ihr geredet. Ein Bewohner

wohner der chinesischen Wälder hat mich mit ihr bekannt gemacht.

Ich hatte von Peking einen Kni-ki, oder Papagey mitgebracht, dessen bunte Federn man in Europa noch nicht gesehen hatte. Der Miethlakey, den ich hier angenommen habe, war gewohnt ihn in ein Fenster meines Zimmers, nach der Straße zu, zu setzen. Weil der Vogel chinesisch sprach, stünden die Vorbeygehenden still, um einem Thiere zuzuhören, welches, wie sie glaubten, nicht verstünde, was es sagte. Die Favoritinn bekam bald Wind, daß dieser Papagey in Paris wäre, und da alle ausländische Seltenheiten ihr von Rechtswegen zukommen; so schickte sie jemanden ab, um den Vogel abzuholen, und den Herrn vor ihr zu bringen. Der Abgeschickte sagte zu mir, dieses sey eine gute Gelegenheit mein Glück zu machen; ich könnte mir von der gnädigen Frau Marquisinn ausbitten, was ich wollte. Ich antwortete ihm, die einzige Gewogenheit, um die ich sie ersuchte, wäre mir meinen Vogel zu lassen.

Ich mußte aber mit fort. Ich begab mich nach Versailles mit meinem Führer und dem Papagey. Wir stiegen die Treppe des königlichen Schlosses hinab; denn die Sklavinn wohnt darinn, und von da kamen wir in ihr Zimmer.

Sie befand sich an ihrem Putztische. So klein auch das Zimmer war, faßte es doch die ganze Monarchie in sich. An der einen Seite waren die Mandarins Staatsminister, auf der andern

sahe man die Abgesandten der auswärtigen Höfe; nicht weit von ihnen befanden sich die Mandarins Bischöfe, die Cardinäle: hernach kamen die Generalspersonen und die Marschälle von Frankreich. Die ganze Versammlung stand ehrerbietig vor der Favoritsklavinn, welche vor einen Spiegel saß; wo man ihr, während ein vornehmes Hoffräulein ihre Haare zurechte machte, und etliche Schönpflästergen auf ihr Gesicht legte, die wichtigsten Angelegenheiten der Monarchie vortrug.

Man hatte nicht sobald den chinesischen Papagey angemeldet, als alle Großen, die einen Kreis um sie geschlossen hatten, sich rechts und links in Ordnung stellten, und mir den Weg öfneten, bis zu ihr zu kommen.

Diese Sklavinn ist nicht, was man in Frankreich ein schönes Frauenzimmer nennt; ich glaube, man konnte sie vor ihrer Erhöhung, unter die artigen rechnen. Ungeachtet ihre Herrschaft schon seit langer Zeit dauert, ist sie doch noch jung. Sie würde anjetzo zu leben anfangen, wenn sie nicht am Hofe gelebt hätte, ihre Reize sind nicht abgenutzt, aber verwelkt: indessen kann man sagen, daß sie überhaupt etwas an sich hat, das gefällt. Ihre Stellung ist majestätisch, sie hat eine vortheilhafte, wiewohl ein wenig zu starke Leibesgestalt. Sie hat liebliche Augen, eine weiße Haut, ihr Gesichte ist wohlgebildet, und sie hat in ihren Zügen, ein ich weis nicht was, welches macht, daß man sie mit Vergnügen ansiehet. Vielleicht thut der Rang, den sie bey Hofe hat,

diese

diese Wirkung; denn nichts kann das Antlitz eines Frauenzimmers mehr verschönern, als die Gunst eines Königs.

Ich legte meinen Papagey zu den Füssen des Throns ihres Putztisches. Bey diesem Opfer machte sie mir eine leichte Kopfneigung, die sie mit einen kleinen Lächeln begleitete, diese Ehre erzeigt sie blos den Prinzen von Königlichen Geblüte, und Personen vom ersten Range, denen sie verbindlich begegnen will. Ich habe nach der Zeit erfahren, daß ein gewisser ehrgeiziger Pariser, der sich um ihren Schutz bewirbt, wenn ich ihm dieses Lächeln hätte verkaufen wollen, mir 100000 Thaler dafür baar ausgezahlet haben würde. Sie war sogar so gefällig, daß sie meinen Vogel ganz besonders schön fand. Hierauf bezeigten alle Hofleute, die bisher nicht die mindeste Acht darauf gegeben hatten, er sey der allerschönste Vogel in der Welt: die Favoritinn kurzweilte einige Augenblicke mit ihm: weil aber ein Bedienter kam, der die Ankunft eines außerordentlichen reitenden Botens aus dem Lager meldete, begab sie sich ohne Verzug zum Könige, um die Depeschen zu lesen, und die nöthigen Befehle zu ertheilen. Ein jeder begab sich hinweg, und ich wie die andern, ohne meinen Kni-k i, es verdroß mich in der Seele, in einem so despotischen Lande zu seyn, wo ein Mensch, der nur einen Vogel hat, verbunden ist, ihn einer Frau zu geben, der er anstehet.

Ein

Ein und siebenzigster Brief.

Ebenderselbe an denselben zu Peking.

Von Paris.

Ich wußte zwar wohl, daß die Pariser Lakeyen den Namen und die Titel ihrer Herren annähmen: es war mir aber nicht bekannt, daß sie einen politischen Körper im Staate formirten.

Sie halten ihre Zusammenkünfte in kleinen Wirthshäusern, die nahe bey den Theatern liegen, allwo sie, währender Zeit ihre Herren über die Thorheiten, welche die Comödianten daselbst vorbringen, aus vollem Halse lachen, die Angelegenheiten der Monarchie mit einer ernsthaft-comischen Art in Ordnung bringen. Diese Raths-versammlungen sind sehr ansehnlich. Die vornehme Geistlichkeit begiebt sich in Livereyen dahin, die ersten Staatsminister und die Großen des Reichs erscheinen allda in buntschäckigten Röcken. Man könnte diesen politischen Sammelplatz die Versammlung des Vorsaals nennen.

Es war mir ganz unbekannt, daß ich nahe bey einer so ehrwürdigen Gesellschaft wohnete, als ich am gestrigen Freytag Abends, an einem grossen Operntage, zufälliger Weise aus dem Hinterfenster meines Zimmers, woraus man in einen kleinen Hof, wo ein Wirthshaus ist, sehen kann, auf der andern Seite durch einen offenen Erker, eine mit Bedienten angefüllete Stube erblickte.

Ich

Ich sahe diese Lakeyen ohne besondere Aufmerksamkeit an, bis der Hausknecht des Gastwirths nahe bey dem Fenster, dem meinigen gegenüber, an einen Tisch trat. Er redete mit der Hauswirthinn, die in einem großen Buche blätterte, und sagte mit lauter Stimme zu ihr: „Madame, eine „Flasche Wein für den Cardinal Bernis; eine „Bouteille Bier für den Herzog von Orleans; „vor zwey Sous Käse vor den Prinzen von Sou„bise, und vor 6 Pfennige Brandewein für den „Erzbischof von Paris.„

Dieses Gespräch machte mich aufmerksamer, als ich sonst daben gewesen seyn würde, ich hörete also auf das, was in dieser Stube vorgieng; und einen Augenblick darauf vernahm ich, daß ein Diener, welcher einem andern, nachdem er ihn steif angesehen hatte, die Hand gab und sagte: Ach bist du da, Abt! wo kommst du denn her? Es ist ja entsetzlich lange, daß ich dich nicht gesehen habe. Ich komme aus der Provinz, antwortete dieser, mit meinem Herrn dem Weihbischofe. Ich bin eben erst in Paris angelangt. Ich weis nicht ein Wort von dem, was in der Monarchie vorgeht: denn zu Lyon, Montpellier oder zu Toulouse, wo ich herkomme, liest man die Depeschen des Hofs blos in dem Courier von Avignon. *)

Was giebts denn neues, fuhr er fort, und wie stehts mit Frankreich? In der That, mein ar-

mer

*) ein schlechtes Zeitungsblatt, so zu Avignon gedruckt wird.

mer Abt, erwiederte dieser, die Sachen stehen ziemlich schlecht. Der Staat hat keine Regierung, die Monarchie ist in einer entsetzlichen Verwirrung, jedermann beklagt sich. Alle sollen Auflagen bezahlen, und niemand hat Geld. Das Uebel aber ist allgemein, und also hat kein Unterthan ein Recht zu klagen; denn um niemand für den Kopf zu stoßen, hat man sogar die Wirthshausschilde taxirt.

Und was sprichst du zu dieser Unordnung, du, Herzog von Ch-s-l? versetzte der Abt, indem er sich zu einem andern Lakey wandte. Ich? antwortete dieser letztere, das geht mich nichts an: ich habe das Departement der auswärtigen Geschäfte. Ich sorge für das Aeußere des Reichs; wenn es ausserhalb Frankreich nur gut stehet, so bekümmere ich mich um die innere Verfassung nicht.

Und du Graf von St. Flo-r-tin fuhr er fort, indem er sich zu einem kleinen Menschen von ziemlich schlechten Ansehen wandte, was sagst du dazu? Das geht mich auch nichts an, erwiederte dieser letztere: mein Departement betrift die Regierung der Hauptstadt, und mein Amt beschäftiget mich so sehr, daß ich nicht Zeit habe an den Staat zu gedenken. Paris hindert mich auf Frankreich Achtung zu geben.

Ich verwalte die Schauspiele, und blos die Operistinnen machen mir vom Morgen bis auf den Abend gnug zu schaffen: diese verzweifelten Mägdchens lassen mir nicht einen Augenblick Ruhe. Ich will, sagt eine, diese Rolle nicht sin-

gen; es ist fast nichts daben zu thun; sie enthält nur zwo kleine Arien. Die andere spricht, ich will den Vorzug vor der Mademoisell Numiere haben, wo nicht, so gebe ich die Oper auf. Ausserdem, da mir auch die Religion aufgetragen ist, habe ich jetzo viel zu thun. Seitdem die Pfarrer dem Parlement nicht mehr gehorchen wollen, habe ich jeden Augenblick königliche Verhaftbriefe auszufertigen. Ich glaube, setzte er hinzu, daß alle unsere Pfaffen in Frankreich mit dem Satan besessen sind, denn sie weigern sich den lieben Gott auszutheilen. Sie verlangen, man sollte ihnen Beichtscheine vorweisen: was für ein Unsinn! ein sterbender Mensch hat wohl etwas anders zu thun, als zu beichten.

Nun ists an dir, Ber-t-n, da du Gegenschreiber bey dem Finanzwesen bist, fuhr er fort, und kehrte sich zu einem hagern und magern Laken, der wie ein Affe aussahe, nun mußt du deine Thaten herausstreichen. Wie gehet es mit den Finanzen? Wie gehen sie, antwortete diese lebendige Mumie. Sie gehen nach Deutschland. Wenn es so fortdauert, wird das Gegenregister leicht zu halten seyn; es wird die leichteste Bedienung im ganzen Reiche werden und ein Capuziner könnte sie versehen. Seit 3 Monaten ist kein Thaler in meiner Casse eingekommen: aber ob ich gleich kein Geld habe, so plagt mich doch jederman darum. Gnädiger Herr, sagt der Schiffbaumeister zu mir, ich brauche eine Summe Geldes, ich muß etwas haben; sonst sage ich Ihnen gerade heraus,

daß

daß die Seemacht ganz verfällt. Gnädiger Herr, versetzt der Aufseher über das Kriegswesen, ich habe 20 Regimenter zu kleiden, befehlen Sie doch, daß man mir die nöthige Summe auszahle. Gnädiger Herr, fährt der Proviantcommissarius fort, ich brauche 3 Millionen, ich brauche sie, sage ich Ihnen, und wenn ich solche binnen 8 Tagen nicht erhalte, so laße ich die deutschen Truppen Hungers sterben. Diese Herren halten mich vermuthlich für einen Geldmacher, und glauben ohne Zweifel daß ich ein falscher Münzer bin. Meine Herren, unterbrach ein Lakey dieses Gespräch, wir wollen die Verwaltung der Staatsgeschäfte bey Seite setzen, ein jeder weis, wie es dabey zugeht, laßet uns von unsern kriegerischen Thaten sprechen. Wie stehen unsere Sachen in Deutschland? Sehr übel, antwortete ein abgedankter Officier, der seit 2 Monaten die Liberey angezogen hatte. Ich komme seit kurzen erst aus dem Lager, ich kann also zuverläßig davon reden; unsere Generals begehen erstaunliche Versehen.

Zum Henker, fiel ihm der Erzbischof von Paris in die Rede, das ist ihre Schuld nicht, die muß man dem Hofe beymessen. Was braucht man im Kriege Generals, die nichts von Belagerungen und Schlachten verstehen. Es wäre besser, man gäbe ihnen geistliche Pfründen, und ließe die Truppen durch Bischöfe anführen. Ew. Hochwürden haben recht, setzte ein Fußdiener des Prinzen von Conti hinzu; man sollte die meisten französischen Officiers Messe halten lassen, und den

München und Pfaffen den Degen an die Seite geben: ſie würden beſſere Generals ſeyn, als die, ſo unſer Kriegsheer jetzo anführen.

Sprechet mir doch nicht von euren Geiſtlichen, ſagte ein Bedienter des Prinzen von Condé, ſie ſind im Kriege keine größern Hexenmeiſter, als die andern. Unſer Hof ſchickte vor nicht gar langer Zeit einen Abt nach Deutſchland, um die Anführung unſers Kriegsheers daſelbſt zu übernehmen; was richtete er aus? Er verlohr eine Schlacht, worinne 12 bis 15000 Mann in die Pfanne gehauen wurden; und er verfügte ſich ſodann nach Verſailles, um den Könige zu ſagen, daß dieſes ſeine ganze Kunſt ſey. Holla, meine Herren, ſchrie bey dieſer Stelle ein Bedienter des Prinzen von Clermont, der ſich in der Stube befand, ich war ſelbſt bey dieſem Treffen, und wir ſollten einen vollſtändigen Sieg über unſere Feinde haben, aber zum Unglück für Frankreich hatte der Abt von St. Germain des Prés ſeine Dankſagung nicht verrichtet, es war ihm ſelbigem Tag entfallen ſein Brevier zu beten.

Meine Herrn, rufte ein kleiner Mann in Montur, ich bin zwar nur Unterlieutenant beym Fußvolke geweſen, und die Armuth hat mich gezwungen dieſen Poſten zu verlaſſen, und bey einem Steuereinnehmer Lakey zu werden; allein wenn der König in Frankreich mich zum General machen will, ſo nehme ich es, unter Gewährleiſtung auf mich, Hannover einzunehmen, und in einem halben Jahre dem Enkel des Marquis von Brandenburg das Schloß Vinzennes zu zeigen. Mein

Mein Herr Unter-Lieutenant vom Fußvolk sagte hiezu ein alter Bedienter, so den Marschall von Bel-i-l vorstellte, es läßt sich leichter sprechen als thun. Der König von Pr.. ist in seinem eignen Lande, er hat ein Kriegsheer von 200000 Mann, welches er in Person anführet, und dieses giebt ihm einen überaus großen Vortheil. Ich sage nicht, daß er nicht könne überwunden werden, aber solches kann nur mit der Zeit und Geduld geschehen. Man muß Heere über Heere ihm über den Hals schicken, und beständig neue Truppen nach den alten anrücken lassen. Deutschland ist jederzeit für uns gefährlich gewesen, wir haben keine Ehre als in der Flucht, daselbst erwerben können. Wenn eine Sache Frankreich in Norden unsterblich machen kann, so ist es der Rückzug, den ich im letztern Kriege that.

Gehen Sie, Herr Marrschall, sagte zu dieser Aufschneiderey ein Bedienter des Mail-b: Sie reden vor Alter ganz kindisch. Wenn ich Presidente im Staatsrathe gewesen wäre, so hätte ich Ihnen, statt der Kriegsgeschäfte das Fouragieren aufgetragen. Ihr geringer und blos zu Kleinigkeiten fähiger Verstand ist zu nichts anders geschickt; Sie glauben, daß unsere Truppen wie Bündel Heu durch Furagieren ersetzt werden können.

Meine Herren, unterbrach ein Politiker dieser Gesellschaft in einem grünen Kleide, alles unser Unglück kommt davon her, daß wir im ganzen Reiche keinen einzigen geschickten General haben. Diese Pflanze wächst nicht mehr in Frankreich,

man sollte sagen, daß die Gattung ganz ausgegangen wäre, und es scheint, daß der Marschall von Sachsen bey seinem Absterben die Pforte zu den großen Heldenthaten verschlossen, und den Schlüssel dazu mit sich ins Grab genommen habe.

In Wahrheit meine Herren, ließ sich hier ein anderer Staatskundiger, Namens St. Johan heraus, es ist erstaunend, daß in einem Reiche, wo so viele Hüte sind, es keine Köpfe giebt. Aber warten Sie, setzte er hinzu, ich kriege einen Einfall, weil es allen Befehlshabern, die wir bisher nach Deutschland geschickt, nicht gelungen ist, so sollten wir weibliche Generals dahin senden. Zwo oder drey Damen in großen Reifröcken an der Spitze unserer Kriegsheere, würden den Feind stutzig machen. Ich habe gehört, daß es unregelmäßige Stöße giebt, welche oft die geschicktesten Fechter betrügen. Vielleicht würde der König in Pr... durch die Anwesenheit eines Commendanten mit Bändern und Schönpflastern irre gemacht. Das ärgste, so uns wiederfahren könnte, wäre allenfalls die durch einen Fächer geordneten Schlachten zu verliehren, so wie die durch einen Marschallsstab von Frankreich gelieferten Treffen. Außerdem bliebe uns noch eine Hofnung übrig, denn obgleich der König von Pr... eben nicht sehr galant ist, so schämte er sich vielleicht doch ein artiges Frauenzimmer zu schlagen, und überließ ihr vielleicht lieber den Sieg. Er sollte sich schämen, ein artiges Frauenzimmer zu schlagen? fiel der Kutscher eines Bischofs von Languedoc eiligst ihm

ins

ins Wort. Ach! Sie kennen ihn nicht! Wenn die heilige Jungfrau selbst ihm eine Schlacht lieferte, würde er sie zu überwinden suchen, und alle Kräfte anwenden, um sie zur Kriegsgefangenen zu machen, damit er mit Jesu Christ ihrem Sohne und Manne wegen ihrer Auslösung Unterhandlung pflegen könnte. Dieser König würde, wenn es auf den Heldenmuth ankommt, Gott dem Vater selbst nicht nachgeben. Sein Entwurf ist gemacht, er hat beschlossen, Europa zu Grunde zu richten, damit die Nachkommen von ihm reden sollen.

Das ist auch ein großer Lermen, sagte hier der Koch eines Schriftstellers, um einen neugebackenen König, der nicht mehr, als fünf Fuß zwey Zoll Größe hat. Meine Herren, fuhr er fort, ich bin meiner Profeßion nach ein Koch, wenn eine europäische Macht mich bezahlen wollte, so mache ich mich anheischig ihn zu verg... das ist genug, Sie verstehen mich. Ich dürfte ihn nur eine deutsche Fricasse, oder besser, ein englisches Ragout machen: was aber am allerwenigsten fehlen könnte, wäre eine spanische Oilla poudreda.

Meine Herren, sagte ein politischer Vorreuter, der noch nicht gesprochen hatte, sie lassen den König von Pr. nicht einen Augenblick aus dem Gesicht; gleichwohl drückt uns da der Schuh nicht. Wenn wir noch so große Eroberungen in Norden machten, so würde dieses unsere Sachen auf keinen bessern Fuß setzen. Wir müssen nicht sowohl

Feldschlachten zu Lande, sondern vielmehr Seetreffen gewinnen: denn der Hauptpunkt ist, den Stolz der Britten zu demüthigen. Wie können wir, sagte der Groß-Admiral, England etwas anhaben, da es uns an einer Flotte fehlet?

Hier wandte sich dieser Staatskundige zu einem tadelsüchtigen und mürrischen Menschen; ha, ha Ber-r, sagte er zu ihm, dieser Vorwurf geht dich an, denn es läuft in dein Amt. In der That, warum giebst du nicht Frankreich eine Seemacht? So seyd ihr alle, ihr Projectmacher, antwortete dieser mit Ungestüm, ihr wollet, man soll auf einmal eine Schiffsflotte anschaffen, wie man ein Heer von Land-Soldaten errichten kann. Bey großen Unternehmungen sind allezeit große Schwürigkeiten. Zum Exempel, ich hatte den schönsten Plan zu einer Seemacht ausgesonnen, die jemals in Frankreich gewesen war. Er betraf 40 Schiffe von der Linie, alle wohl ausgerüstet. Ich hatte bereits die Canonen, Lavetten, große und kleine Kugeln, Segel, Tauwerk, Pech, Theer, Anker, Seecharten und Compaß: wie ich aber die Flotte bauen lassen wollte, merkte ich, daß ich das Holz vergessen hatte. Ich verstehe dich, Herr von Ber-r, sagte der vorige Redner zu ihm, weil du lange Zeit Policeybedienter gewesen bist, und dabey die Besorgung hattest, die Straßen in Paris zu erleuchten, so hast du geglaubt, man könne ein Schiff mit eben so wenig Materialien zimmern, als eine Laterne erfodert?

Meine

Meine Herren, unterbrach ein Lakey mit einem pompadurenen Rock, ihr seyd alle Ignoranten, ihr verstehet nichts von der Staatskunst. Es ist niemand, als meine Gebieterin und ich, die den Schlüssel zu Frankreichs Angelegenheiten haben...: das ist genug, ich weis, was ich sage, ich kann mich nicht deutlicher erklären: in kurzen wird man artige Sachen vernehmen. Nicht nur die Zeit, worinn wir itzo leben, sondern auch die späteste Nachkommenschaft wird an die gegenwärtige Regierung gedenken. Frankreich hat zwar in den vorigen Feldzügen einigen Verlust erlitten, die Schlachten in Deutschland sind vor uns nicht gut ausgefallen, und es kostet uns 400 Millionen an Gelde und 600000 Mann: wir konnten aber auf einen Krieg, der uns nichts angieng, weniger nicht verwenden.

Kurz, meine Herren, sagte ein anderer, der noch kein Wort gesprochen hatte, was wollen wir beschließen? Die Oper wird bald aus seyn, und unsere Herrschaften werden fortgehen. Wir müssen inzwischen doch das Schicksal der Monarchie bestimmen, ehe wir aus einander gehen: sonst würde es mit unserer Unterredung, eben wie bey den Zusammenkünften großer Herren beschaffen seyn, wo man vieles spricht, und nichts beschließet. Worauf votiren wir?

Ich votire, sagte der Lakey eines Oberproviant-Verwalters, daß man noch ein halb Dutzend Feldzüge thun, und eben so viele Schlachten liefern soll, um die Hartnäckigkeit unserer Feinde zu überwinden.

Wie wollen sie den Krieg fortsetzen, erwiederte ein Bedienter eines königlichen Generalpachters, wenn kein Heller Geld vorhanden ist? Wir haben in unsern Cassen alles Geld des Königreichs, und wir wollen dem Staate keines leihen, bis man uns die königlichen Kleinodien zum Unterpfand giebt: denn die Einkünfte des Königs sind bereits auf alle Jahre versetzt, und wir können, ohne unser Geld zu wagen, nichts mehr vorschiessen. Das Ministerium hat zwar noch das Mittel übrig, dem Volke neue Schatzungen aufzulegen, es wird aber nicht viel dabey herauskommen, wir haben ihm schon alle Feuchtigkeit abgezapfet, so daß weder Kraft noch Saft mehr dran ist.

Wohlan, meine Herren, sagte der Lakey des Almoseniers von Frankreich, es ist am besten Friede zu machen. Zwey, oder drey meâ culpâ, werden von allen begangenen politischen Sünden loszehlen.

Das ist wohl gesagt, erwiederte der Lakey des Herrn von Bu-s-i, und ich will selbst mit meinen Herrn nach London reisen, um die Friedensunterhandlungen anzufangen. Ihr seyd mir wohl närrische Kerls, du und dein Herr, fuhr ihn der Lakey des Herzogs N-v-n-s an, daß ihr euch dieser Ehre anmaßet. Dein Bu-s-i, trägt einen zu niedrigen Hintern, daß er zu einem so hohen Staatspunkt gelangen könne. Ich sage es dir zum voraus, wenn man ihn an diesen Hof schickt, so wird er unverrichteter Sache zurückkommen; und alsdenn wird man von ihm sagen: „Hans gieng da-

„hin, wie er gekommen war.„ Niemand als der Herzog und sein Sekretär Moreau sind vermögend, diese wichtige Sache zu Stande zu bringen. Mein Herr ist mit dem römischen Hofe ausgekommen, er wird auch mit dem Londner fertig werden. Der König George ist kein besserer Catholik, als der Pabst; wenn der Herzog die Geschicklichkeit gehabt hat, die Politik des Vaticans zu vereiteln, so wird er auch wohl die Staatskunst zu St. James übersehen können.

Bey diesen Worten, sagte man ihnen an, daß die Oper geendiget wäre; worauf die Unterhandlung abgebrochen wurde. Ein jeder bezahlte, was er verzehret hatte, zündete die Fackel an, und lief hinter der Kutsche seines Herrn her. Blos der arme Bediente des Bu-f-i, weil er seine Zeche, die sich auf 5 Sols und 3 Pfennige belief, nicht bezahlen konnte, blieb im Wirthshause, bis zu dem Definitivtractat der beyden Höfe, worinn der Artikel der Kriegsgefangen sollte ausgemacht werden.

Zwey und siebenzigster Brief.

Ebenderselbe, an den Mandarin über die Geschichte nach Peking.

Fortsetzung der großen Epochen in Europa.

Von Paris.

So viele Veränderungen hatten kein System der Freyheit hervorgebracht: die Stadtregierungen selbst seufzeten unter einem fremden

Joche.

Joche. Die Fürsten thaten Eingriffe in das Völkerrecht, und die Päbste in die Gerechtsame der Fürsten. Die Religion drückte die Christen auf allen Seiten; Europa erlag unter der Last des despotischen Regiments, und war ganz entkräftet, als ein Münch, Namens Luther, einige Religionszweifel aufwurf, die überhaupt die Lehrsätze nichts angiengen. Sein Project gieng anfangs nicht auf eine Glaubensreinigung; allein fast in allen politischen und geistlichen Sachen gehen die Europäer stets weiter, als ihr Vorhaben war. Anfänglich erstaunte er selbst über seinen Fortgang, und daß er ein Verbesserer geworden war, da er nur die Absicht gehabt hatte, eine Neuerung anzufangen. Nach ihm folgte ein Calvin, der es eben so weit brachte. Man muß einräumen, daß die Diener der christlichen Kirche selbst dieser Veränderung entgegen liefen, und diesen Zeitpunkt, so sehr sie konnten, durch den Mißbrauch ihrer Gewalt beschleunigten. Alle ihre Jahrbücher sind von denen durch sie verursachten Drangsalen voll. Die Päbste und die Mandarins Bischöfe, welche deren Person aller Orten vorstellten, waren eben so viel schreckliche Tyrannen: sie mischten sich in die grossen Zusammenschwörungen; sie verrichteten oft selbst das Amt eines Henkers. Man lieset in den europäischen Denkwürdigkeiten, daß ein großer Erzbischof zu Upsal, einen päbstlichen Befehl in der Hand haltend, den ganzen Senat und den gesammten Adel des Königreichs Schweden hat umbringen lassen.

Diese

Diese beyden Kirchenverbesserer fanden, daß die politische Freyheit allenthalben mit dem römischen Despotismus kämpfte. Der Gehorsam gegen ein einziges Oberhaupt, die blinde Unterwerfung auf seine Befehle, und die übrige willkührliche Moral der Päbste; alles dieses war nicht dem Geschmacke, noch weniger der Denkungsart der nordischen Nationen gemäß. Ich ersehe aus den Jahrbüchern dieses Welttheils, daß diese letztern fast jederzeit frey gewesen sind. Sie waren es, die ehedem das Joch der südlichen Völker zerbrochen, und die Welt durch die Ueberwindung der Römer von der allgemeinen Sklaverey befreyet haben.

Diese Völker waren durch eine Kette von Religionsverhängnissen wiederum Sklaven geworden, und seufzeten seit vielen Jahrhunderten unter einem Joche, welches ihr natürlicher Zustand sie abzuschütteln antrieb. Hätten diese beyden Verbesserer die Neuerung nicht angefangen, so würden andere Ursachen dazu Gelegenheit gegeben haben; wenn der Zeitpunkt einer Veränderung da ist, so trägt alles zu diesem Endzwecke bey. Zum Beweis, daß mehr der Geist der Unterthänigkeit, als der Enthusiasterey hieben obwaltete, dienen die in Europa seit dieser Glaubensänderung errichteten Denkmäler, die mehr der Freyheit, als der Religion erwehnen. So lange man mit dem Pabste vereiniget war, sahe man ihn als Christi Statthalter an; wie man sich von ihm trennte, nannte man ihn den Antichrist; denn in den europäischen Vorurtheilen ist keine Mittelstraße, sie verehren entweder abergläubisch oder verachten im höchsten Grade.

Ein

Ein abermaliger Beweis, daß die Religion der Päbſte, die Religion der Knechtſchaft war, iſt dieſer, daß das ſüdliche Europa, welches von jeher das Land der Sklaven geweſen iſt, das Joch nicht abwarf. Italien ſuchte es nicht los zu werden, eben ſo wenig, als die andern Nationen, bey denen das Clima der deſpotiſchen Regierung nicht zuwider war.

Der erſte von dieſen Kirchenreformatoren, welcher ſo viele andere Mittel hatte, beſchwerte ſich über das Gewerbe, ſo die Päbſte mit dem Ablaß und den Reliquien trieben. Dieſer Handel war vor langer Zeit eingeführet worden, man hatte ſich begnüget darüber zu murren; damals mußte er zu Entreißung eines Theils ihrer Gewalt dienen. Die Reformation fand ſo geringe Schwierigkeiten und ſo wenig von dem Geiſte des Widerſpruchs, der insgemein alle die alten Secten belebet, daß das Volk es der Obrigkeit überließ, von was für einer Religion man ſeyn ſollte. Viele Städte nahmen den neuen Glauben nach dem Gutbefinden einer Rathsverſammlung an. Man diſputirte; jede Parthey führte Zeugen ihrer Lehre an, und dieſen zufolge that man den Ausſpruch. Die Religion wurde wie ein ordentlicher Proceß entſchieden. Das Weſentliche wurde verdammet. Menſchen richteten Gott.

Man findet in einem jeden Jahrhunderte eine Veränderung in dem europäiſchen Syſtem. Viele von der römiſchen Herrſchaft befreyete Völker errichteten eine neue Regierungsform.

Die

Die Kirche hatte fast alles an sich gezogen, man nöthigte sie zur Wiedergabe; oder besser zu sagen, ein jeder gelangte wieder zu seinen Gütern. Die Bürger thaten keine Gelübde mehr, die sie von ihren Regenten unabhängig machten, und viele Staaten wurden nicht mehr durch einen Haufen müßiger Mönche belästiget; nämlich von Leuten, die öffentlich angeloben, nichts zu thun, und ihre Pflichten als Bürger, um Gottes willen, aus den Augen zu setzen.

Aber es war einmal verhängt, die Europäer sollten alles mißbrauchen. Diese Reformation, welche viel Gutes nach sich ziehen sollte, verursachte ein groſses Uebel. Sie erregte blutige Kriege. Die beyden Secten wurden kriegerisch, und die Anhänger solcher Glaubenslehren wurden Soldaten. Der Feldbau blieb liegen, und man dachte an nichts, als sich zu schlagen.

Die Geschichte dieser Religionskriege sind gewöhnlich. Es ist unmöglich, sie ohne Schaudern zu lesen: man sollte sagen, daß neue Furien die Europäer besessen hätten. Die Christen sind keine Menschen mehr; es sind Tieger, die einander zu zerreißen suchen. Die Grausamkeit und die Rachsucht beseelt sie. Die Christenheit ist mit Teufeln angefüllt. Nichts ist mehr zu heilig; das Völkerrecht wird verletzt; die Religion erstícket alle Regungen der Natur. Der Vater kennet seinen Sohn nicht mehr, der Sohn verkennet den Vater. Die Fürsten sind auf ihrem Throne nicht mehr sicher: verruchte Hände, durch die Schwärmerey bewaf-

bewafnet, vergreifen ſich an der Perſon des Regenten; Könige werden ermordet, weil ſie glauben, oder nicht glauben, was ihre Unterthanen glauben. Faſt beſtändige Belagerungen und Schlachten werden mit unmenſchlichen Wuth und Grimm gehalten.

Vor dieſer Begebenheit brauchte man einen Vorwand zum Kriege; nach der Reformation war keiner mehr nöthig: man ſchlug ſich ſeit dem immer um eine Meſſe. Ueber 300 Jahr erwürgen die Europäer einander um den bloßen Namen. Man darf nur römiſch-catholiſch ſeyn, um ſich als einen geſchwornen Feind der Proteſtanten zu betrachten. Das Blut Chriſti, welches nach der Chriſten Vorgeben vergoſſen worden iſt, um den Menſchen den Frieden zu geben, und ihre Verbrechen zu verſöhnen, dient ihnen zum Vorwande die blutigſten, grauſamſten und abſcheulichſten Kriege zu erregen.

Um Europa ein wenig wieder herzuſtellen, müßten die Völker entweder die Religion der Päbſte haben, oder es ſollten gar keine Päbſte mehr ſeyn.

* *

Drey und ſiebenzigſter Brief.

Ebenderſelbe an den Mandarin Kié-tou-na zu Pecking.

Von Paris.

Du haſt geſehen, was man dem männlichen Geſchlecht in dieſem Theil Europens für eine Erziehung giebt, nun wollen wir auch ſehen, wie das weibliche erzogen wird.

Kaum

Kaum ist eine Tochter gebohren, so denket man schon daran, ihr Annehmlichkeiten zu geben. Im 8ten Jahre übergiebt man sie einem Tanzmeister, derselbe lehret ihr den Kopf gerade halten, die Brust vorwärts tragen, die Füsse im Gehen auswärts setzen; nachhero lernet sie einen Reverenz zu einer Menuet machen. Bey der zweyten Lection muß das kleine Mädgen die Füsse weit von einander thun; die Knie berühren fast die Erde; hierauf lehret er ihr zwey Schritte vorwärts, eben so viel seitwärts zu thun, und die Hand auf eine so geheimnißvolle Art zu geben, daß es unmöglich ist, daß das kleine Mädgen nicht auf die Gedanken kommen sollte, es habe die Berührung der Hand einer Mannsperson etwas zu bedeuten.

In diesen Uebungen muß das Mädgen sich vollkommen machen, bey Strafe, wie man ausdrücklich saget, keinen Mann ausserdem zu bekommen. Diese Clausul verwirret das Kind; es sinnet bey Nachtzeiten drauf, was wohl ein Mann seyn möchte, von dem man ihm so vieles vorredet, und dem zu Gefallen es diese Dinge so frühzeitig lernen muß.

Unterdessen macht man der kleinen Jungfer einen artigen Kopfputz; man legt ihr Schönpflaster auf; ihr Gehirn ist mit Bändern und weiblichen Zierrathen angefüllt. Sie wird so reizend und mit so vieler Kunst geputzt, daß sie sich nicht enthalten kann zu glauben, ihre Klei-

dung solle zu etwas mehr als bloß sie zu bedecken dienen.

Nach den Leibesgaben kommt man auf die Seelenkräfte. Im 14ten Jahr giebt man ihr Bücher und muntert sie zum Lesen auf: denn die Europäer geben vor, daß nichts den Verstand mehr bilde. Man hat allhier Bücher, die man Romanen nennt, welche zu Erweckung der Einbildungskraft, und um jungen Frauenzimmern den Verstand zu öffnen, unvergleichlich sind. Diese Romanen erregen die Empfindung, reizen die Begierden an, und bereiten das Herz nicht zur Zärtlichkeit, sondern zur Ausschweifung. Ueberhaupt ist der Innhalt immer einerley: sie laufen alle auf die Liebe hinaus, es sind Erdichtungen von Schriftstellern, die ihren Verstand verderbet haben, und welche andre zu verführen suchen, so wie sie selbst von ihrer Sinnlichkeit verleitet worden sind. Die Kenntnisse, welche eine Jungfer durch dieses Lesen erwirbt, ist erstaunend, sie thut alles, ehe ihr die Natur das geringste gelehret hat, nämlich, sie wird verdorben, ehe sie Zeit gehabt hat es zu werden. Denn in Europa, wo alles frühzeitig ist, wird das Laster in dem weiblichen Geschlecht in einem Alter schon gebildet, worinn das Temperament es noch nicht ist.

Mit diesen glücklichen Gemüthsneigungen schickt man sie im 16. oder 17ten Jahre in die Welt, in Begleitung einer Mutter oder einer alten Baase. In dieser leztern Schule lernet

sie

sie die schönen Manieren, legt das steife Wesen ab, und wird vor allen Dingen zu einem ungezwungenen Umgange mit Mannspersonen angewöhnt.

Du kannst leicht erachten, es kann nicht fehlen, aus Jungfern mit so herrlichen Grundsätzen vortreffliche Subjecte, oder um mich des europäischen Ausdrucks zu bedienen, liebenswürdige Weiber für die bürgerliche Gesellschaft zu ziehen.

Vier und siebenzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Turin.

Der Turinische Hof ist so klein, daß man ein Vergrösserungsglas brauchte, um ihn zu sehen; er ist ein Miniaturstück. Ich hatte anfangs Lust ihn zu kaufen, um ihn nach Peking zur Zierrath in das Cabinet unsers erhabenen Kaisers zu senden. Er ist nur ein prächtiger Abriß; eine Copey der Größe, wovon man das Original zu Versailles sieht. Alles ist an diesem Hofe klein, nichts als der König ist groß; ich rede nicht von seiner Leibesgröße, die ist mir mittelmäßig, sondern von seiner erhabenen Seele.

Die königliche Würde ist bey dieser Familie ganz neu. Sie ist nicht im Lande selbst ent-

sprossen; denn sie hat die Krone jenseits des Meers her; es wäre also ein Wunder, wenn selbige gut passete, da sie nicht zu der Stirne gemacht ist. Es ist eigentlich nur eine Vollmacht zur königlichen Hoheit. Der Pabst giebt den Bischöfen Bullen; und Europa hat Victori Amadaeo das Patent, einen König vorzustellen, ertheilet.

Die Herzoge von Savoyen waren bestimmt Titular-Königreiche zu besitzen; denn sie hatten den Titel eines Königs zu Jerusalem lange Zeit vorher angenommen, ehe sie den königlichen Titel von der wüsten Insel, der heut zu Tage ihren Haupttitel ausmacht, hinzugefügt hatten. Sie haben also eine idealische Monarchie mit einer chimärischen Macht vereiniget. Es ist aber bey einem solchen Handel nichts zu verlieren; man gewinnt vielmehr stets dabey, sollte es auch nur der Name eines Königs seyn.

Ein christlicher Fürst, der den Namen Ihro Hoheit, gegen die Benennung: Ihro Majestät, ablegt, trifft immer einen guten Tausch; denn bey den europäischen Völkern sind die Hochachtung und das Vertrauen die Folgen der Titel.

Man sagt, als die Päbste noch Bischöfe hießen, schlug man sie, man schleppte sie ins Gefängniß, und man ließ sie bisweilen gar hinrichten; sobald sie sich aber des Titels: Heilige, angemaßt hatten, wagte man es nicht mehr, sich an ihnen zu vergreifen. Die Juden, welche sonst an niemand als an ihr Geld glaubten,

glaub-

glaubten doch einem Landstreicher, Namens Theodor, sobald eine Handvoll rebellische und arme Bergeinwohner ihn für ihren König erkannt hatten. Dieser Name war für sie so einnehmend, daß sie ihm ziemlich beträchtliche Summen anvertrauten.

Gott schuf die Welt aus ein wenig Erde, und die Herzoge von Savoyen haben ihre Macht aus dem Leimen ihrer Staatskunst formiret.

Diese regierende Fürsten waren anfänglich bloße Privatpersonen; diese wurden Edelleute, daraus wurden Herzoge, und diese Herzoge errichteten eine Stadt, diese Stadt nahm den Titel eines Staats, und dieser endlich die Benennung eines Königreichs an; dadurch kam in Europa eine neue Macht auf.

Um diesen Weg allmählig zu thun, hat man viel List brauchen, die Dunckelheit der fremden Staatscabineter, die allgemeinen Versehen nutzen, die Wircksamkeit der einen, und die Unthätigkeit der andern zum Vortheil anwenden, kurz Kriege führen, Unterhandlungen pflegen, Heyrathen stiften, Bündnisse schliessen, Tractaten unterzeichnen, und oft dawider handeln müssen. Auf diese Art hat man es so weit gebracht, daß man ein Regiment aus Nichts formiret, und eine Monarchie auf den Grund ihrer eignen Geringfügigkeit aufgeführet hat.

Die Geschichte des Hauses Savoyen enthält das vollkommenste Meisterstück der europäischen Politik. Man entdeckt darinn einen me-

thodischen Plan zur Vergrößerung, eine wohl überlegte Ehrsucht, die vom Vater auf den Sohn geht, und von Geschlecht zu Geschlecht fortdauert, ein Project zur Erhöhung, das binnen einer Reihe Jahrhunderte nicht ausser Augen gesetzt worden ist. Das Glück dieses Hauses ist ein der Aufmerksamkeit der Welt würdiges Schauspiel, es ist ein an einander hangendes System, welches durch unmerkliche Stufen auf den Gipfel der irrdischen Hoheit leitet.

Andre regierende Häuser vergaßen bisweilen ihres Glücks, und verlohren sich oft selbst aus dem Gesichte; dieses Haus aber entfernte sich niemals von dem Pfade, den es zu Erreichung der Größe einmal betreten hatte. Die Natur hatte den ersten Grundstein zu dieser Macht gelegt.

Die Herzoge von Savoyen hatten die Schlüssel von Italien, welche ein ewiger Gegenstand der europäischen Potentaten sind. Andre Fürsten mußten sie allemal um die Erlaubniß, Ehrgeiz zu haben, ersuchen; dieses gab ihnen selbst die Mittel, ehrgeizig zu seyn. Sie vereinigten sich oft mit den Fremden zu Italiens Beschützung, und fielen es manchmal mit ihnen feindlich an; nie aber verstatteten sie, daß jemand sich eines Theils von Italien bemächtigte, ohne daß man ihnen ein Stück davon zugleich abtrat. So oft ein Stück von diesem Reiche abgerissen wurde, nahmen sie ein Do-

mai-

mainengut in Besitz, und jedes erwarb ihnen Ansprüche auf neue.

Nachdem diese Herzoge sich also durch den Degen, listige Ränke und Staatskunst, und oft durch Tugenden, bisweilen durch Laster, empor geschwungen, hatten sie, ihre Eroberungen weiter zu treiben, sich vorgenommen. Alles trug zu dem allgemeinen Einfall, den sie vorhatten, bey, und das Haus Savoyen war im Begriff einen grosen Theil des römischen Reichs an sich zu ziehen, als eine Begebenheit, die seinen Ehrgeiz hemmte, sich ereignete. Dieses ist eine klägliche Geschichte, und die Politik zu Turin hat seitdem oft vor Leid geweinet. Ich will sie dir in meinem künftigen Schreiben erzählen.

Fünf und siebenzigster Brief.

Ebenderselbe an denselben, nach Paris.

Von Turin.

Wenn die Herzoge von Savoyen die Pforten Italiens den Fremden öffneten, so erlaubten sie ihnen in allen Jahrhunderten diesen Durchzug blos, um für ihr Interesse günstige Veränderungen zu erregen. Sobald sie sich ihrer bedient hatten, liessen sie solche über die Alpen zurückgehen, und schlossen die Thüre hinter ihnen zu. Denn sie wollten neben ihren

Staaten keine gar zu mächtige Nachbarn haben, durch die sie einstens hätten beunruhiget werden können. Alles, was sie ihnen verstatteten, war dieses, daß dieselben Vice-Könige dahin senden durften, seit etlichen Jahren aber gerieth der spanische Hof auf den Einfall, Könige daselbst einzusetzen. Neapolis bekam einen aus dessen Händen. Das mochte noch hingehen; dieser war entfernt, und man konnte, ohne seine Erlaubniß, sich vergrößern; allein vor kurzen setzte Spanien in den Mittelpunct Italiens, und an den savoyischen Gränzen, ebenfalls einen König ein. Emanuel, der jetzige Regent, schlug sich anfangs löwenmüthig herum, um diesen Streich abzuwenden; man sah ihn Wunder der Tapferkeit thun.

Er hatte desto mehr Recht zu glauben, daß er diese Einsetzung würde verhindern können, da der Prinz, den Madrit, ganz nahe bey seinen Staaten zu regieren, bestimmt hatte, ein junger Herr war, der die Musik ungemein liebte, und an dem Tage einer entscheidenden Schlacht sehr artig ein Lied sang. Wären die mexicanischen Bergwerke nicht gewesen, so hätte es vielleicht Emanueln geglückt; man schlägt sich aber in Europa nicht mehr gegen das Gold: dieses Metall hält heut zu Tage das schwere Geschütz aus. Ausserdem betraf es hier den Eigensinn einer Frau, und wenn es auf den Wahn ankömmt, ziehet unser Geschlecht von jeher gegen das weibliche den kürzern. Diese Frau

würe

würde Indien, Afrika und Amerika verkauft haben, um ihrem Sohne ein kleines Fürstenthum in Italien, so ihm fast nichts einbrachte, zu kaufen.

Kurzum! der Turiner Hof konnte den Streich nicht abwehren. Das Verfahren in diesem Kriege war unregelmäßig. Wer wird sich einbilden, daß eine Macht 100 Millionen auf einen Staat, der nicht zwo werth ist, verwenden sollte. Es ist wider die Regeln der Politik, deren Grundsatz das Interesse ist. Gleichwohl sperrte dieser Vorfall diesen Fürsten in seine Hauptstadt, wie in ein Gefängniß ein. Emanuel befindet sich allda so in der Enge, daß seine Politik sich nicht regen kann.

Seit diesem Zeitpunkt ist Piemont gleichsam um die Hälfte kleiner geworden. Reiche sind mit den Menschen ähnlichen Veränderungen unterworfen. Das hiesige Staats-Cabinet arbeitete seit 600 Jahren daran, eine große Macht zu werden, und nun ist es in die ordentlichen Gränzen eines kleinen Staats gebracht.

Dem regierenden Fürsten sind noch die Abwechselungen in Europa, die Versehen der Höfe, die Fehler der Cabinetter, und die falschen Schritte übrig; denn solches alles kann ein kluger Regent, der sich alles zu Nutze zu machen weis, zu seinem Vortheil anwenden.

Eben derselbe Emanuel, der heutiges Tages auf dem Thron sitzt, regiert seine Staaten, wie Gott die Welt regiert; nämlich mit einer un-

vergleichlichen Ordnung und Weisheit. Als ein großer Staatsmann, großer Feldherr, erleuchteter Fürſt, und eben ſo großmüthiger König, als tiefer Politiker, entdeckt er die geheimſten Triebfedern der Cabinetter, und ſieht die Schickſale Europens voraus.

Die meiſten Monarchen ſind wie die gemeinſten Menſchen nicht an ihrem rechten Platze: Man ſieht in Europa Fürſten, die ohne Genie und Fähigkeit über große Völker herrſchen, da hingegen andre, die nach ihren Eigenſchaften die ganze Welt zu regieren im Stande wären, eine Hand voll Sterbliche beherrſchen.

In dem Leben dieſes Fürſten iſt ein Umſtand, der bey den europäiſchen Monarchen nicht viel Beyſpiele hat. Durch einen beſondern Vorfall wurde der König ſein Vater deſſen Unterthan, und in kurtzem deſſen Gefangener. Er wurde auf ſeinen Befehl gefangen geſetzt, und ſtarb im Arreſte. Die, ſo ihn entſchuldigen wollen, ſagen, daß er nach der damaligen Lage der Sachen nicht anders thun konnte: ſie berufen ſich auf Staats-Urſachen. Dieſe Gründe fanden in China nicht ſtatt, allwo die politiſchen Geſetze der väterlichen Gewalt weichen. Dem ſey nun wie ihm wolle, dieſer Staat iſt ſo mächtig als ein kleiner Staat es ſeyn kann. Der König von Sardinien iſt vermögend, ein Kriegsheer von 40000 Mann auf den Beinen zu halten: und was noch beſſer iſt, er kann ſie bezahlen. Die andern Regenten können keine Trup-

pen

pen werben, ohne Schatzungen, wodurch die übrigen Unterthanen ruinirt werden, aufzulegen. Dieser kann Krieg führen, ohne sein Volk zu Grunde zu richten. Seine Finanzen sind in guter Ordnung, und die Künste und Handwerker werden daselbst zur Vollkommenheit gebracht. Piemont bereichert sich durch seine Seide, und zieht jährlich viele Millionen dafür aus Frankreich; kurz, diese Krone macht sich alle ihre Vortheile zu Nutze, und besitzet ihre völligen Kräfte, und es ist vielleicht die einzige Regierung in der Christenheit, deren sämmtliche Theile gleich stark sind.

Ich habe nicht entdecken können, warum dieser Fürst den Unterthanen der Provinz, von welcher sein Haus den Namen trägt, aus dem Vaterlande zu ziehen erlaubt. Alle Jahre verlassen es eine Menge Einwohner, die anderswo leben und sterben. Der Koth zu Paris verschafft 30000 Savoyarden den Lebens-Unterhalt. Auf eine so schmutzige Art könnten sie, deucht mich, in ihren Gebirgen fortkommen; man hat mir deßhalb verschiedene Ursachen angegeben; sie sind aber so schlecht, daß es sich nicht der Mühe verlohnt, sie dir anzuführen.

Dieser Regent hat Seehäfen und eine Art von Seemacht errichtet; ich wollte lieber, er hätte solches nicht gethan. Wenn ein Staat nicht ganz bevölkert ist, und selber nicht in sich die vornehmsten Materialien zu einer großen Handlung hat, so wird ihm die Schiffahrt zur

Last,

Last, sie entzieht die Hände den nützlichen Professionen, um eine, die noch unnöthig ist, zu treiben.

Sechs und siebenzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Cotao-yu-se, zu Peking.

Von Paris.

In China sieht man das Frauenzimmer nicht in den Schleyer der Sittsamkeit eingehüllet, es ist für die Mannspersonen unsichtbar, auch wenn es ihnen das Ansehen verstattet. Die nach dem Modell der Keuschheit zugeschnittene Tracht entzieht es den Augen aller Sterblichen.

In Europa sind die weiblichen Kleidungen durchsichtig. Die Natur hat bey den Europäerinnen nichts für das männliche Geschlecht verborgen; das Auge spazieret in allen Winkeln der Wollust herum. Was zu Peking eine Blösse heißt, ist es nicht hier. Die Pariserinnen sind von der Stirne bis unter dem Busen, von der Hand bis untern Ellebogen, vom Fuß bis an das halbe Bein entblößet; ohne 6 und eine halbe Viertel Elle Stoff, wären sie völlig nackend. Die Begierden dürfen zu ihrer Sättigung fast keinen Weg thun; man genießt hier das Frauenzimmer über die Hälfte, ehe man es besitzt.

Eine

Eine junge Person kann bey ihrer Verheyrathung wohl die Keuschheit des Leibes ihrem Manne zubringen, das ist aber auch alles; denn sie hat sich schon vorher den Blicken der Mannsleute einer ganzen Stadt schändlich blosgestellet. Ein frostiger Kaltsinn folgt beynahe stets auf die Heyrathen in Europa; weil sie solche dem sinnlichen Vergnügen fast nicht beyfügen.

In China, wo die sittsame Tracht die lüsterne Augenweide verhindert, hat man den Genuß vieler Reize zu gewarten. Nach der Hochzeit besitzt man für das Herz, man besitzt für den Leib, man besitzt für alles, was die Augen noch nicht besessen haben.

Sieben und siebenzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an das Oberhaupt der Religion zu Peking.

Von Paris.

Es giebt in dieser Stadt eine gottlose Stiftung zu Verführung des Gewissens, sie gehet dahin, daß man anders denken soll, als man glaubt: man nennt sie das Collegium der fremden Mißionen. Diese ruchlose Stiftung, welche sich ganz auf die Verehrung des Christs beziehet, hat die Absicht, die heiligen Grundsätze andrer Religionen aus dem Herzen zu rotten.

Die

Die Vorſteher dieſes Hauſes erfuhren nicht ſo bald, daß Chineſer zu Paris wären, als ſie beſchloſſen, ſolche zum Glauben zu bekehren; denn ſo nennt man den Abfall von der Religion. Sie ſandten einen ihrer Mithrüder an uns ab. Dieſer Mann, welcher ſich mit vieler Freundlichkeit ausdrückte, rieth mir ſehr ernſtlich meinen Glauben fahren zu laſſen, um den ſeinigen zu ergreifen, indem er mich verſicherte, ich würde bey dieſem Handel den Himmel gewinnen. Er wollte eben eine weitläuftige Rede darüber halten, als ich ihn noch bey Zeiten unterbrach und zu ihm ſagte: Mein Herr Miſſionar, ehe Sie ſich die Mühe geben ihre Grundſätze vorzutragen, habe ich Ihnen ſelbſt einen Vorſchlag zu thun, nämlich Ihre Religion mit der Lehre des Confucius zu vertauſchen. Denn wenn Sie mich zum Abfall zu bereden berechtiget zu ſeyn glauben, ſo habe ich eben daſſelbe Recht dazu; außerdem, wenn alle Dinge gleich ſind, habe ich einen Grund mehr; weil meine Religion älter, als die ihrige iſt. Dieſer Vortrag brachte meinen Mann zum Stillſchweigen; er begriff, daß alles, was er mir anführen könnte, vergebliche Mühe wäre, und begab ſich hinweg.

Die menſchliche Vernunft hat nichts ungereimteres erdacht, als andre zu unſrer Meynung über die Art des Gottesdienſts bewegen zu wollen. Außer der Schwierigkeit der Sache ſelbſt iſt das Projekt an ſich nicht thunlich.

Die

Die Einheit der Religion predigen, ist, als wollte man die Menschen zum Besitz eben desselben Himmels nöthigen. Es ist kein Zweifel, daß die Religionen sich nach der physikalischen Beschaffenheit richten, und die Himmelsstriche von einander unabhängig sind. Man darf nur die Augen auf die Form des Weltgebäudes lenken, um sich zu überführen, daß der Glaube bey verschiedenen Nationen nicht einerley seyn kann. Die Religionen sollen mit dem bürgerlichen System eines jeden Staats übereinkommen. Der christliche Gottesdienst schickt sich für Japan so wenig, als der Japanische zu dem französischen System. Hieraus folgt, daß die Mißionarien Störer der öffentlichen Ruhe, und nach den in der ganzen Welt eingeführten Gesetzen strafbar sind. Die Türken haben den Christen, in ihrem Reiche sich niederzulassen, vergönnet, aber ihnen auch von der Religion zu reden untersaget.

Ich bin stets der Meynung zuwider gewesen, welche den Europäern erlaubt, unsern Völkern Lehrsätze, die für das Clima zu Peking sich nicht schicken, beyzubringen. Ein zum Christen gewordner Chineser ist ein bürgerliches ungeheuer: er vergißt, daß er einen Vater hat, um sich des Pabsts zu erinnern; dieses wirft alle Begriffe unsrer Regierung, die auf die väterliche Gewalt gegründet ist, über einen Haufen.

Der Abfall von einer Religion hat nie auf der Erde einen Nutzen geſchaffet; ſie iſt von je her mit niedrigen und boshaften Seelen angefüllt geweſen. Ein Menſch, der ſeinen Glauben ändert, verliert mit ſeiner Lehre die Tugenden, welche mit der alten Religion verknüpft waren, und behält nichts als die Laſter, welche bey der neuen befindlich ſind. Die Erde verliert dabey, und der Himmel gewinnt dadurch nichts. Zum Beſten der Ordnung in der Welt ſollten die Fürſten durch einen allgemeinen Vertrag unter ſich ausmachen, daß wer von ihren Unterthanen ſeinen Gottesdienſt veränderte, das Leben verwirkt habe. Ich ſage nicht, man ſolle die Menſchen zwingen, die Gottheit mehr auf eine gewiſſe Art, als auf eine andre, anzubeten, das wäre eine Tyranney, man ſollte ſie aber nöthigen, dieſelbe ſtets auf die Art, wie ſie ſolche angebetet haben, anzubeten. Es müſſe keine moraliſche Lehre, ſondern ein bürgerliches Geſetz ſeyn, welches vielleicht der Welt mehr Nutzen ſchaffen würde, als die beſten Stiftungen bisher gethan haben.

Acht und siebenzigster Brief.

Fortsetzung der großen Epochen in Europa; nach Pecking.

Von Paris.

Mitten unter den abwechselnden Unruhen in Europa vergrößerte sich das christliche Rom immer mehr. Es giebt kein Regiment bey den Menschen, welches länger bestanden und eine weniger unterbrochene Dauer gehabt hätte. Dieses kommt daher, die Päbste beherrschten die Welt durch Ueberredung, die Eroberer hingegen durch die Waffen, welche dem veränderlichen Glück unterworfen sind.

Die Jahrbücher dieses neuen Reichs verdienen eine besondere Aufmerksamkeit. Bisher hat man davon keine richtige. Alle, die hiervon geschrieben, haben diese Geschichte verunstaltet. Die römischkatholischen Scribenten streichen die Päbste übermäßig heraus; die von einer andern Religion hingegen, tadeln selbige aufs höchste.

Es ist unmöglich, daß eine Person, die zu dieser Gemeinde sich bekennet, oder nicht, von dieser Materie ohne Partenlichkeit schreiben könne. Man müßte weder ein Europäer, noch ein Christ seyn, um unpartenisch zu verfahren.

Die römische Kirche errichtete anfangs eine Art von aristocratischer Regierung. Die Bi-

ſchöfe und Aebte, (denn damals waren noch keine Cardinäle,) machten den Senat aus; die übrige Cleriſey war Pöbel. Das Oberhaupt hatte dazumal wenig Einfluß. Der Päbſte Macht glich in den damaligen Zeiten ziemlich dem Anſehen, ſo heutiges Tages die Venetianiſchen Dogen haben, welche nichts als der Schatten des Staatskörpers ſind, den ſie vorſtellen.

Die Biſchöfe widerſetzten ſich oft dem Willen der Päbſte, die ſie als ihre Mitbrüder anſahen. Sie bedienten ſich gegen ihn der einzigen Macht, die ſie von ihm erhalten hatten.

Gleichwie aber bey den Europäern alles in Deſpotismus ausartet, ſo zogen die Päbſte allmählig die politiſche und bürgerliche Gewalt an ſich; und die Republik der Kirche wurde ein unumſchränktes monarchiſches Regiment.

Alles verwandelte ſich zu Rom, als man von einer Geſellſchaft armer Mandarinen, die von Allmoſen lebten, zu einem groſſen geiſtlichen Staat übergieng.

Der erſte Plan taugte nichts mehr. Er war auf die Demuth und chriſtliche Liebe gegründet. Dieſe Tugenden machten nur Gläubige; und Rom wollte Unterthanen haben.

Wie ſollte man inzwiſchen aus dieſem Stande der Erniedrigung, worein die chriſtliche Religion ſelbſt es verſetzt hatte, herauskommen? Das iſt eine Sache, welche die europäiſchen Geſchichtſchreiber zu wenig berühren. Man

kann

kann diese Veränderung als eine der vornehmsten Begebenheiten in der Welt betrachten. Man hatte gesehen, daß Sekten durch die Waffen sich ausgebreitet, aber noch keine war durch Ränke zur Beherrschung gelanget.

Das christliche Rom hat seine Herrschaft nicht dem bloßen Zufalle zu danken. Man bemerkt einen methodischen Plan, nach welchem es sein Glück gemacht hat.

Diese Kirche ist ein Meisterstück der menschlichen Politik. Es ist kein Religionssystem; sondern die Kenntniß des menschlichen Herzens. Sie wußte sich ihre Schwäche zu Nutze zu machen, und zog sogar aus ihrem unvermögenden Zustande Vortheil. Nie hatte das heidnische Rom so viele Kunst, sich zu erheben angewandt. Die Staatskunst der Cesarn ist nichts, in Vergleichung der päbstlichen. Ich will versuchen, Dir davon einen Begriff zu machen.

Die wirksamsten Regierungen auf Erden hatten ruhige Augenblicke, in denen sie ihre Macht aus dem Gesichte verlohren: das christliche Rom aber niemals. Es arbeitet an seiner Erhaltung ohne Unterlaß.

Mitten aus dem Nichts erhob es sich zur höchsten Gewalt, und erhielt sich dabey 18 Jahrhunderte lang. In seinen critischen Augenblicken erlag es nicht unter der Last seiner abwechselnden Schicksale. Wenn es gleich manchmal fiel, erhob es sich dennoch stets mit desto grössern Glanz. Oft erlitte es Unfälle: man be-

leidigte es; man beschimpfte es; man vergriff sich an seinen Rechten, man tastete sein Wesen sebst an. Es blieb bey diesem allen unbeweglich. Es erduldete mit Gelassenheit allerhand Demüthigungen, wenn es glaubte, daß solche zu seiner Erhöhung etwas beytragen könnten.

Die Päbste hatten keine Leidenschaften. Man konnte alle Arten der Gewaltthätigkeiten wider sie verüben. Sie litten, daß man sie ins Gefängniß setzte, ihnen Unrecht that; sie schlug. Sie erlaubten alles, wenn es darauf ankam, einen neuen Grad ihrer Gewalt zu erreichen. Sie verziehen allezeit, und rächeten sich niemals, als wenn die Rache ihren Absichten zuträglich war. Es ist den Menschen nicht gegeben, mit mehrerer Kunst und Behutsamkeit sich aufzuführen.

Der heilige Stuhl, (so nennt man diesen Hof,) begieng bisweilen Fehler. Einer von seinen grösten war dieser, daß er Fremde zu Behauptung seines Ansehens zu Hülfe rufte. Dieser Schritt aber, so alle andre Regierungsformen zu Grunde gerichtet haben würde, stürzte sein Regiment nicht. Die Stärke der allgemeinen Einrichtung verbesserte die Mängel der besondern Verwaltung.

Viele ruchlose und lasterhafte Päbste saßen auf dem Thron: es schien, ihr lüderliches Leben sollte ihn schwächen; Rom hatte aber Grundgesetze, die es wider die bisweilen von seinem Oberhaupte begangenen Laster erhielten. Das

Gebäu-

Gebäude seiner Macht konnte erschüttert, aber nicht umgestürzet werden.

Als Rom noch klein war, wußte es seinen geringfügigen Zustand so wohl zu verbergen, daß man ihn nicht beobachtete: wie es groß geworden war, erfüllte es mit seinem Namen den ganzen Erdkreis.

Rom wartete nicht, bis es seine Größe erreicht hatte, um den Grund zu seiner Macht zu legen. In dem Mittelpunkte seiner Geringfügigkeit setzte es zwo Grundregeln feste. **Das Primat in geistlichen, und die despotische Gewalt in weltlichen Dingen.** Da es geschwinde Entschließungen faßte, und solche mit Muße ausführte, war es des glücklichen Ausschlags desto versicherter. Der Eifer, die Hitze, welche den meisten politischen Geschäfften nachtheilig sind, waren ihm unbekannt. Während daß andre Regenten durch ihr Zaudern alles verdarben, übereilte Rom sich nicht; und schritt langsam fort, um desto sicherer zum Ziele zu kommen.

In dem Kirchenbann bestunden die gewöhnlichen Waffen der Päbste: es war ein Recht, welches sie sich, die Menschen aus der Gesellschaft zu verbannen, erworben hatten. Sie machten dieselben dadurch so scheußlich, daß die Kinder ihren Vater mieden, die Weiber ihre Männer verließen, und die Unterthanen ihren rechtmäßigen Fürsten nicht mehr erkannten. Man hat nie erfahren, woher die Päbste diese

verhaßte Freyheit, welche die menschliche Natur so schändete, erhalten haben. Sie bedienten sich derselben, statt der Canonen, denn der Bannstral tödtete die Menschen moralischer Weise. Wer davon getroffen war, konnte nicht zu der Zahl der Lebendigen, ohne vorgängige Lossprechung, zurückkehren; und dadurch ward immer ein Endzweck erreicht. Die Monarchen scheueten diesen Bann mehr, als sie für dem größten feindlichen Heere sich fürchteten. Kein regierendes Haus blieb damit verschont. Rom fieng immer mit Unterhandlungen an, und endigte mit dem Kirchenbann. Die Könige, welche ein politisches Interesse mit dem römischen Stuhl hatten, und ihre Rechte durch die Waffen ausführten, zogen sich ohnfehlbar den Bann zu; sie verlohren dadurch die Mittel der natürlichen Vertheidigung. Wenn ein Fürst ein Domainenguth, welches die Kirche sich vor diesem zugeeignet hatte, wieder in Besitz nahm, ließ man ihn für einen Ketzer erklären. Dieses erregte einen allgemeinen Unwillen gegen ihn, und bereitete ihn vom weiten zu seiner Schwäche.

Die Entbindung von Sünden, so die Regenten begangen hatten, war gleichfalls eine Quelle der Vergrößerung. Sie mußten oft, um selbige zu erlangen, ihren Rechten, und manchmal ihren Domainen, zum Besten der Päbste, entsagen.

Die

Die Verbannungen der Königreiche war das vierte Mittel, welche die päbstliche Politik vielmals mit guter Wirkung anwendete. Bisweilen achteten die Monarchen solches nicht, mehrentheils aber wurden sie dadurch in Schrecken gesetzt. Sie gaben nach, und thaten oft zu deren Vermeidung etwas, wozu sie mit öffentlicher Gewalt nicht zu bringen gewesen wären. Zuletzt nutzten sich zwar diese Waffen ab; ehe es aber so weit kam, unterwarfen sie sich viele Höfe, die nachhero bey dem römischen Stuhl verblieben sind.

Die Vergebung der Missethaten, wovon sie sich allein das Recht vorbehielten, mußte auch zu Vermehrung der päbstlichen Größe dienen. Wenn der unrechtmäßige Besitz eines großen Reichs dem römischen Interesse zuträglich seyn konnte, so bot der Pabst die Hand dazu. Er versprach einem Könige die Erlassung aller seiner Sünden, wenn er England einnehmen könnte.

Rom bediente sich des Aberglaubens, nicht nur um die Völker, sondern auch die Fürsten zu hintergehen. Unter andern Exempeln aus der Historie dieser Kirche finde ich einen Brief, der zum Beweise dienen kann. Ein Pabst hatte ein Kriegsheer nöthig, um sich gegen einen benachbarten longobardischen König zu schützen. Er machte einen Brief kund, den er aus der Wohnung der Gottheit empfangen zu haben vorgab. Er war aus dem Paradiese datirt,

und eigenhändig von den heiligen Peter an einen Fürſten geſchrieben, der ſtreitbare Truppen hatte, und im Stande war, Rom aus der Gefahr, worinn es ſich befand, zu reiſſen. Peter giebt dieſem Fürſten den Titel Ihro Excellenz, ob er gleich ein ruchloſer unrechtmäßiger Beſizer war. Die Unterhandlungen des Himmels ſind vermuthlich ſo wie die auf Erden, und man ſchmeichelt allda denen ſehr, die man nöthig hat. Dem ſey wie ihm wolle, man hat nie ſo viele Unterthänigkeit von Seiten eines Heiligen, der an einen Menſchen ſchreibt, geſehen.

Er meldet ihm in ausdrücklichen Worten, die Mutter des Chriſts würde ihm ſehr verbunden ſeyn, wenn er durch ſeine Waffen die Rechte der Päbſte unterſtützte, und erkläret ihm nachgehends mit klaren Worten, wenn er nicht das Blut der Sterblichen für die Sache der Päbſte vergöſſe, ſo würde nie ein Platz im Himmel für ihn offen ſtehen.

Die Erfindung dieſes Briefs iſt etwas ganz beſonders. Die Verbindlichkeit der Mutter Gottes gegen einen Menſchen, die Bitte an einen Menſchen, um Mord und Todtſchlag zu begehen, alles dieſes, um die ewige Seligkeit zu erwerben, beweiſet, daß die Päbſte zu allen Zeiten allerley Mittel, um ihre Abſichten zu erreichen, angewandt haben.

Der Pabſt hatte die chriſtlichen Nationen ſo ſchön gewöhnet, ihn als die einzige Gottheit

auf

auf Erden zu betrachten, daß er sich berechtiget hielt, ohne einige Rücksicht die zu bestrafen, von welchen er beleidiget worden war, und setzte auf die Rechnung der Religion, was nichts als eine Wirkung der Politik war. Rom jagte in Europa dadurch ein so großes Schrecken ein, daß wenig Fürsten mit Vorsatz es wagten, einen Anschlag zu Vernichtung seiner Gewalt zu fassen.

Rom verleitete, wie man vorhin gesehen hat, die meisten christlichen Fürsten zu den Kreuzzügen, der Religion halber; und wenn diese sich dazu entschlossen hatten, suchte der Pabst blos ihre Eroberungen sich zu Nutze zu machen.

Diese Politik der Kreuzzüge half ihm viel. Diese Krieger begaben sich meistens ihrer Güter, zum Besten der Kirche.

Unter dem Vorwande der Religion behauptete Rom das Eigenthum der Eroberungen, welche die christlichen Fürsten machten. Nach diesem angeblichen Recht forderte der Pabst von einem Krieger, Namens Alphons, der die Mohren aus Portugal vertrieb, einen Tribut von zwo Mark Goldes.

Neun und ſiebenzigſter Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Turin.

Ich weis nicht, wie man die Grundſätze der europäiſchen Fürſten mit einander vereinigen ſoll. Sie wollten ihre Völker gern tugendhaft haben, und thun alles, was zu den Laſtern, die daran hinderlich ſind, reizen kann.

Der König von Sardinien erlaubt ſeinen Unterthanen die Hazardſpiele. Du kannſt alſo urtheilen, wie hoch die Geſchicklichkeit darinn in dieſem Staate getrieben werden muß.

Zu Lacedämon war es erlaubt zu ſtehlen; in Piemont iſt die Schelmerey beynahe erlaubt. Die Unterthanen haben dazu die Erlaubniß des Fürſten. Es iſt zu Turin kein Laſter, ſondern wird vielmehr für eine Tugend angeſehen.

In andern europäiſchen Staaten giebt es Akademien der Wiſſenſchaften; zu Turin iſt die vornehmſte die Spielakademie: von Kindheit auf iſt man darinn Meiſter.

Um ſich geſchwinder vollkommen zu machen, fängt man zeitiger an. Es iſt ein Stück von der Piemonteſer Auferziehung. Die Geſchicklichkeit im Chartenſpielen lernt man hier, wie anderwärts die Geometrie: ſie hat ihre Regeln; ihre Grundſätze; ſie hat auch ihre Vorurtheile.

Eine

Eine Person, die man über einer Betrügerey im Spiel ertappt, wird nicht für unehrlich, sondern für ungeschickt gehalten. „Es ist Schade, sprach jüngsthin ein Piemonteser, der von „einem Edelmann seiner Bekanntschaft redete; „Er ist der ehrlichste Kerl von der Welt; aber „er ist so plump, wenn er falsch spielt, daß er „mich jammert.„

Man beweiset hier öffentlich, daß der Betrug im Spiel moralischer Weise erlaubt ist. „Das Spiel, sagen die Casuisten des Chartenspiels, ist ein Handel; also sind die listigen Streiche dabey erlaubt. Ein Kaufmann „hat dunkele und finstere Waarenlager, wo „man die Stoffe nur halb siehet; beschuldigt „man ihn deswegen eines Mangels der Redlichkeit? Dieses wird vielmehr für eine Klugheit gehalten. Und warum sollte man den mit „einem andern Namen nennen, der die Vortheile des Spiels zu seinem Nutzen anzuwenden sucht?„ Das ist die Moral des Landes; und in der Religion des Spiels ist kein Ketzer daselbst. Die Piemonteser haben darinn einen exemplarischen Eifer; sie thun so gar der Sache zu viel.

Die meisten Häuser in Turin sind öffentliche Spielhäuser, wo jedermann un sein Geld willkommen ist. Man redet vom Spiel in des Königs Vorzimmer, so wie man an den Höfen andrer Regenten in Europa von Staatsgeschäfften sich unterhält. Der Monarch spricht davon

Mannsperſon ſpräche, und den das Frauenzimmer nicht einmal anſchauete. „Es iſt, ſagte „man mir, ein ſehr ordentlicher Mann, der „ſeine Landgüter beſorgt, der niemals ſpielt, „der die Nächte nicht mit Chartenmiſchen zu„bringt, mit einem Wort, er iſt die ſchlechte„ſte Geſellſchaft in Piemont; es geht auch nie„mand mit ihm um.„

Achtzigſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Miniſter, zu Pecking.

Von Paris.

Die franzöſiſche Monarchie hat Schulen zu allen Wiſſenſchaften, außer, zu den Staatsbedienungen nicht. Man wird faſt allezeit dazu auf einmal und nicht ſtufenweiſe erhoben. Sobald der Fürſt jemanden zum Staatsminiſter ernennt, ſo iſt er ſogleich Meiſter.

Man hat mir von einem Arzt erzählt, der ſeinen Rock der mediciniſchen Fakultät ſeiner Provinz im Teſtamente vermacht hat; wenn ein Candidat ihn an den Leib zieht, iſt er ſogleich Doctor.

Wenn der König von Frankreich einen von ſeinen Unterthanen zu einer Staatsbedienung ernennt, iſt er gleich Miniſter; nämlich er verſteht

steht die Regierung des Staats, ohne sie jemals gelernt zu haben. Man sollte fast sagen, daß der Befehl des Fürsten in diesem Stücke mit den bezaubernden Worten der Hexenmeister, die auf einmal die Wissenschaft einflößen, viele Aehnlichkeit hätte. Gott bediente sich des Leimen, um die Erde zu formiren; der König von Frankreich bedient sich oft des Roths, um einen Minister zu machen.

Man thut keinen Schritt nach den Staatsbedienungen, man läuft darnach: die, so dazu gelangen, werden stets durch einen großen Sprung dahin versetzt; es ist kein Zwischenraum zwischen dem Umfange des Amts, so man verläßt, und dem, was man bekleidet: man tritt fast allezeit eine Menge arbeitsamer, fleissiger und wachsamer Leute unter die Füße, welche diese Bedienung durch eine lange und mühsame Arbeit gekauft hatten.

Ein und achtzigster Brief.

Ebenderselbe an den Mandarin Kie-touna, zu Pecking.

Von Paris.

Die Erziehung der Könige in Europa ist mit einer Menge sehr mühsamer Kenntnisse überhäuft. Sie studiren viele fremde Sprachen auf einmal; sie lernen die Geschichte, Erdbeschreibung und Wappenkunst.

Man

leidigte es; man beschimpfte es; man vergriff sich an seinen Rechten, man tastete sein Wesen sebst an. Es blieb bey diesem allen unbeweglich. Es erduldete mit Gelassenheit allerhand Demüthigungen, wenn es glaubte, daß solche zu seiner Erhöhung etwas beytragen könnten.

Die Päbste hatten keine Leidenschaften. Man konnte alle Arten der Gewaltthätigkeiten wider sie verüben. Sie litten, daß man sie ins Gefängniß setzte, ihnen Unrecht that; sie schlug. Sie erlaubten alles, wenn es darauf ankam, einen neuen Grad ihrer Gewalt zu erreichen. Sie verziehen allezeit, und rächeten sich niemals, als wenn die Rache ihren Absichten zuträglich war. Es ist den Menschen nicht gegeben, mit mehrerer Kunst und Behutsamkeit sich aufzuführen.

Der heilige Stuhl, (so nennt man diesen Hof,) begieng bisweilen Fehler. Einer von seinen grösten war dieser, daß er Fremde zu Behauptung seines Ansehens zu Hülfe rufte. Dieser Schritt aber, so alle andre Regierungsformen zu Grunde gerichtet haben würde, stürzte sein Regiment nicht. Die Stärke der allgemeinen Einrichtung verbesserte die Mängel der besondern Verwaltung.

Viele ruchlose und lasterhafte Päbste saßen auf dem Thron: es schien, ihr lüderliches Leben sollte ihn schwächen; Rom hatte aber Grundgesetze, die es wider die bisweilen von seinem Oberhaupte begangenen Laster erhielten. Das

Gebäu-

Gebäude seiner Macht konnte erschüttert, aber nicht umgestürzet werden.

Als Rom noch klein war, wußte es seinen geringfügigen Zustand so wohl zu verbergen, daß man ihn nicht beobachtete: wie es groß geworden war, erfüllte es mit seinem Namen den ganzen Erdkreis.

Rom wartete nicht, bis es seine Größe erreicht hatte, um den Grund zu seiner Macht zu legen. In dem Mittelpunkte seiner Geringfügigkeit setzte es zwo Grundregeln feste. **Das Primat in geistlichen, und die despotische Gewalt in weltlichen Dingen.** Da es geschwinde Entschließungen faßte, und solche mit Muße ausführte, war es des glücklichen Ausschlags desto versicherter. Der Eifer, die Hitze, welche den meisten politischen Geschäfften nachtheilig sind, waren ihm unbekannt. Während daß andre Regenten durch ihr Zaudern alles verdarben, übereilte Rom sich nicht; und schritt langsam fort, um desto sicherer zum Ziele zu kommen.

In dem Kirchenbann bestunden die gewöhnlichen Waffen der Päbste: es war ein Recht, welches sie sich, die Menschen aus der Gesellschaft zu verbannen, erworben hatten. Sie machten dieselben dadurch so scheußlich, daß die Kinder ihren Vater mieden, die Weiber ihre Männer verließen, und die Unterthanen ihren rechtmäßigen Fürsten nicht mehr erkannten. Man hat nie erfahren, woher die Päbste diese

verhaßte Freyheit, welche die menschliche Natur so schändete, erhalten haben. Sie bedienten sich derselben, statt der Canonen, denn der Bannstral tödtete die Menschen moralischer Weise. Wer davon getroffen war, konnte nicht zu der Zahl der Lebendigen, ohne vorgängige Lossprechung, zurückkehren; und dadurch ward immer ein Endzweck erreicht. Die Monarchen scheueten diesen Bann mehr, als sie für dem größten feindlichen Heere sich fürchteten. Kein regierendes Haus blieb damit verschont. Rom fieng immer mit Unterhandlungen an, und endigte mit dem Kirchenbann. Die Könige, welche ein politisches Interesse mit dem römischen Stuhl hatten, und ihre Rechte durch die Waffen ausführten, zogen sich ohnfehlbar den Bann zu; sie verlohren dadurch die Mittel der natürlichen Vertheidigung. Wenn ein Fürst ein Domainenguth, welches die Kirche sich vor diesem zugeeignet hatte, wieder in Besitz nahm, ließ man ihn für einen Ketzer erklären. Dieses erregte einen allgemeinen Unwillen gegen ihn, und bereitete ihn vom weiten zu seiner Schwäche.

Die Entbindung von Sünden, so die Regenten begangen hatten, war gleichfalls eine Quelle der Vergrößerung. Sie mußten oft, um selbige zu erlangen, ihren Rechten, und manchmal ihren Domainen, zum Besten der Päbste, entsagen.

Die

Die Verbannungen der Königreiche war das vierte Mittel, welche die päbstliche Politik vielmals mit guter Wirkung anwendete. Bisweilen achteten die Monarchen solches nicht, mehrentheils aber wurden sie dadurch in Schrecken gesetzt. Sie gaben nach, und thaten oft zu deren Vermeidung etwas, wozu sie mit öffentlicher Gewalt nicht zu bringen gewesen wären. Zuletzt nutzten sich zwar diese Waffen ab; ehe es aber so weit kam, unterwarfen sie sich viele Höfe, die nachhero bey dem römischen Stuhl verblieben sind.

Die Vergebung der Missethaten, wovon sie sich allein das Recht vorbehielten, mußte auch zu Vermehrung der päbstlichen Größe dienen. Wenn der unrechtmäßige Besitz eines großen Reichs dem römischen Interesse zuträglich seyn konnte, so bot der Pabst die Hand dazu. Er versprach einem Könige die Erlassung aller seiner Sünden, wenn er England einnehmen könnte.

Rom bediente sich des Aberglaubens, nicht nur um die Völker, sondern auch die Fürsten zu hintergehen. Unter andern Exempeln aus der Historie dieser Kirche finde ich einen Brief, der zum Beweise dienen kann. Ein Pabst hatte ein Kriegsheer nöthig, um sich gegen einen benachbarten longobardischen König zu schützen. Er machte einen Brief kund, den er aus der Wohnung der Gottheit empfangen zu haben vorgab. Er war aus dem Paradiese datirt,

und eigenhändig von den heiligen Peter an einen Fürsten geschrieben, der streitbare Truppen hatte, und im Stande war, Rom aus der Gefahr, worinn es sich befand, zu reissen. Peter giebt diesem Fürsten den Titel Ihro Excellenz, ob er gleich ein ruchloser unrechtmäßiger Besitzer war. Die Unterhandlungen des Himmels sind vermuthlich so wie die auf Erden, und man schmeichelt allda denen sehr, die man nöthig hat. Dem sey wie ihm wolle, man hat nie so viele Unterthänigkeit von Seiten eines Heiligen, der an einen Menschen schreibt, gesehen.

Er meldet ihm in ausdrücklichen Worten, die Mutter des Christs würde ihm sehr verbunden seyn, wenn er durch seine Waffen die Rechte der Päbste unterstützte, und erkläret ihm nachgehends mit klaren Worten, wenn er nicht das Blut der Sterblichen für die Sache der Päbste vergösse, so würde nie ein Platz im Himmel für ihn offen stehen.

Die Erfindung dieses Briefs ist etwas ganz besonders. Die Verbindlichkeit der Mutter Gottes gegen einen Menschen, die Bitte an einen Menschen, um Mord und Todtschlag zu begehen, alles dieses, um die ewige Seligkeit zu erwerben, beweiset, daß die Päbste zu allen Zeiten allerley Mittel, um ihre Absichten zu erreichen, angewandt haben.

Der Pabst hatte die christlichen Nationen so schön gewöhnet, ihn als die einzige Gottheit

auf Erden zu betrachten, daß er sich berechtiget hielt, ohne einige Rücksicht die zu bestrafen, von welchen er beleidiget worden war, und setzte auf die Rechnung der Religion, was nichts als eine Wirkung der Politik war. Rom jagte in Europa dadurch ein so großes Schrecken ein, daß wenig Fürsten mit Vorsatz es wagten, einen Anschlag zu Vernichtung seiner Gewalt zu fassen.

Rom verleitete, wie man vorhin gesehen hat, die meisten christlichen Fürsten zu den Kreuzzügen, der Religion halber; und wenn diese sich dazu entschlossen hatten, suchte der Pabst blos ihre Eroberungen sich zu Nutze zu machen.

Diese Politik der Kreuzzüge half ihm viel. Diese Krieger begaben sich meistens ihrer Güter, zum Besten der Kirche.

Unter dem Vorwande der Religion behauptete Rom das Eigenthum der Eroberungen, welche die christlichen Fürsten machten. Nach diesem angeblichen Recht forderte der Pabst von einem Krieger, Namens Alphons, der die Mohren aus Portugal vertrieb, einen Tribut von zwo Mark Goldes.

Neun und siebenzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Turin.

Ich weis nicht, wie man die Grundsätze der europäischen Fürsten mit einander vereinigen soll. Sie wollten ihre Völker gern tugendhaft haben, und thun alles, was zu den Lastern, die daran hinderlich sind, reizen kann.

Der König von Sardinien erlaubt seinen Unterthanen die Hazardspiele. Du kannst also urtheilen, wie hoch die Geschicklichkeit darinn in diesem Staate getrieben werden muß.

Zu Lacedämon war es erlaubt zu stehlen; in Piemont ist die Schelmerey beynahe erlaubt. Die Unterthanen haben dazu die Erlaubniß des Fürsten. Es ist zu Turin kein Laster, sondern wird vielmehr für eine Tugend angesehen.

In andern europäischen Staaten giebt es Akademien der Wissenschaften; zu Turin ist die vornehmste die Spielakademie: von Kindheit auf ist man darinn Meister.

Um sich geschwinder vollkommen zu machen, fängt man zeitiger an. Es ist ein Stück von der Piemonteser Auferziehung. Die Geschicklichkeit im Chartenspielen lernt man hier, wie anderwärts die Geometrie: sie hat ihre Regeln; ihre Grundsätze; sie hat auch ihre Vorurtheile.

Eine

Eine Person, die man über einer Betrügerey im Spiel ertappt, wird nicht für unehrlich, sondern für ungeschickt gehalten. „Es ist Schade, sprach jüngsthin ein Piemonteser, der von „einem Edelmann seiner Bekanntschaft redete; „Er ist der ehrlichste Kerl von der Welt; aber „er ist so plump, wenn er falsch spielt, daß er „mich jammert.„

Man beweiset hier öffentlich, daß der Betrug im Spiel moralischer Weise erlaubt ist. „Das Spiel, sagen die Casuisten des Chartenspiels, ist ein Handel; also sind die listigen Streiche dabey erlaubt. Ein Kaufmann „hat dunkele und finstere Waarenlager, wo „man die Stoffe nur halb siehet; beschuldigt „man ihn deswegen eines Mangels der Redlichkeit? Dieses wird vielmehr für eine Klugheit gehalten. Und warum sollte man den mit „einem andern Namen nennen, der die Vortheile des Spiels zu seinem Nutzen anzuwenden sucht?„ Das ist die Moral des Landes; und in der Religion des Spiels ist kein Ketzer daselbst. Die Piemonteser haben darinn einen exemplarischen Eifer; sie thun so gar der Sache zu viel.

Die meisten Häuser in Turin sind öffentliche Spielhäuser, wo jedermann un sein Geld willkommen ist. Man redet vom Spiel in des Königs Vorzimmer, so wie man an den Höfen andrer Regenten in Europa von Staatsgeschäfften sich unterhält. Der Monarch spricht davon

von mit ſeinen Unterthanen, ſo wie von andern Materien. „Haben Sie dieſes Jahr Ihre „Sachen gut beym Spiel gemacht? fragte neu„lich Emanuel einen ſeiner alten Generale; „Nicht ſo gut, Sire, antwortete er, wie die „vorigen Jahre. Dero jungen Officiers haben „Luchsaugen: ſie ſind eben ſo aufmerkſam und „eben ſo ſehr auf ihrer Hut beym Spiel, als „ſie es in einem Treffen ſind, wo ſie Ruhm er„werben wollen.„

Beyde Geſchlechte haben im Spiele gleiche Geſchicklichkeiten; und die vornehmſten Damen verbergen ihre Talente einander nicht. Ich habe eine Unterredung zwoer Frauen vom Stande aus dieſer Stadt mit angehört, welche von ihren Thaten im Spiel ſich unterhielten, und ſich alſo ausdrückten: „Was haben Sie, „Frau Gräfinn, dieſes Jahr durchs Spiel er„beutet? Sehr wenig, antwortete ſie, nicht „über 20000 Livres. Und Sie, Frau Mar„quiſin, haben Sie brav geplündert? — Es „iſt eine Kleinigkeit, ich glaube nicht, daß al„les zuſammen 30000 Livres beträgt. Die „Mannsperſonen, erwiederte die letztere, wer„den täglich mühſamer im Spiel: bald werden „wir ſie bloß noch in der Liebe betrügen können.„

Die verſchiedenen Verbindungen der Kartenblätter und Würfel ſind die erſten Angelegenheiten der Geſellſchaft; man ſinnt darauf Tag und Nacht: man ſchläft zu Turin nicht; man ſpielt. Die Natur erſchöpft ſich durch

vieles

vieles Nachtwachen; man läßt ihr keine Zeit auszuruhen. Alle Augenblicke, die man nicht spielend zubringt, werden wie verlohren geachtet.

Das schöne Geschlecht opfert alle seine andern Neigungen dem Spiel auf; seinetwegen entsaget das Frauenzimmer dem Vergnügen zu gefallen, welches stets die vornehmste Leidenschaft desselben gewesen ist. An andern Orten sucht solches die Herzen zu rauben; hier beschäfftiget es sich, den Beutel zu fegen. Ein Cavalier, der nicht so viel gefälliges Wesen besitzet, um sich das Geld abgewinnen zu lassen, versteht die wahren Regeln der Piemontesischen Galanterie nicht. Um bey dem schönen Geschlechte zu Turin sein Glück zu machen, ist nur ein einziges Mittel, man muß im Spiel unglücklich seyn.

In dem übrigen Europa nimmt man das Frauenzimmer durch Gesänge, Gassenlieder, galante Verse, ein; hier macht man sich bey ihm durch Fehler, Versehen und Uebereilungen im Spiel beliebt. Ein Cavalier, der es so anzufangen weis, ist schon weit in seiner Liebe gekommen. Das ist die höchste Stufe der Kunst zu lieben. Wer hingegen so ungeschickt ist, daß er sich beym Chartenspiel nicht einfältig stellt, wer keine Fehler begeht, und nicht zerstreuet ist, der wird für tölpelhaft gehalten.

Ich fragte eines Tages, wer der Cavalier wäre, den ich stets allein sähe, mit dem keine

Manns-

Mannsperſon ſpräche, und den das Frauenzimmer nicht einmal anſchauete. „Es iſt, ſagte „man mir, ein ſehr ordentlicher Mann, der „ſeine Landgüter beſorgt, der niemals ſpielt, „der die Nächte nicht mit Chartenmiſchen zu„bringt, mit einem Wort, er iſt die ſchlechte„ſte Geſellſchaft in Piemont; es geht auch nie„mand mit ihm um.„

Achtzigſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Miniſter, zu Pecking.

Von Paris.

Die franzöſiſche Monarchie hat Schulen zu allen Wiſſenſchaften, außer, zu den Staatsbedienungen nicht. Man wird faſt allezeit dazu auf einmal und nicht ſtufenweiſe erhoben. Sobald der Fürſt jemanden zum Staatsminiſter ernennt, ſo iſt er ſogleich Meiſter.

Man hat mir von einem Arzt erzählt, der ſeinen Rock der mediciniſchen Fakultät ſeiner Provinz im Teſtamente vermacht hat; wenn ein Candidat ihn an den Leib zieht, iſt er ſogleich Doctor.

Wenn der König von Frankreich einen von ſeinen Unterthanen zu einer Staatsbedienung ernennt, iſt er gleich Miniſter; nämlich er verſteht

steht die Regierung des Staats, ohne sie jemals gelernt zu haben. Man sollte fast sagen, daß der Befehl des Fürsten in diesem Stücke mit den bezaubernden Worten der Hexenmeister, die auf einmal die Wissenschaft einflößen, viele Aehnlichkeit hätte. Gott bediente sich des Leimen, um die Erde zu formiren; der König von Frankreich bedient sich oft des Roths, um einen Minister zu machen.

Man thut keinen Schritt nach den Staatsbedienungen, man läuft darnach: die, so dazu gelangen, werden stets durch einen großen Sprung dahin versetzt; es ist kein Zwischenraum zwischen dem Umfange des Amts, so man verläßt, und dem, was man bekleidet: man tritt fast allezeit eine Menge arbeitsamer, fleissiger und wachsamer Leute unter die Füße, welche diese Bedienung durch eine lange und mühsame Arbeit gekauft hatten.

Ein und achtzigster Brief.

Ebenderselbe an den Mandarin Kie-touna, zu Pecking.

Von Paris.

Die Erziehung der Könige in Europa ist mit einer Menge sehr mühsamer Kenntnisse überhäuft. Sie studiren viele fremde Sprachen auf einmal; sie lernen die Geschichte, Erdbeschreibung und Wappenkunst.

Man

Man giebt ihnen Ober- und Unterhofmeister, die ihnen den ganzen Kopf mit Wissenschaften anfüllen: Einer Menge Lehrmeistern ist aufgetragen, ihnen alle Annehmlichkeiten des Leibes zu geben. Eine so weitläuftige Erziehung führt nicht die Regenten auf den Thron: sie stellt dieselben neben an. Ein regierender Lehrling, den man auf solche Art von der Hauptwissenschaft ableitet, um seinen Verstand auf so viele Nebendinge zu verwenden, ist zur Regierung eines Volks nicht gar zu tüchtig.

Man bemerkt überhaupt, daß die Menschen, denen man so vielerley Sachen lernen lässet, niemals eine davon recht wissen: diese Regel gilt auch bey Königen, ausserdem geziemt es sich nicht, daß ein König so viel überflüßige Dinge wisse.

Die Erziehung regierender Häupter sollte von der Privatpersonen ihrer verschieden seyn; sich auf eine kleine Anzahl der vornehmsten Grundsätze einschränken, die kurz und leicht zu behalten wären, und ihr ganzes Studiren sollte in deren Ausübung bestehen.

Ein chinesischer Minister überreichte diese Unterweisung einem unsrer Kaiser, der nur 18 Jahr alt war; „Fürchtet den Himmel. Liebet „eure Unterthanen. Bedienet euch Verdienst„voller Männer. Höret gern guten Rath an. „Vermindert die Auflagen. Mildert die Stra„fen. Verbannet die Verschwendung. Gebet

„gute

„gute Exempel. Fliehet die Ueppigkeit. Ver„abscheuet lasterhafte Vergnügungen.„

Ein Monarch, der weiter nichts, als dieses wüßte, würde hundertmal geschickter seyn, als der, so eine Menge überflüßiger Sachen weis.

Zwey und achtzigster Brief.

Fortsetzung der großen Epochen in Europa, und von dem römischen Hofe, nach Pecking.

Von Paris.

Die Päbste, so anfangs nur Mandarinsbischöfe waren, machten sich zu Fürsten. Es war gleichsam eine geheime Ahndung ihrer künftigen Größe. Die Namen machen in Europa alles aus; denn die Völker, welche stets unwillig sind, den Willen ihrer Nebenmenschen zu befolgen, machen sich eine Ehre daraus, denen, so man Fürsten nennt, zu gehorchen. Diese Päbste mußten also einen Titel haben, der die Augen der Welt blendete.

Sie häuften große Reichthümer zusammen, und damit deren Quelle sich im Staate befände, ließen sie Münze schlagen: ohngeachtet sie anfänglich die Armuth geprediget, und öffentlich erkläret hatten, ihr Reich sey nicht von dieser Welt.

Ihre Politik bestund stets darinn, daß der Gottesdienst ihrer Ehrsucht zum Vorwande dienen mußte. Sie gebrauchten die Religion, um ihre eigene Wohlfahrt darauf zu gründen.

Indem sie den Gläubigen den Weg zum Himmel zeigten, nahmen sie ihnen die irrdischen Güter ab.

Man gewann die Völker nicht aus Ueberzeugung der christlichen Lehre: man glaubte zu Rom wenig von dem, was man lehrte. Einige Päbste glaubten, es sey kein Gott: andre beschuldigte man, sie hätten den Teufel angerufen.

Was zu Rom propaganda fides hieß, half mehr zu seiner Erhöhung, als alle Kräfte der Welt zusammen, zu Vermehrung der Macht der alten römischen Republik beygetragen hatten. Aus diesem Cabinet wurden die Gesandten abgeschickt, welche die Sache der Religion mit allen Völkern auf der Erde abhandeln sollten, Sie nahmen den Titel: Mißionarien, oder apostolischer Männer an. Denn Rom gebrauchte stets die Politik, daß es die Bildsäule seines Hochmuths auf das Fußgestelle der Demuth setzte. Es waren Kriegsgenerale, die mit dem einzigen Buche des christlichen Glaubens große Siege für Rom erhielten.

Das heidnische Rom hatte sich Bürger auf der ganzen Erde gemacht, das christliche Rom gab sich Unterthanen in der ganzen Welt.

Bey den Europäern machen die Titel Hochachtung. Um für göttlich gehalten zu werden, darf man nur den Namen der Gottheit entlehnen. Die Päbste ließen sich heilig nennen. Die Sache gelung nach Wunsch.

Bisher hatten die stolzesten Monarchen auf Erden nur verlangt, daß die Menschen vor ihnen die Knie beugen sollten. Die Hoffahrt der Päbste gieng weiter: sie wollten, man sollte ihnen die Füße küssen, und sie unterwarfen gekrönte Häupter dieser Erniedrigung; dieses ist allen europäischen Thronen schimpflich.

Die Könige hatten nur eine Krone getragen; dieses war schon genug, um das menschliche Geschlecht herabzusetzen, welches die Natur zu dieser Verkleinerung nicht gemacht hatte. Die Päbste wollten deren drey tragen, um dadurch zu verstehen zu geben, daß die Regenten nebst den Unterthanen ihnen unterwörfen seyn sollten.

Es fehlte ihnen inzwischen noch ein Triebwerk. Eine Heiligkeit, die sich hätte betrügen und irren können, wäre sehr unvollkommen gewesen. Sie erdachten den Fund, sich unfehlbar zu machen.

Diese Unfehlbarkeit war ein Staatsstreich für den heiligen Stuhl: nun zweifelte man an nichts mehr, man sah alles blindlings. Sie erleichterte die Mittel zu Einsetzung eines andern verhaßten Tribunals, das man die Inquisition nennt, welches nur den Päbsten nütz-

lich war, weil es vor Dingen, so der Grund ihres Ansehens waren, eine Furcht einjagte. Dieses Gericht trug vielleicht mehr, als alles übrige zu Befestigung ihrer Gewalt bey.

Das christliche Rom hatte Clienten und Spione in allen öffentlichen Schulen Europens, welche sein Ansehen gründeten, und von seinem Vorzuge über die weltlichen Mächte beständig redeten. Sie behaupteten darinn öffentlich, des Pabstes Gewalt sey vollkommen, ja ganz vollkommen, sowohl im Geistlichen, als im Weltlichen. Man warf daselbst oft die Frage auf, ob man einen, dem Pabste ungehorsamen König tödten könne? und wiewohl man diesen Lehrsatz nicht oft ausübte, so vermehrte er dennoch das päbstliche Ansehen.

Um sich eine größere Menge Unterthanen zu verschaffen, und die Bürger der andern Staaten abwendig zu machen, brauchte Rom die List, durch eine gemächliche und bequeme Lebensart die Kirchendiener aufzumuntern, und Rang, Ehre und Vorzüge der Geringfügigkeit selbst beyzulegen. In den Zwistigkeiten, die zwischen den Päbsten und den weltlichen Mächten entstunden, suchte Rom stets die Religion darein zu mischen; und es wußte sein Interesse mit dem himmlischen so gut zu vermengen, daß man Gottes Sache zu vertheidigen glaubte, wenn man die päbstliche vertheidigte.

Roms Gewohnheit war jederzeit, den Grossen verschiedener Staaten die vornehmsten Wür-

den

den der Kirche mitzutheilen. Es machte Cardinäle aus allen Nationen. Dieses waren eben so viele in allen europäischen Ländern zerstreuete Päbste. Also hatte das christliche Rom seinen Stuhl an allen Höfen, und seinen Hof bey allen Fürsten.

Die Benennung eines geistlichen Vaters mußte den Päbsten zu Behauptung ihrer weltlichen Rechte dienen. Da dieser Titel ihn berechtigte, die Umstände der häuslichen Geschäffte der Regenten sich bekannt zu machen, um ihre Streitigkeiten zu entscheiden; so machte er sich solches zu Erreichung seiner besondern Absichten zu Nutze.

Rom theilte den Menschen eine große Menge Creditivbriefe nach dem Himmel aus, und machte viele Heilige; denn es hatte die Christen beredet, daß es dieses thun könne: Es legte sich keine Soldaten zu, aber Reliquien, die man aller Orten verehrte; denn ein jeder Heiliger hatte einen Leib, und jeder Leib ruhete irgendswo. Die Heere von heiligen Todtengerippen hemmten oft den Ungestüm der Lebendigen. Die Blutdürstigen hielten mit ihrer Wuth ein, oder ließen solchen bey Erblickung dieser heiligen Gebeine gänzlich fahren.

Zur Zeit der Verfolgung setzte Rom sich in Sicherheit. Es machte einen Wall von der Asche seiner Auserwählten. Ein jeder Staat, jedes Königreich, jede Provinz, jede Stadt besaß einen; dieses machte sein Reich allgemein,

denn man konnte diese Heiligen nicht verehren, ohne zugleich gegen die Päbste, so die Gewalt, solche zu machen hatten, Ehrerbietung zu tragen.

Drey und achtzigster Brief.

Ebenderselbe an denselben, zu Pecking.

Von Paris.

Wenn ich von dem Zustande der europäischen Angelegenheiten Nachrichten einziehen will, so wohne ich einer kleinen Rathsversammlung bey, die wöchentlich zweymal bey einem Liebhaber der Staatskunst gehalten wird.

Vor etlichen Tagen brachte der Vorsteher dieser Gesellschaft 3 Hauptpunkte aufs Tapet. Er that die Frage, ob es für Frankreich rathsam sey, sich in den jetzigen Krieg in Deutschland zu mischen? Ob das Bündniß des Hauses Oesterreich mit dem bourbonnischen, diesem letztern vortheilhaft sey? Womit man den gegenwärtigen Krieg, gesetzt, daß Frankreich habe Theil daran nehmen müssen, hätte anfangen sollen?

Hierauf ließ sich ein Mitglied also heraus: „Daß unsre Regierung an den nordischen An„gelegenheiten Theil genommen hat, ist ein „Staatsfehler: Zufolge einer gesunden Politik „mußte man eine genaue Neutralität beobach-

„ten.

„ten. Es war in diesem Kriege nichts für uns „zu gewinnen; vieles hingegen dabey zu verlie„ren. Auf was für einer Seite auch Frank„reich den Ausschlag gab, war er zu unserm Nach„theil; denn entweder richtete das österreichi„sche Haus, durch diesen Beystand, das bran„denburgische zu Grunde; und in diesem Fall „hätten wir ihm selbst die Waffen zu Vermeh„rung seiner Größe, in die Hand gegeben, wel„ches Frankreichs Grundsätzen zuwider läuft; „oder es hätte der König von Preußen, da „Frankreich sich in diesen Krieg mengte, mächti„ge Bundsgenossen zu Hülfe gerufen, und den „Vortheil über das Haus Oesterreich gehabt; „alsdenn hielt diesen Potentaten nichts in Nor„den zurück, um über den Rhein zu gehen, und „seine Waffen gegen Frankreich zu wenden. „Wenn wir also blos unser Contingent beyge„tragen hätten, wären die Sachen im Gleich„gewichte geblieben.

„England hätte alsdann keine Truppen nach „Deutschland geschickt, und die Belagerungen „und Schlachten zwischen der Königinn von „Ungarn und dem Könige von Preußen, wür„den beyde Häuser geschwächt, und Frankreichs „Macht dadurch verstärket haben. Wenn zwey „Nebenbuhler mit einander streiten, muß man „keinem zum Nachtheil des andern beystehen. „Die wahre Staatsklugheit besteht darinn, daß „man sie einander die Hälse brechen läßt.„

Der zweyte Punkt wurde folgendergestalt erörtert:

„Frankreichs Allianz mit dem österreichischen „Hause ist schnurstracks wider das allgemeine „System: Es ist ein gezwungener Staats„streich. Mit diesem Tractat ist es so beschaf„fen, als wenn man das Wasser mit dem Feuer „vereinigen wollte.

„Es giebt in Europa allgemein errichtete „Grundsätze, die durch einige besondere Verbin„dungen nicht hinwegfallen. Nie wird das „Haus Bourbon die österreichische Macht zu ver„größern ernstlich sich bestreben, und nie wird „das Haus Oesterreich die Stärke des bourbon„nischen zu vermehren, sich wirklich angelegen „seyn lassen.„

Die Antwort auf den dritten und letzten Punkt war:

„Vorausgesetzt, daß Frankreich in die ge„genwärtigen Streitigkeiten sich unumgänglich „mischen mußte, so hätte man England zu be„kriegen anfangen sollen; diesem Reiche mußte „der erste Streich beygebracht werden.

„Man behauptete von den Römern, sie könn„ten blos in Rom überwunden werden; eben „dasselbe hat man von einigen andern Völkern, „die man für unüberwindlich hielt, gesagt.

„Die Erfahrung hat zu allen Zeiten, und „bey allen Nationen bewiesen, daß die Völ„ker, so den Krieg ausser ihrem Lande füh„ren,

„ren, und anderwärts stark sind, fast immer „eine sehr schwache innere Verfassung haben.

„Man sollte London belagert haben. Wenn „eine Nation durch eine Schlafsucht seit vielen „Jahrhunderten sich selbst entkräftet hat, so „hat sie nur das einzige Mittel übrig, durch „einen kühnen Streich sich wieder aufzuhelfen. „Man hat gesagt und geschrieben, die Landung „einer französischen Kriegsmacht in England „lasse sich nicht thun; man hat aber unrecht ge„sagt, und übel geschrieben.

„Vielleicht würde man jetzo, da alles zu „Grunde gerichtet ist, große Hindernisse an„treffen; allein zu Anfange des Krieges war „diese Unternehmung viel leichter.

„Wenn eine Monarchie, die so viele Hülfs„mittel, wie Frankreich hat, ihr ganzes Au„genmerk, auf eine Stelle richtet, so kann es „ihr unmöglich fehl schlagen. Man sollte „alle Entwürfe auf diesen Plan eingeschränkt, „und Europa seinem Schicksale bis nach dieser „Ausführung überlassen haben.

„Wir hatten damals noch einige Seemacht, „diese mußte man ganz aufopfern, um den Ue„bergang der flachen Fahrzeuge, die zum Trup„pentransport bestimmt waren, zu befördern. „Wäre auch die übrige französische Seemacht „in einem Tage vollends drauf gegangen, wenn „nur die Truppen das Land betreten hätten. „Diese Kühnheit würde England in Erstau„nen gesetzt haben. Wir hätten wenigstens

„einen Weg eingeschlagen, der allein unsre „Umstände wieder herstellen konnte. Hätten „wir auch gleich Schiffbruch erlitten, würden „doch die Britten erschrocken seyn: sie wissen, „das es mit ihrer Republik bald aus seyn wür„de, wenn diese Pforte Frankreich ein„mal offen stünde. Das schlimmste für uns „wäre gewesen, daß wir in eben den Zustand „damals uns versetzet gesehen hätten, worinn „wir jetzo uns befinden. Unsre Flotte ist nicht „mehr, noch weniger zu Grunde gerichtet; es „war besser, solche bey dieser Landung ganz „aufs Spiel zu setzen.

„Wenn eine Seemacht über die andre den „Vortheil hat, sind die kleinen Seegefechte „der geringern Flotte sehr schädlich. Sie „geht stückweise vollends verlohren; anstatt, „daß man durch ein Haupttreffen mit gesamm„ter Macht, in einem Tage wieder herstellen „kann„.

Vier und achtzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Turin.

Fast alle europäische Fürsten lassen an ihrem Hofe die Violinen spielen: Sie miethen sich Pfeifen, Flöten und Schallmeyen zu ihrer

rer Ergötzlichkeit; sie besolden auch Hofnarren, die ihnen etwas zu lachen machen müssen.

Der König von Sardinien soll eine am besten eingerichtete Musik haben, und man folgert daraus, daß er ein großer Fürst ist; weil er sich eine vollkommene Harmonie zu verschaffen weis, und das Uebereinstimmende in der Staatsverwaltung einen großen Theil der Kunst zu regieren ausmacht.

Es ist auch eine italiänische Oper an seinem Hofe; ich finde aber nicht, daß solche das beste Stück seiner Musik ist. In der französischen Oper redet man, ohne zu singen; in der italiänischen singt man, ohne zu reden. Ein Liebhaber thut seiner Liebste eine Liebeserklärung mit einer einzigen Sylbe, die er eine Viertelstunde lang im Munde herumrollen läßt.

Man sagt, daß die Italiäner in ihren Leidenschaften sehr lebhaft sind; ich finde hingegen, daß sie viel Phegma haben. Ein Chineser stürbe an der Schwindsucht, wenn er so viel Zeit, um sein Leiden auszudrücken, anwenden müßte.

Beym Schauspiel in Port Royal geräth man in Schlaflosigkeit; bey dem Turinschen verfällt man in Schlummer. Die Zuschauer gewinnen so viel dabey, daß sie daselbst eben so ruhig, als auf ihren Betten sind: man könnte während der 3 Aufzüge der Oper sanft allda einschlafen, wenn man nicht von Zeit zu Zeit durch den Lärm der Arietten aufgeweckt würde.

Was mich betrifft, mir wird allda die Zeit sehr lang; jedermann versichert mir aber, es sey meine Schuld, oder vielmehr, meines Gehörs, welches nicht zärtlich genug ist, die Schönheiten dieser Musik zu empfinden. Was mir bey diesem Schauspiel am anstößigsten vorkömmt, ist dieses, daß ich aus einem männlichen Munde eine weibliche Stimme anhören soll. Es scheint mir gewissermaaßen unanständig für alte Kriegshelden zu seyn, daß man sie so klar singen läßt. Die Generale haben daselbst eine so weibische Aussprache, daß die Soldaten nothwendig über ihr Commando lachen müssen.

Wenn man mir gleich noch so viel vorsagte, daß die Personen, welche die Oper vorstellen, die größten Männer des Alterthums gewesen sind, ich halte Cesarn immer für eine Frau, und Alexandern für ein Mädchen. Ich will mich über diese Materie nicht weitläuftiger herauslassen, Du wirst italiänische Opern in England zu sehen bekommen; da kannst Du selbst davon urtheilen.

Fünf und achtzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Kie-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Es giebt Leute zu Paris, die fürs Geld in der Wahrsagerkunst unterrichten. Was mich

mich hiebey befremdet, ist dieses, daß die Lehrer dieser seltsamen Wissenschaft, welche sich rühmen, die verborgensten Begebenheiten der Zukunft zu entdecken, nichts zu leben haben, und ihres Unterhalts wegen jedermann etwas weiß zu machen genöthigt sind.

Man ist heut zu Tage fast durchgängig überzeugt, daß diese Kunst eine Betrügerey ist. Sie ist aber lange Zeit in Europa für die einzige wahrhafte Wissenschaft gehalten worden; denn die Religion des Meßias vertrieb die Dunkelheit des menschlichen Verstandes nicht: sie ließ die Vernunft, wie sie solche fand. Die Atheisterey in neuern Zeiten mußte es über sich nehmen, das menschliche Herz von dieser Schwachheit zu heilen: das Mittel war schlimmer, als die Krankheit.

Die Christenheit war ehedem mit Zauberern angefüllt. Die Tribunäle, welche aus Richtern, die keine Hexenmeister waren, bestunden, fällten Urtheile über die Magie, und verdammten diejenigen zum Tode, so diese Kunst ausübten. Ich glaube, daß es kein sehr lustiger Anblick für die war, welche dieses Vorurtheil nicht hatten, Menschen verbrennen zu sehen, die sich den Lauf der Natur zu hemmen rühmten, und nicht die Macht hatten, die Wirkung eines Bund Holzes zu verhindern. Das Feuer verzehrte aber auch die Schwarzkünstler nicht. Sie kamen aus der Asche der Magie wieder hervor.

Es ist noch nicht so gar lange her, daß man von dieser Krankheit geheilet ist; dieses beweiset, wie spät die Europäer zu ihren Erkenntnissen gelanget sind.

Vielleicht ist es Dir nicht unangenehm, allhier einen kurzen Begriff von der Hexerey zu lesen; ich habe ihn aus vielen ernsthaften Scribenten ausgezogen; denn in Europa schreibt man von allen Dingen, so gar über die Anfangsgründe der Thorheit.

Man unterschied die Magie in viele Classen. Die natürliche war nichts anders, als die verschiedenen Verbindungen der Theile der Materie; und in diesem Fall brauchte man kein Hexenmeister zu seyn, um ein Zauberer zu werden. Ein Mann durfte nur die Sonnenstralen durch ein Glas gehen lassen, und vermittelst stufenweise vermehrter Wärme einige frühzeitige Früchte hervorbringen, so wurde er schon für einen Menschen angesehen, der diese übernatürliche Wissenschaft besäße.

Die zwote Art der Zauberey nahm ihren Ursprung aus der Kunst. Ein Mathematiker, der durchs Reiben der Materie Töne herausbrachte, oder eine redende Bildsäule machen konnte, wurde für einen Schwarzkünstler geachtet.

Die dritte Art der Magie entstund aus der Arzneykunst. Einige vermischte Arzneyen, welche die Sinne verwirrten, führten diesen Namen. Bis daher war in der Magie alles natür-

türlich, und es war genug, ein solcher Hexenmeister zu seyn, um für einen Schwarzkünstler gehalten zu werden, man gieng aber bald weiter; man machte einen Betrug aus dieser Wissenschaft. Dieser erfand die Bezauberer und Beschwörungen, welche so vielen Europäern den Kopf verrückten, und dieses Welttheil mit Irrthümern und Thorheiten anfüllten.

Man bildete sich ein, daß etliche magische Worte das Firmament in Unordnung bringen, und den Sternen eine neue Laufbahn geben könnten. Man beredete sich, die Zauberer könnten den Mond vom Himmel auf die Erde ziehen.

Wie man nichts mehr aussinnen konnte, um die menschliche Leichtgläubigkeit zu verführen, fiel man auf die von der Natur hervorgebrachten Dinge. Die Pflanzen besaßen die Magie.

Man gab vor, es wären gewisse Kräuter, so die Meeresfluten aufhielten, die Flüsse austrockneten; und andre, so die Todten auferweckten.

Ein Betrüger, der in der europäischen Welt unter dem Namen Agrippa bekannt ist, behauptete, er habe ein vortreffliches Geheimniß, einen Menschen vermittelst eines Hünereyes hervorzubringen.

Die Zauberer begnügten sich nicht, die Magie auf der Erde zu versprechen, sie wollten solche auch in die Hölle hinabsteigen lassen. Von der Zeit an bemächtigten sich die Teufel der Welt. Europa war voller Besessenen. Man sah Europäer, die sogar 10000 Teufel in

ihrem

ihrem Leibe hatten, die Christen Mandarins aber erfunden eine weit seltsamere Gegenmagie. Durch ein paar Worte, oder etliche Tropfen Wasser konnten sie dieselben geschwind austreiben; nie hat man folgsamere Geister gesehen. Man sollte sagen, die Teufel bedienten sich nur ihrer Gewalt, um ihre Ohnmacht zu zeigen.

Man sah Zauberer, die alles wußten, was künftig in der Welt geschehen sollte; bloß eine Sache war ihnen nicht bekannt, nämlich, an welchem Tage sie verbrannt werden würden.

Die Liebe hatte auch ihre Zauberer, ihre Hexenmeister, welche den Liebhabern Mittel verschafften, die Gegenliebe ihrer Geliebten zu gewinnen. Die Ringe spielten damals die Rolle der Schwarzkünstler, wie aus folgender Begebenheit eines Regenten zu ersehen ist.

Man erzählt, ein Fürst habe sich in eine Weibsperson verliebt gehabt, daß er auch alle seine Pflichten aus den Augen gesetzt. Nach ihrem Tode habe seine Liebe noch mehr zugenommen: er verließ ihren Leichnam nicht, woran er eben so viele Annehmlichkeiten als an dem schönsten lebendigen Körper fand; allein ein Mandarin Erzbischof brauchte den Augenblick, als der Fürst einer Verrichtung halber hinausgegangen war, und nahm der Leiche einen Ring hinweg, worinn die Zauberkraft steckte. Der Fürst fand bey seiner Zurückkunft, daß seine Geliebte nichts, als ein übel riechendes Todtengerippe war: seine Liebe aber, welche dem Ringe folgte, fiel gänz-

lich

lich auf den Erzbischof, dem er überall nachgieng.

Die Belagerungen und Schlachten hiengen ebenfalls von der magischen Kunst ab. Die Generale bedienten sich oft der Schwarzkünstler, um die Feinde in die Flucht zu jagen. Dieses war sehr bequem, weil ein Zauberer so gut, als ein Kriegsheer zu gebrauchen war.

Die Hexenmeister bezauberten auch bisweilen die Thiere. Man lieset in einer europäischen Geschichte, daß eine Nation an der Weser, die sehr von Ratzen beschweret wurde, mit einem Hexenmeister einig wurde, ihr solche vom Halse zu schaffen. Dieser nahm eine Flöte, und spielte drauf. Die Ratzen, von seinem lieblichen Spielen bezaubert, folgten ihm nach. Hierauf gieng derselbe in die Weser, und die Ratzen, welche ihm unbedachtsamer Weise nachfolgten, kamen alle im Wasser um.

Es gab Zauberer, welche Stürme und Gewitter erregten; manche hatten die Gewalt, die Winde zu fangen, und in Eselshäuten eingeschlossen, zu verwahren.

Lange Zeit spielte ein Stück Holz, welches man die Wünschelruthe nannte, die Zauberrolle. Anfangs gebrauchte man sie bloß zu Entdeckung der Wasserquellen; nachhero aber mußte sie bey Wiederfindung verlohrner Sachen, Ausforschung der Diebstähle, und Nachspürung der Mörder, Dienste thun.

Man schrieb den Schwarzkünstlern eine Gewalt zu, die, wenn solche gegründet gewesen wäre, sie zu Meistern über das Schicksal der Regenten gemacht hätte. Sie verfertigten, sagte man, wächserne Bilder, so denenselben gleichten, und sie durften diese Bilder nur schmelzen, um die, deren Personen sie vorstellten, zu tödten.

Man eignete der Magie noch eine andre Macht zu, nämlich die Menschen unsichtbar zu machen. Diese Bezauberung war insonderheit den Verliebten sehr dienlich, welche dadurch die Argusaugen der Frauenhüter blenden konnten. Diese Magie soll Schuld seyn, daß in Spanien und Portugall eine Inquisition ist, welche die Hexenmeister verbrennen läßt. Dieses wäre aber gegen die Verliebten eine große Tyranney; denn mit einem Liebhaber, der unsichtbar, und folglich auch unfühlbar ist, hat es keine Gefahr.

Ausser den Zauberern gab es auch Zauberbücher. Die Zauberkraft steckte in den Charakteren; so daß ein Buchdrucker ein Zauberer war, ohne es zu wissen.

Alle diese ungereimten Dinge sind von der christlichen Kirche, und durch königliche und päbstliche Verordnungen angenommen und gebilliget worden; denn damit diese Thorheit ja recht tiefe Wurzeln schlagen möchte, hat man ihr alle mögliche Glaubwürdigkeit beygelegt.

Sechs und achtzigster Brief.

Fortsetzung von den großen Epochen in Europa, und von dem römischen Hofe, nach Peking.

Von Paris.

Rom setzte als eine Regel fest, es habe allein die Macht die Kirchendiener mit Schatzungen zu belegen; und weil dieses oft gesagt wurde, glaubte man es endlich. Ein Graf von Anjou verpflichtete sich, alle Jahre 2000 Mark Goldes Lehngeld für das Königreich Neapolis zu bezahlen, mit der Bedingung, daß der Pabst ihm die Erlaubniß geben sollte, einen Tribut von der französischen Geistlichkeit einzufordern.

Wenn ein Monarch dem Pabst ein ihm anständiges Domainengut abschlug, wurde er für einen Rebellen der Kirche erklärt, die sofort Kreuzzüge wider ihn anordnete. Man begegnete ihm, wie einem Mahometaner, weil er sich als ein Gläubiger nicht um das Seinige bringen lassen wollte. Dieses war eine neue, in der Welt bisher unbekannte Art der Tyrannen.

Der Pabst wußte so viel Ehrerbietung für seinen Character einzuflößen, daß die politischen und Civilgesetze dadurch abgeändert wurden, und die Menschheit selbst darunter litte. Ein christlicher Fürst, der zum Kriegsgefangenen gemacht worden war, indem er zur Vertheidigung seiner

Staaten stritte, wurde, auf dem Blutgerüste zu sterben verurtheilet, weil er, wie das Urtheil lautete, die Waffen wider die Kirche ergriffen hatte. Entsetzliche Ungerechtigkeit! denn da die Kirche einen politischen Körper ausmacht, warum konnte man sich denn nicht gegen sie wehren? Die Kircheneinrichtung sollte da aufhören, wo der geistliche Civilstaat anfängt.

Rom machte sich eine Schwäche zu nutze, die man bey den christlichen Fürsten damals fand, und noch jetzo bey ihnen antrifft, und wovon keine andre Ursache angegeben werden kann, als daß von jeher die Meynungen in der Welt geherrschet haben. Man sah oft Regenten, welche es wagten, sich an der Person der Päbste zu vergreifen, sie abzusetzen, sie ins Gefängniß, in Ketten und Banden zu werfen: keiner aber, oder fast keiner, unterstund sich, ohne ihre Erlaubniß seine Nichte zu heyrathen, oder seine Frau zu verstoßen. Man kann leicht begreifen, wie sehr dieses Vorurtheil der Politik der Päbste zu statten kommen mußte, weil sie dadurch die Bündnisse, so ihnen nicht vortheilhaft waren, verhindern konnten. Sie gaben von diesem Rechte nach, oder bestunden darauf, so wie sie es ihrem Interesse gemäß erachteten.

Es gab Zeiten, worinn sie gewissen Monarchen ihre Muhmen im 4ten Grade zu heyrathen nicht erlaubten: zu andern Zeiten bewo-

gen

gen sie Fürsten, daß sich dieselben von rechtmäßigen Gemahlinnen scheiden ließen.

Als Rom solchergestalt den Grund zur geistlichen Gewalt gelegt hatte, durfte es, zu Errichtung der weltlichen nur einen Schritt noch thun. Gleich dem alten Rom, setzte es, ein Tribunal ein, vor welchem alle Welthändel gerichtet werden sollten. Dieses Tribunal entschied die wichtigsten Angelegenheiten in Europa.

Die Päbste verordneten, kraft habender vollen Macht und Gewalt, daß viele Königreiche andre Herren haben, und andern, als ihren rechtmäßigen Regenten zugehören sollten. Sie setzten eine große Anzahl Könige ab, und vergaben ihre Kronen. Einige wurden ihrer beweg- und unbeweglichen Güter beraubt; und andre mußten von milden Gaben leben.

Rom hatte sich Staaten und ein Domainengut zugelegt. Die europäische Geschichte meldet nicht, wie die Päbste solche an sich gebracht haben. Die Rechtmäßigkeit ihrer Besitze gründet sich nur auf Zweifel. Es ist nicht schwer, überzeugt zu werden, daß sie solche unrechtmäßiger Weise besaßen. Man darf nur die Augen auf die Lage dieses Welttheils richten, worinn er sich befand, als die Päbste sich denselben zueigneten. Alle europäische Domainen waren dazumal Veräusserungen von dem römischen Reiche. Die Fürsten, welche solche sich zugeeignet hatten, konnten nicht anders, als

widerrechtlich geben, was ſie auf ſolche Art beſaßen.

Rom beruft ſich auf die von den Kaiſern verliehenen Rechte. Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß die Kaiſer, ſo ihrer Politik zufolge ſtets die päbſtliche Macht zu verringern ſuchten, zu ihrer Vergrößerung Beytrag gethan hätten. Wenn es aber auch gleich ihr Wille geweſen wäre, ſo konnten ſie es nicht thun. Sie hatten kein Recht, Europa zu berauben, um das chriſtliche Rom zu bereichern; es wäre denn, daß vermöge eines europäiſchen Völkerrechts, ein geſtohlenes Gut, wenn es an den dritten Beſitzer kommt, ein wohl erworbenes Gut wird. Indeſſen hat Rom ſeine Staaten ruhig in Beſitz, nicht mehr noch weniger, als wenn ſie ihm mit allem Rechte zugehörten.

Wenn man die Jahrbücher des chriſtlichen Europa durchgeht, ſo findet man faſt keine regierende Familie, die nicht durch die Päbſte vom Throne geſtoßen worden wäre.

Sie wollten, daß dieſe allgemeine Gerichtsbarkeit ſich auch über die beſondern Angelegenheiten der Geſellſchaft erſtrecken ſollten. Ich habe in eben dieſen Jahrbüchern geleſen, daß ein Chriſt, Namens Montfort, dem Könige Peter von Arragonien ein Kind geraubt hatte; die Königinn ſeine Mutter, welche es wiederforderte, brachte ſelbſt ihre Klage vor dieſem Tribunal an. Es ward ein Urtheil gefällt, kraft deſſen Montfort dieſes Kind herausgeben

sollte, und Montfort that solches. Aus diesem einzigen Zuge kann man urtheilen, was die Päbste über die Fürsten vermochten; denn wenn die Großen so unterthänig waren, was mußte der gemeine Mann nicht seyn?

Rom erlangte nicht nur selbst Gehorsam, sondern auch für die schlechtesten Werkzeuge seiner Gewalt. Einem Mönche, der eine päbstliche Verordnung überbrachte, mußte man ehrerbietig begegnen.

In einem Religionskriege sah man einen Ordensmann Ramir so viele Großen, als derselbe wollte, im Namen des Pabsts in Bann thun. Wenn ein König, der ihm Tribut bezahlte, ohne Leibeserben starb, machte Rom Ansprüche auf dessen Krone.

Rom trat manchmal dem Scheine nach seine Rechte ab, es geschah aber blos, um sein Ansehen desto mehr zu befestigen. Was es Carl dem Großen wiedergab, geschah nur, um dessen Macht in der Person seiner Nachfolger desto besser zu vermindern.

Rom beobachtete beständig die Gewohnheit, unrechtmäßige Besitzungen zu begünstigen, wenn es seine Absichten dadurch erreichen konnte.

Es half den Fürsten, gegen die es ein Bündniß machte, nichts, daß sie die Rechtmäßigkeit ihrer Forderungen darthaten. Rom opferte die heiligsten Rechte in Europa seinem persönlichen Eigennutz auf.

Einen unrechtmäßigen Besitzer Frankreichs, mit Namen Pipin, erkannte Rom für den rechtmäßigen Oberherrn, und bedrohete die Franzosen, die sich unterstehen würden, einen König von einem andern Stamm zu nehmen, mit dem Bannstral. Dieser Pipin war mächtig, und versprach Domainen.

Weil Rom festgesetzet hatte, der politische Richterstuhl der Christenheit zu seyn, und es also von allem, was in Europa vorgieng, Nachricht haben mußte; so hielt es ein allgemeines Register über alles, was bey den Fürsten vorgieng. Zu dem Ende hielt es auf seine Kosten an allen Höfen Agenten. Diese mischten sich in alles. Keine Sache blieb ihrem Nachforschen verborgen. Ihr gewöhnlicher Aufenthalt war bey den Regenten. Allda drungen sie in die geheimsten Staatsgeschäffte ein. Es war kein Geheimniß in den königlichen Familien, welches sie nicht ergründeten. Sie mengten sich so gar in die Heimlichkeiten ihres Bettes.

Sie suchten vornehmlich die Tugenden und Laster der Fürsten zu entdecken, und die schwache Seite ihres Charakters kennen zu lernen. Dieses wurde sofort nach Rom gemeldet, allwo man sich in seinen Handlungen darnach richtete.

Rom erhielt genaue Nachricht von der jedesmaligen Beschaffenheit der Regierungen, von ihrer Macht, von ihren Kräften, in Rücksicht auf andre, von der Zahl ihrer Truppen,

von

von ihren ökonomischen Systemen, von ihren Finanzen und von ihren Hülfsmitteln. Die großen Mandarins hatten durch diesen allgemeinen Briefwechsel zu der politischen Macht in Europa den Schlüssel.

Diese Ausspäher ließen die Regenten nicht aus den Augen; sie begleiteten sie auf ihren Reisen, bey ihrem Zeitvertreibe; sie folgten ihnen sogar im Kriege nach; denn in jedem Augenblicke konnten sich Begebenheiten ereignen, die das Schicksal der Angelegenheiten veränderten; die Päbste wollten davon zuerst unterrichtet seyn, um den Vorsprung zu gewinnen, und damit keine andre Macht ihnen zuvor käme.

Die Agenten, die man Nuntios nannte, sprachen stets in einem hohen Ton. Sie droheten oft den Regenten, und gewöhnten sie zu einer blinden Unterwerfung gegen den Pabst. Sie mischten gemeiniglich den Himmel in die weltlichen Geschäffte. Sie thaten aber eine ihrem Interesse noch nützlichere Sache, sie brachten dem Volke ihre Grundsätze so schön bey, daß solches mehr dem Pabste, als ihrem Vaterlande anhieng.

Rom suchte durch seine Agenten das Vertrauen der Regenten zu gewinnen, wenn solches glückte, bediente es sich dieses Zutrauens, um die Gränzen seiner Herrschaft zu erweitern.

Kein Fürst war der Treue seiner Völker versichert, denn wenn er Streitigkeiten mit dem römischen Stuhl hatte, war der Päbste erste

Sorge, die Unterthanen von dem Eide der Treue zu entbinden.

Rom unterhielt in ganz Europa Parteyen, welche seine Oberherrschaft über die gekrönten Häupter öffentlich behaupteten; welches seinen Einfluß vermehrte.

Da Rom sein politisches System auf die allgemeine Schwäche Europens gewendet hatte; so suchte es, wenn ein Fürst seine Macht ansehnlich verstärkte, worüber es Verdacht schöpfte, die Eifersucht andrer regierenden Höfe zu erregen, und setzte seine Ränke so lange fort, bis solche wider denselben die Waffen ergriffen. Durch diese beständige Zwietracht verhinderte Rom, daß keine Regierung fürchterlich wurde.

Unter der Zeit, da die übrigen Mächte sich bekriegten, und um einander aufzureiben sich der Waffen bedienten, gebrauchte Rom blos die Politik, dieses machte, daß es immer blieb, wie es war, denn es nutzte sich nicht ab. Einzig und allein die Herrschaft über die Güter zu erlangen beschäfftiget, war es versichert, daß man über die Menschen Meister ist, sobald man ihre Meynung sich unterworfen hat.

Die andern weltlichen Mächte in Europa machten sich einen Entwurf; ihr Regierungsplan hatte nur einen einzigen Gegenstand. Der päbstliche hingegen umfaßte alles: ihr System gieng die ganze Erde an.

Wenn Europa im Kriege verwickelt war, und die Regenten nur so viele Kräfte hatten,

als

als sie zu ihrem Angriff, oder zu ihrer Beschützung brauchten, so war dieses der Zeitpunkt, dessen die Päbste, ihre Gewalt zu vermehren, sich bedienten.

Sie wußten die Völker und die Großen so einzunehmen, daß man anfieng sich zu bereden, die Päbste hätten unstreitige Rechte über alle Staaten. Aus diesem Grunde führten viele Regenten Krieg für sie, und vernichteten ihre eigene gegründete Macht, um die eingebildeten päbstlichen Rechte zu unterstützen.

Wenn ein Pabst durch die Umstände gezwungen war, einen ihm nachtheiligen Vertrag mit einem Regenten einzugehen, so erklärte dessen Nachfolger solchen für null und nichtig; denn man hatte zu Rom jederzeit das Grundgesetz, daß die Päbste allezeit minderjährig sind, wenn es einen Tractat betrifft, der ihre Gewalt einschränken kann; sie wären also versichert, zu einer Zeit wieder zu gewinnen, was sie in einer andern verloren hatten.

Außer den Ausspähern und Agenten hatte Rom noch Bonzen und kleine Mandarins in allen europäischen Staaten, welche lehrten, daß alle andre Mächte nichts, als Zweige von der päbstlichen wären. Diese den Völkern einmal eingeprägte Grundsätze, vermehrten die Ehrerbietung gegen Rom, und minderte den Eifer für den rechtmäßigen Regenten.

Rom war seinen Verbindungen nicht getreu, als wenn es seinen Absichten nicht entgegen war, solche zu erfüllen. Man

Man lieset, daß Rom mit einem Fürsten wegen Belehnung des Königreichs Neapolis Tractaten pflog, ungeachtet es sonst andre Verbindungen getroffen hatte. Rom bot seine Rechte stets dem Meistbietenden an; wer das mehrste Geld gab, erhielt solche.

So oft es sich zu etwas verbindlich machte, fügte es immer Clauseln hinzu, die ein sicheres Mittel, nichts zu halten, ihm an die Hand gaben.

Sieben und achtzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Minister zu Peking.

von Paris.

Es giebt keine Größe in den europäischen Regierungen; was man allhier die politische Macht der Staaten nennt, ist allezeit nahe bey dem Nichts.

Das Interesse der Fürsten ist den kleinen Sonnenstäublein gleich, die man nicht gewahr wird. Wenn man mir eine Erzählung von den Hauptschlachten in Europa macht, und von den Legionen Soldaten, die sich, um die Macht ihrer Potentaten zu vergrößern, gekämpfet haben, so deucht es mir, als wenn ich einen Haufen Ameisen sich den Besitz einer Kornähre streitig machen sähe.

Die

Die größten Treffen werden in Europa bloß um etliche Meilen wüster oder fast immer unbrauchbarer Länderenen geliefert. Um dergleichen Nichts bringen die christlichen Könige ihr Leben mit Tractaten, oder Kriegen zu.

Frankreich ist die größte europäische Macht. Es ist so groß, als eine von unsern Provinzen, und eben so volkreich, als zwo oder drey unsrer Städte zusammen. Man erhebet Frankreichs Größe bis an die Wolken, und man redet von nichts, als seiner Macht; denn es kann ein so zahlreiches Heer auf die Beine stellen, als die Truppen ausmachen, die unsern Kaiser auf der Jagd begleiten.

Diese Monarchie breitet sich über das große Weltmeer und die mittelländische See aus; anstatt aber über diese Meere zu gebieten, nimmt es von ihnen Befehle an.

Sie hat einen vorzüglichen Rang unter den andern Mächten wegen ihres Reichthums. Wäre ihr baares Geld geometrisch vertheilet, so würde ein jeder Unterthan eine halbe Unze Silbers besitzen. Dieses nennt man allhier Finanzen; ein idealischer Name, welcher, wenn man ihn überhaupt betrachtet, nichts bedeutet, weil nur etliche königliche Pächter Geldsummen zum Vorschuß haben.

Der König in Frankreich ist reich, weil jedermann daselbst arm ist. Er eignet sich das Vermögen seiner Unterthanen zu, indem er wei-

weiter nichts thut, als sie um Erlaubniß dazu zu bitten.

Die Franzosen verehren ihren König, der die erste Ursache ihres Elends ist, bis zur Anbetung. Es ist eine Familienkrankheit, die vom Vater auf den Sohn fortgeht, und sich von einem Geschlechte zum andern verpflanzet. Diese Nation würde in großer Verlegenheit seyn, wenn man sie um die Ursache dieser Liebe fragte. Sie würde antworten, es sey eine hergebrachte Gewohnheit. Die Franzosen lieben zwar auch ihre Reichthümer, aber ihre Sitten und Manieren noch weit mehr. Der Mensch ist allhier ein sich selbst widersprechendes Thier.

Die Franzosen arbeiten mit unbegreiflicher Aemsigkeit, Reichthümer zu erwerben, die sie dem Fürsten, so bald ers gebeut, hingeben.

Staatskundige behaupten, diese Liebe zu dem Fürsten mache die wahre Macht der Monarchie aus. Ich wollte es selbst glauben, wenn solche nicht übertrieben wäre. Sie müßte selbst die Regel der Politik seyn, sie müßte zwischen dem Fürsten und den Unterthanen im Gleichgewichte stehen; jener müßte nicht zu viel fordern, und diese, so viel als genug wäre, ihm geben.

Acht und achtzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi zu Paris.

Von Turin.

Die Spieler gleichen den Liebhabern, sie meynen, man habe nichts anders zu thun, als ihre Klagen anzuhören.

Gestern führte man mich in eine piemontesische Gesellschaft, kaum war ich daselbst erschienen, als man sich an mich machte. In einer Stunde war ich von dem Schicksale eines jeden unterrichtet. Der eine erzählte mir, daß er sein halbes Vermögen im Spiele verloren, der zweyte, daß er alle das Seinige dabey zugesetzet, und der dritte, daß ihm sein Unstern im Charten nichts übrig gelassen hätte.

„Meine Herren, sagte hierauf ein alter Spie„ler, der noch nichts gesprochen hatte, sie reden „alle von ihrem Verluste, aber niemand erwäh„net seines Gewinnstes; denn kurz, sie gewin„nen doch bisweilen; aber mir wird es niemals „so gut. Hören Sie einmal, mein Herr Aus„länder, fuhr er fort, indem er sich an mich „wandte, so wie Sie mich hier sehen, ich spiele „Quadrille, seitdem ich auf der Welt bin, und „da ich nicht mehr jung bin, habe ich nicht erst „seit gestern angefangen; ich habe aber kein ein„iges mal gewonnen. In 25 Jahren habe

„ich

„ich die Spadille nicht zu ſehen bekommen.
„Nichts iſt ſo offenbar, als mein Unglück. Ha-
„be ich ein leidliches Spiel, und rufe einen Kö-
„nig, ſo wird es Remiſe; und ſpiele ich Solo,
„verliere ich es Codille. Was mich am meiſten
„verdreußt, iſt, daß ich mit alten Weibern ſpie-
„le, die mich vom Morgen bis zum Abend aus-
„plündern. Nun bin ich auch um alles ge-
„bracht.

„Das iſt mir das rechte Unglück im Spiel,
„verſetzte ein andrer, der neben ihm ſaß, keine
„Spadille zu haben. Wenn man mit den Da-
„men in Piemont ſpielt, bekomut man wohl
„jemals die ſchwarzen As?

„Aber, mein Herr, fuhr er fort, über eine Sa-
„che werden Sie erſtaunen, ſie iſt unerhört, in dem
„Augenblicke, da ich mit Ihnen rede, hat man
„mir den Quinola (Coeur-Valet) ſelbſt ſechs,
„im Reverſis forciret. Das kann man einen
„recht fatalen Streich nennen. Ach! wenn Sie
„von fatalen Streichen ſprechen wollen, erwie-
„derte ein dritter, ſo lebt kein Menſch unter der
„Sonne, der Ihnen einen außerordentlichern er-
„zählen könnte, als ich. Denken Sie nur, es iſt
„noch keine Stunde, daß ich einen erfahren ha-
„be, der in ſeiner Art der einzige iſt. Sie ver-
„ſtehen ohne Zweifel Piquet? mein Herr, rede-
„te er mich an. Nein, mein Herr, antwortete
„ich, es iſt mir ganz unbekannt. Das thut
„nichts, erwiederte er, die Sache iſt ſo klar, daß
„ſie ein jeder begreifen kann. Es gieng ſo zu.

„Die

„Die Partie geht auf 100 Points: ich spiele „nur für 2 und meine Gegenspieler für 75. Ich „habe die Vorhand; ich habe 6 Treffles, näm„lich As, König, Dame, Valet, die Neune, und „Achte; und in Pique, As, König und Dame; „As und König in Coeur, und Carreau Dame: „es ist das gröſste Spiel in Piket; ich soll 5 „Karten kaufen. Ich spiele nur für 2; na„türlicher Weise muß ich einen guten Rummel „haben. Ich behalte meine 6 Treffles, nebst „einem As; aber was für ein Unglück! ich be„komme die Achte, den Valet und die Neune in „Pique, Dame und Valet in Coeur, und kein „einziges Carreaublatt. Ich glaubte, wie ich „durchgekauft hatte, sie steckten alle in dem Ab„grunde der Höllen; aber nein, ich irrete, da „waren sie nicht, zum Unglück für mich befän„den sie sich alle in der Hand meines Gegen„parts, der mir sieben davon auf den Tisch leg„te, die Quinte von Valet, und 14 Zehen, wo„durch er mir eine Partie von 100 Louis d'or „abgewann, die wir zusammen spielten. Was „sagen Sie dazu, mein Herr, fuhr er fort, ich „verstehe mich nicht drauf, erwiederte ich, es „scheint mir aber ein unglücklicher Zufall zu „seyn. Unglücklich! nahm er hitzig das Wort „auf. Nach einem solchen fatalen Streiche muß „man sich erhenken. In 5 Charten nicht eine „CarreauSieben zu kaufen!

„Mein Herr, unterbrach eine ältliche Dame, „dieser Streich ist zwar ärgerlich, gleichwohl ist „das nur eine einzige verlorne Partie. Was

„sagen Sie aber, wenn man eine ganze Nacht „hindurch in Pharao pointirt, ohne ein Paroli „zu gewinnen? Hören Sie, wie es mir vorige „Nacht gieng.

„Ich setze Anfangs zween Ducaten aufs As, „welches zwey ganzer Stunden lang für die „Bank unglücklich gewesen war. Kaum hatte „ich es auf den Tisch gelegt, als es abgeschlagen „wurde. Ich lasse es stehen, und verliere es 4 „mal nach einander. In der zweyten Taille „gehe ich von dem As ab, und nehme den Kö„nig; der König verliert zweymal, und das As „gewinnt dreymal. Ich bestehe auf dem Köni„ge, und er wird 13 mal hinter einander abge„schlagen. Hierauf verändere ich meine Char„te; ich nehme die Dame, welches ein Favorit„blatt war; kaum aber habe ich sie gewählt, so „verliert sie, und der König fängt an einzuschla„gen. Aus Furcht, die Dame möchte so oft „als der König verlieren, vertausche ich solche „mit dem Valet; und der Valet verlor öfterer „als der König. Gleichwohl gewann ich ihn „einmal: ich machte Paroli auf die Zehen, und „verlor sie auf den ersten Abzug. Die Neune „wurde gut; ich nahm sie, und das Blatt wand„te sich. Ich höre, daß man zur rechten Hand „neben mir sagt, daß der Banquier die zuerst auf„geschlagene Charte gäbe, ich nehme sie, und ver„liere solche alsobald. Man spricht zu meiner „Linken, daß das zweyte zuerst aufgeschlagene „Blatt gewiß wäre; ich wähle dasselbe, und ver„liere es abermals. Endlich werfe ich voller

„Wuth

„Wuth und Verzweiflung die Charten hinweg,
„und habe alles verloren, was man in der Welt
„verlieren kann.

„Das ist nur eine Kleinigkeit, ließ sich ein
„Piemonteser vernehmen, der bisher stillgeschwie-
„gen hatte; Ihr Unglück, Madame, kommt
„meinem lange nicht bey. Seit 10 Jahren ha-
„be ich beym Pharaß im Pointiren 25 Millio-
„nen Massen verloren, und hätte ich die Bank
„nicht betrogen, so würde man mir 100 Millio-
„nen abgenommen haben.

Neun und achtzigster Brief.

Ebenderselben an den Mandarin Minister, zu Peking.

Von Paris.

Die Staaten arten nicht auf einmal aus, sie werden nach und nach schwach, gemeiniglich vergehen viele Jahrhunderte, ehe ihre Triebwerke ganz abgenutzt werden.

Als ich zum zweyten male der kleinen Staatsversammlung, von der ich dir bereits gesagt habe, beywohnte, fand ich diese politischen Mitglieder mit der gegenwärtigen Lage Frankreichs beschäfftiget.

Wie ein jeder nach seiner Denkungsart davon urtheilte, nahm ein Rathsglied folgendermaßen das Wort auf:

„Meine Herren, sagte er, wir irren uns fast
„immer in Ansehung unsrer Staatsangelegen-
„heiten, indem wir ihren schlechten Zustand ei-

„ner Reihe von Zufällen, die ſeit etlichen Jah-
„ren auf einander gefolget ſind, zuſchreiben, da
„doch ſolcher von einer ſeit vielen Jahrhunder-
„ten vorhandenen Urſache herrühret.

„Nach der groſſen Veränderung auf unſerm
„Erdboden, die aus barbariſchen Völkern geſit-
„tete Nationen machte, dachte jeder Staat an
„ſeine perſönliche Gröſſe.

„Frankreich, welches über alle europäiſche Völ-
„ker herrſchen wollte, war blos auf die Erwei-
„terung ſeiner Eroberungen auf dem feſten Lan-
„de bedacht: es ſah nicht die See. Das groſſe
„Weltmeer kam nicht mit in die Betrachtung.
„Dieſes Reich hatte unzählige Kriegsheere, um
„ſeine Gränzen zu erweitern, und allen, die ſich
„ſeiner Vergröſſerung entgegen ſetzen wollten,
„die Spitze zu biethen. Sein Plan war damals
„der Ausführung ſeiner Abſichten, und vielleicht
„der damaligen Beſchaffenheit der Umſtände ge-
„mäſs. Das allgemeine Syſtem von Europa
„hat aber ein andres Anſehen bekommen.

„Zahlreiche Colonien, die nach den neuen
„Welttheilen abgeſchickt wurden, errichteten ei-
„ne vorhin nicht vorhandene Macht. Neue
„Pflanzſtätte brachten Reichthümer zuwege, wo-
„von man ehedem keinen Begriff hatte; ergie-
„bige Bergwerke öffneten ſich in Amerika, wel-
„che die Zeichen des Werths beträchtlich ver-
„mehrten; ein groſſer auswärtiger Handel ent-
„ſtund, und wurde der Grund der Macht aller
„Staaten. Da waren die Schiffe nöthiger,
„als die Soldaten, und die Kriegsheere nicht ſo

„nütz-

„nützlich, als die Flotten, dessen ungeachtet folg-
„te Frankreich, ohne auf diese Veränderung Acht
„zu haben, seinem angenommenen System, und
„fuhr fort, sich vom Meer zu entfernen. Die
„Unordnung unsrer Kriegsrüstungen auf dem
„großen Weltmeere schreibt sich nicht von gestern
„her. Man muß diese Verwirrung weder der
„jetzigen noch der vorhergehenden Regierung zu-
„schreiben; seit mehr als 200 Jahren haben die
„Engländer solchergestalt den ersten Grund un-
„serer Seemacht eingestürzet. Diese Nation
„hat daran mit desto größerm Fortgange gear-
„beitet, da wir uns dem Aufkommen der ihrigen
„nie widersetzt haben. Anstatt daß wir auf
„die Wiederherstellung des Gleichgewichts hät-
„ten bedacht seyn sollen, haben wir ihnen selbst
„die Mittel gegeben, solches aufzuheben. Frank-
„reich hat in den letzten Jahrhunderten in Groß-
„britannien eine Menge Bills, oder Verord-
„nungen zu Vermehrung ihrer Flotten bekannt
„machen sehen, und es ist unsrer Regierung,
„diesem Exempel zu folgen, nie eingefallen.
„Was ist daraus entstanden? Dieses, daß die
„englische Seemacht die Oberhand bekommen,
„und dadurch so einen Reichthum erworben hat,
„daß sie unsern Feinden Waffen wider uns ver-
„schaffen kann: auf solche Art hat die See-
„macht der Landmacht Gesetze gegeben.„

Neunzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Cotao-yu-se, zu Peking.

Von Paris.

Wenn eine Dame in Frankreich in Gunst ist, und die Zuneigung ihres Fürsten gewonnen hat, so nahmen alle bürgerliche Sachen ihren Namen an.

Bey meiner Ankunft in Paris fragte mich der Kutscher, ob ich eine Carosse à la Pompadour verlangte? Ein Kaufmann in der Straße St. Honore, der mich gern zum Kunden haben wollte, versicherte mir, wenn ich ihm abkaufen wollte, könnte ich Tuch von vortrefflicher Pompadourfarbe bey ihm bekommen. Ein Koch bothe mir zu gleicher Zeit seine Dienste an, und, um mir seine Geschicklichkeit zu beweisen, gab er mir die Versicherung, er könne köstliche Ragouts à la Pompadour machen. Man sieht Camine, Tische, Sophas, Stühle, die diesen Namen führen.

Es sind auch Betten à la Pompadour. Da ich mir nicht einbilden kann, daß die Franzosen den Sachen ohne Grund eine Benennung geben, so werde ich mir einige Mühe geben, zu erfahren, ob ein Bette à la Pompadour nicht auf eine Art aufgestellet ist, die den Sinnen mehr Vergnügen als die andern giebt?

Man verkauft hier Bänder, Schachteln, Fächer, Zahnstocher, Futterale à la Pompadour.

Auf

Auf dem weiblichen Putztische ist heute zu Tage kein Läpchen, welches nicht à la Pompadour wäre.

Man sagt, diese Nation sey hoffärtig, wie läßt sich aber die tiefe Erniedrigung, so sie bezeigt, damit vereinigen? Vornehme und Geringe haben die Liberey der Favoritinn angezogen, und scheinen es für eine Ehre zu schätzen, daß sie wie ihre Lakeyen gekleidet sind. Der größte Contrast ist, daß die, welche dieselbe äußerlich am meisten verehren, sie am meisten innerlich verachten. In Wahrheit, mein liebster Cotao-yu se, diese Nation ist ein wirkliches Räthsel. Alle Menschen sind widersinnisch, die Franzosen aber die allerungereimtesten Menschen.

Ein und neunzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin über die Ceremonien, in Peking.

Von Paris.

Man erdrückt sich beynahe hier für lauter Freundschaft. Kommt man vom Lande, oder ist man nur einen Tag abwesend gewesen, so muß man Umarmungen, nicht nur von Bekannten, sondern auch von ganz Unbekannten aushalten.

Eben so umfaßt man einander bey gewöhnlichen Besuchen, am Neuen Jahrstage, an großen Condolenz- und Glückwünschungstagen,

bey Hochzeiten, Taufen und Begräbnissen. Die Nation umarmet sich beständig, und haßt sich deswegen nicht minder. Ich glaube, daß die Franzosen, welche ihrer Glaubenslehre nach dem Buchstaben folgen, diese Gewohnheit von der Religion Christi angenommen haben, welcher, wie man sagt, durch einen Kuß verrathen wurde. Insonderheit scheinen das weibliche Geschlecht diese Ceremonie vom Judas zu haben, denn es küsset einander beständig, und hintergeht stets einander.

Vielleicht ist es auch nur ein gesellschaftlicher Trieb, der die Franzosen bewegt, den Schein anzunehmen, als ob sie sich unter einander liebten, um sich desto eher auszustehen. Die Umarmungen machen hier einander völlig gleich; es scheint, als wenn nach wechselsseitiger Umhalsung aller Unterschied aufgehoben wäre.

Zwey und neunzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Peking.

Von Genua.

Genua, der Ort meines jetzigen Aufenthalts, ist keine Macht; es ist eine Stadt, der man den Namen einer Republik gegeben hat.

Ich weis nicht, was die Europäer bewogen haben muß, sich in kleine Völkerschaften zu zertheilen, deren ungleiche Stärke immer in Gefahr ist, überwältiget zu werden.

Wenn

Wenn diese Republik mit fremden Fürsten zu thun hat, so muß das Volk sich empören, um die Rechte des Staats zu behaupten: Ein Mittel, so ärger, als die Krankheit ist.

Ein Ausländer kann die politische Macht dieser Regierung bald übersehen. Einige Kauffarden-Schiffe machen ihre Seemacht, und 2 oder 3 Compagnien Corsen den Kriegs-Etat aus. Die Finanzen sind im besserm Stande; man hat allhier einen öffentlichen Schatz; und darinne besteht eigentlich die Republik.

Sie ist so thöricht, daß sie unter den vornehmsten europäischen Mächten eine Figur vorstellen will; sie nimmt Gesandte fremder Höfe an, und schicket selbst dergleichen dahin. Sie hat einen Regenten, welchen man Doge nennt; die Unterthanen müssen ihm aber nicht trauen; denn, so bald er gewählt ist, wird er ein Staats-Gefangener; er hat nicht die Freyheit aus den Ringmauern zu gehen. Sein Regiment endiget sich an den Stadtthoren.

Diese Gattung von königlicher Würde wird alle 3 Jahre erneuert. Der Fürst, so den Thron besteigt, hat kaum Platz drauf genommen, so ist er herabzusteigen genöthiget, um wieder ein Unterthan zu werden.

Ehedem war eine Krone mit dieser Hoheit verknüpft; die Rebellen haben sie aber abgerissen, und heute zu Tage haben die Dogen in Genua nur Mützen.

Libertas ist die Devise dieser Republik; denn 2 oder 300 Bürger haben die Freyheit, über

alle die andern zu tyranniſiren, Geſetze nach ihrem Gefallen zu machen, ſie aufzuheben, Würden, Rang, Ehrenſtellen zu bekleiden, die vornehmſten Staatsämter zu bekleiden, und über die Einkünfte der Republik zu ſchalten. Ich wollte nicht, daß man der Dienſtbarkeit noch die Verſpottung hinzufügte. Warum ſollte man das Unglück der Völker verhöhnen? Sie ſind ohnedem genug zu beklagen, daß ſie Sklaven ſind. Die Deviſe der Freyheit kommt nur einer Nation zu, die ſich ſelbſt, oder durch ihre Bevollmächtigte regiert; ſie iſt nicht frey, als wenn ſie Theil an der Regierung hat, und den Berathſchlagungen beywohnt. Die Europäer nennen faſt kein Ding bey ſeinem Namen; ſie heißen ganz deſpotiſche Staaten einer Republik; gleich als wenn man das türkiſche Reich ein freyes Regiment benennen wollte.

Die oberſte Gewalt iſt in den Händen des Adels, der ſich wider den Staat verſchwören kann, ohne daß das geſammte Volk ſich dagegen zu ſetzen vermag. Der Rath beſchließt oft Sachen, die zu ſeinem Verderben gereichen. Es iſt in einem Jahrhunderte oft geſchehen, daß die Republik durch ihre Unvorſichtigkeit beynahe verloren geweſen iſt.

Man ſieht zu Genua einen andern Gegenſtand, worüber man öffentlich ſich aufhalten könnte, es iſt die Bildſäule eines Bürgers, der die Republik von einem fremden Joch befreyte, um es mit einem Nationaljoch, das dem Volke ſtets ſchwerer fällt, zu belegen.

Außer

Außer diesem öffentlichen Uebel, so den Staat betrifft, ist noch ein andres, das die Bürger angeht. Der alte Adel macht dem neuen den Vorzug streitig; hieraus entstehen die Streitigkeiten und Zänkereyen, woran ganze Familien Antheil nehmen müssen.

Es ist für eine Nation schon schlimm genug, wenn es die allgemeine Tyranney des Adels erdulden muß, ohne daß solcher noch durch dessen privat Uneinigkeiten leiden soll.

Es ist schwer, daß ein Volk lange ein Joch trage, ohne daß es, sich davon los zu machen, suchen sollte. Die Genueser haben oft die unumschränkte Gewalt des Adels abschaffen wollen, aber die Anarchie hat stets die Oberhand behalten. Die Republik hat zwey Mittel angewandt, die beständig ihre Wirkung gethan haben: eines, das Volk durch Einführung der Monopolien arm zu machen, und das andre, dasselbe durch Privatfactionen in Trennung zu erhalten.

Drey und neunzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Cotao-yu-se, zu Peking.

Von Paris.

In China ist die allgemeine Gesellschaft in zween Aeste abgetheilt; Männer und Weiber haben ihre besondern Zimmer; sie kommen nicht eins zum andern, außer, wenn sie die Fort-

pflan-

pflanzung ihres Geschlechts zur Absicht haben; denn sonst haben sie nicht das geringste mit einander zu schaffen. Wir Asiater verlassen uns nicht auf die Treue des weiblichen Geschlechts: die Lehre unsrer Religion bezieht sich in diesem Punkte auf Schlüssel und Riegel. Hier aber haben Weibs- und Mannspersonen beständigen Umgang mit einander. Ein Mann trauet der Klugheit seiner Frau, als wenn sie die Keuschheit selbst wäre, er überläßt ihr die Schlüssel zu seinem kostbarsten Schatze, und die Sorgfalt für seine Ehre. Dieser Gebrauch hat sein Ja und sein Nein; wir Asiater mögen aber heute zu Tage noch so trifftige Gründe zu unsrer Rechtfertigung anführen, in Europa würden wir unsern Proceß verlieren, weil ihn die Weiber daselbst gewonnen haben.

Es ist gewiß, die Natur hat diese Absonderung nicht eingeführet; sie kann sich auf nichts, als den Mißbrauch des Umgangs beyder Geschlechter gründen: es ist ein Mittel, welches die Gesetze der kranken Gesellschaft verordnet haben. Man darf nur die Schwäche beyderseits Geschlechts bedenken, so muß man die Nothwendigkeit des Mittels einräumen.

Die Europäer sagen, solches sey eine Tyrannen; wenn aber diese Tyrannen die tobenden Leidenschaften stillet, die Gemüthsunruhen heilet, die Furcht verbannt, den Hausfrieden erhält, Familienstreitigkeiten vorbeugt, die Eintracht befördert, das Band der Einigkeit festknüpfet, den Tribunälen die Billigkeit empfiehlet,

let, und verhindert, daß die Gerechtigkeit nicht verkauft, daß die allgemeine Verwaltung nicht beunruhiget werde; wenn dadurch die allgemeine Ordnung gehandhabt, das Grundgesetz aufrecht erhalten, die Regierung in Sicherheit gesetzt, und die Gunst nicht über die vornehmsten Staatsämter schaltet, der Fürst sich nicht einnehmen läßt, die Bedienungen nicht feil sind; wenn dieses alles eine Tyrannen ist, so wird es für die Gesellschaft stets rühmlich seyn, daß Menschen solche Tyrannen sind.

Man muß bekennen, mein Herr Chineser, sagte letzthin ein Europäer zu mir, daß Sie sehr barbarisch handeln, indem Sie ihre Frauen in einer Dienstbarkeit halten, die solche zu Sklavinnen macht. Man muß gestehen, Herr Europäer, sagte ich zu ihm, daß Sie sehr unbedachtsam verfahren, indem Sie den Ihrigen eine Freyheit lassen, welche verhindert, daß Sie ihre eigene nicht haben. Betrachten Sie einmal ihren Zustand, so werden Sie finden, daß diese Freyheit, welche sie so sehr herausstreichen, das wahre Bild ihrer Dienstbarkeit ist. Untersuchen Sie sich wohl, so werden Sie einsehen, daß sie die Rechte, so Ihnen die Natur über die Weiber gegeben hat, verlohren haben, und daß Sie nur die zweyte Rolle in der Gesellschaft spielen.

Die weibliche Herrschaft ist heute zu Tage, von dem Monarchen an, bis auf den geringsten Unterthan, eingeführt. Man lieset in der europäischen Geschichte, daß vor diesem ein Volk,

die

die Sauromaten genannt, in der civilen Dienſtbarkeit der Weiber geſtanden hat: Anjetzo ſind die Franzoſen dieſes Volk. Das ſchöne Geſchlecht hat ſich der allgemeinen und der Privatverwaltung daſelbſt bemächtiget. Alle Geſchäffte der Republik gehen durch ſeine Hände. Es bewegt die groſſe Maſchine der europäiſchen Welt. Hier ſteckt allezeit eine Frauensperſon hinter einem Manne; die Europäer ſind bloſſe Automaten, die von dieſem Geſchlechte die Wirkſamkeit und Bewegung erhalten.

Was mir bey dieſem Volke in dem beyderſeitigen Umgange mißfällt, iſt nicht der Umgang ſelbſt, ſondern die Herrſchaft, welche das ſchwächſte Geſchlecht über das ſtärkere ausübt; dieſes erniedrigt die Menſchen ſo ſehr, daß ſie ſich ſolche ſelbſt der Menſchen, die ſie erniedrigen, unwürdig macht.

Vier und neunzigſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Kie-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Die Geſellſchaft erhält ſich allhier von ſelbſt. Niemand weis ihre innere Verbindung. Der Vater lehrt dem Sohne die Pflichten eines Bürgers nicht; ſie ſind ihm ſelber unbekannt.

Die Geſetze ſind in dicken Büchern enthalten, nur diejenigen, ſo lange Zeit eine tiefſinnige

nige Wissenschaft, die man das Recht nennet, studiren, sind in diesen Büchern zu lesen im Stande. Es ist allhier eine besondere Profession, die Verbindlichkeiten seines Standes zu wissen; fast niemand weis das Recht seiner Pflichten.

Ein Unterthan, der wider die allgemeine Polizey handelt, weis nicht, daß er ein Verbrechen begangen hat, wofür er der Gesellschaft, deren Mitglied er ist, Rechenschaft geben muß, Gerichtspersonen müssen es ihm lehren, und wenn man ihn unterrichtet, ist es bey nahe zu spät. Das Urtheil folgt gleich auf diese Entdeckung: er wird oft für ein Verbrechen bestraft, dessen er sich nicht schuldig glaubte.

Zwo Privatpersonen, die einen Proceß haben, und wovon einer die Gesetze der Gesellschaft verletzt hat, wissen selbst niemals, wer von beyden Unrecht haben mag. Sie wenden sich an ein Tribunal, welches aus Richtern besteht, so die Sache lange Zeit untersuchen, und nach vielen gerichtlichen Sitzungen, wer der Unschuldige sey, den Ausspruch thun.

Es ist betrübt, in einer Gesellschaft zu seyn, deren Glieder die Pflichten ihres Standes nicht kennen, und wobey immer ein dritter nöthig ist, der die, so sich davon entfernen, eines bessern belehrt. Diese vornehmste Verbindlichkeit in Europa gehört nicht mit in die allgemeine Erziehung. Die Gesetze haben keinen Katechismum. Man lernt nur zufälliger Weise ein Bürger zu seyn. Man hat etwan jemanden sagen,

oder erzählen gehört, man müſſe nicht tödten, noch ſtehlen.

Die Hauptverbrechen ausgenommen, die am erſten in die Sinne fallen, kann man ſagen, daß die Geſetze in Europa nur Unſchuldige beſtrafen; denn unſchuldig befunden zu werden, muß man wiſſen, daß man ſtrafbar iſt.

Ueberhaupt weicht das Volk in China von ſeinen Pflichten weniger ab, weil jedermann faſt dieſelben kennet. Dieſe Einrichtung gehört zu der chineſiſchen Auferziehung: ein jedes Mitglied des Reichs lernet in den Geſetzbüchern ein Bürger werden; die Verbindlichkeiten eines jeden Standes ſind darinn verzeichnet; wenn man dawider handelt, iſt man allezeit ſtrafbar, weil man es zuvor weis. Es wäre zu wünſchen, zum Beſten der bürgerlichen Ordnung in der ganzen Welt, daß alle Völker auf dem Erdboden hierinn dem Beyſpiel der Chineſer nachfolgten.

Fünf und neunzigſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Cotao-yü-ſe, zu Peking.

Von Paris.

Das Land der Oper iſt ſehr groß; es giebt Leute zu Paris, die es ſeit 40 Jahren durchwandern, und gleichwohl noch nicht alle Zugänge wiſſen. Ich will einen Verſuch machen, Dir eine geographiſche, oder vielmehr muſikaliſche Charte davon zu entwerfen.

Die-

Dieses Schauspiel besteht nicht blos aus Sterblichen; es kommen auch himmlische und höllische Gottheiten darinnen vor.

Dreymal fahren wöchentlich ganze Wolken mit Göttern auf das Theater herab, und unter dem Fußboden steigen Wagen voller Teufel herauf.

Die erstern sind aus einem Lande, so man den Olymp nennt, woher sie kommen, um sich den Zuschauern, die sie dafür bezahlen, sehen zu lassen.

Vermuthlich mag dieser Olymp nicht gar weit von Paris seyn; denn die Götter, welche von dorther kommen, sind so frisirt und gepudert, als wenn sie erst von ihrem Putztische kämen. Was die Teufel betrifft, so müssen sie wohl auch nicht weit her seyn; denn die christlichen Mandarins geben vor, daß die Hölle gerade unter dem Parterre der pariser Oper sich befindet. Ich weis nicht, ob es wegen der höllischen Musik ist. Uebrigens sind die Teufel sehr liebenswürdige Cavaliere; sie tragen keine Bärte, und wenn sie nicht Hörner hätten, sollte man sie für wohlthätige Wesen ansehen. Des Sonntags, Dienstags und Freytags müssen fast keine Gottheiten weder im Himmel, noch in der Hölle seyn: Alle Götter und Teufel sind in der Oper zu Paris.

Von ihnen handelt dieses Schauspiel. Sie haben das Amt, die Gesellschaft durch ihre Stimmen zu ergötzen; sie haben über alles, außer über den Schnupfen, zu befehlen. Diese Gottheiten sind

bisweilen ſo heiſcher, daß man ſie nicht hören kann.

Man ſieht auch Göttinnen allda, ſo die Weiber der Götter ſind. Dieſe weiblichen Gottheiten befremdeten mich: denn außerdem, daß ich niemals gedacht hätte, man könne aus einer Frau einen Gott machen, bildete ich mir ein, alle Götter der Welt wären alte Junggeſellen. In der That ſchickt ſich die Sorge der Hauswirthſchaft nicht ſonderlich für Weſen, welche für die ganze Welt zu ſorgen haben; überdem nimmt der Eheſtand immer die Kräfte ein wenig mit. Es würden auch die Götter, wenn Du ſie ſehen ſollteſt, Dich gewiß jammern, ſo mager und ausgezehrt ſind ſie. Manche haben nicht ſechs Unzen Fleiſch auf den Knochen; und viele unter ihnen haben ſo dünne Beine, daß man ſich nicht enthalten kann, mit ihrer Gottheit Mitleiden zu tragen.

Dieſe höchſte Weſen ſind nichts weniger, als keuſch. Sie haben ſtets eine Sterbliche auf der Spur: denn die Götter in Europa ſind wie die Menſchen, ſie lieben ihre Weiber nicht. Die armen Göttinnen müſſen oft allein ſchlafen, wenn die Götter, ihre Herren Gemahle, ſich mit einer artigen Sterblichen ergötzen. Ehedem geriethen ſie über ſolche Untreue in Wuth. Man hat mir ſchreckliche Exempel ihrer ausgeübten Rache erzählt. Ganz Europa hätte faſt darunter verſchiedenemale leiden müſſen: wie ſie aber ſahen, daß ſie mit ihrem Zorn nichts ausrichteten,

ten, trösteten sie sich wegen ihrer Treulosigkeit ihrer Ehemänner, und faßten den Entschluß, den Liebkosungen liebenswürdiger Sterblichen gleichfalls sich zu ergeben; so, daß in dem Olymp nunmehro ein ärgerliches Leben geführt wird.

Es mißlingt den Göttern nie bey dem Frauenzimmer. Sie wenden aber auch alle mögliche Mittel an. Sie erscheinen unter allerley Gestalten; bald lassen sie sich mit allen Kennzeichen ihrer Gottheit, bald als sterbliche Menschen sehen. Wenn sie aber ihrer Sache ganz gewiß seyn wollen, so verwandeln sie sich in einen goldenen Regen.

Es ist in diesem Schauspiele ein verzweifelt listiger Gott. Er kann sich in einen schönen großen Vogel verwandeln, um sich bey seiner Geliebten angenehm zu machen; Du siehst wohl, dieser Gott richtet sich nach dem weiblichen Geschmack, er verwandelt sich auch bisweilen in einen Stier, und wenn er seinen Raub auf dem Rücken hat, führt er ihn mit sich fort.

Es ist nicht wohl möglich, daß ein König oder Kaiser, dem diese Götter die Gemahlinn entführen wollen, sich dagegen setzen könne; denn sie haben stets ihre Wolke hinter dem Theater verborgen, darein setzen sie ihre Beute, und fliegen damit fort.

Die Teufel, die auch den Sterblichen ihre Weiber entführen, rauben sie mit eben so leichter Mühe. Das Theater öffnet sich, und sie stürzen sich mit ihrem Raube in ihr Reich. In

dieſem Falle wollte ich lieber ein Gott, als ein Teufel ſeyn, denn man hat wenigſtens keinen Fall zu befürchten.

Von dieſen Gottheiten iſt ein Kind geboren worden, welches der poßierlichſte Schalk iſt, der nur gefunden werden kann. Es giebt keine Ränke, die er nicht in der Oper, worinn er ſtets vorkommt, ſpielen ſollte. Er macht dem Frauenzimmer erſtaunliche Streiche; oft ſchleicht er ſich in ihre Geſellſchaft als ein kleiner verlaßner Knabe ein: manchmal wächſt er plötzlich mitten unter ihnen wie die Pilze, auf. Sie ſetzen gar kein Mißtrauen in ihn: denn wenn Du ihn ſehen ſollteſt, er hat ein ſo ehrliches Anſehen, daß man ſagen ſollte, er wäre die Unſchuld ſelbſt. Man kann ſich unmöglich enthalten, ihm Liebkoſungen zu erweiſen, denn er iſt ſchön, wie die Liebe; und dann verwundet er mit ſeinen unſichtbaren Pfeilen. Wenn er ſeinen Streich geſpielet hat, und gewahr wird, daß er entſetzliche Pein verurſachet, ſo fängt er aus allen Kräften an zu lachen, und nimmt die Flucht.

Ich habe mich ſeitdem erkundiget, warum man nicht dieſen kleinen Taugenichts aus der Oper verbannte, man hat mir aber zur Antwort ertheilet, daß man ohne ihn dieſen Schauplatz zuſchließen müßte.

Sechs und neunzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Sin-ho-ei, zu Peking.

Von Paris.

Es sind in der europäischen Staatskunst sieben wichtige Punkte zu erörtern, die, so lange sie unentschieden bleiben, dieses Welttheil zu einem beständigen Schauplatze des Kriegs und der Zwietracht machen werden.

Das erste Problem besteht darinn, ob Europa nicht mächtiger wäre, wenn es weniger Macht hätte, nämlich, ob solches nicht in seine ersten Gränzen wieder eingeschlossen werden müsse, indem man es von den andern Ländern absonderte, worinn es seit zwey Jahrhunderten so große Eroberungen gemacht hat. Asien, Afrika und Amerika haben es um mehr, als 20 Millionen Einwohner gebracht. Es ist also heut zu Tage schwächer, als vorhin. Nicht durch Erweiterungen der Gränzen, oder durch Vermehrung der Wüsteneyen werden Nationen mächtig.

Das zweyte ist etwas schwerer. Es fragt sich, ob die römischkatholische Religion nicht ein unüberwindliches Hinderniß ist, um mächtig zu werden, und ob der Pabst nicht eine Klippe ist, woran alle weltliche Potentaten scheitern.

Das dritte beruhet darauf, ob die Bevölkerung die Seele der politischen Macht sey? Dieses

ſes Problem würde keines ſeyn, wenn man nicht dieſen Ausdruck gemeiniglich mißbrauchte. Man ſieht aber immer für Völker an, was nur ein Schatten davon iſt. Man wundert ſich, daß man bey einer ſo großen Bevölkerung ſchwach iſt; man bedenkt aber nicht, daß die Völker nur Leichname ſind. Was hilfts einem Regenten, Unterthanen zu haben, wenn er keine Menſchen hat?

Das vierte betrifft die Frage, ob die Handlung an ſich eine Macht formirt? Hierbey kommt es darauf an, ob man zur Vergrößerung mehr Reichthümer, als Soldaten nöthig habe. Wenn die Exempel vergangener Zeiten den Europäern nutzen könnten, ſo wäre das vierte Problem ohne Anſtand ausgemacht. Die Völker, ſo vormals alle Nationen unter ſich brachten, ſchützten die Handlung; man muß nicht glauben, als ob das Weltſyſtem ſich dergeſtalt verändert habe, daß, was vor dieſem die Schwäche ſelbſt war, anitzo die Stärke ſey.

Das fünfte geht die Schiffahrt an. Man fragt, ob man nicht das Meer von dem feſten Lande abſondern ſollte, ob die Vereinigung dieſer beyden Elemente für Europa nicht ſchädlicher, als vortheilhaft ſey?

Das ſechſte, welches man als das häusliche Problem der Chriſtenheit betrachten kann, iſt von großer Wichtigkeit. Die Cabinette ſehen es als den nordiſchen Knoten der heutigen Staatskunſt an. Es iſt die Frage, ob der Grad der Macht des Hauſes Bourbon größer, als der

Grad

Grad der Oesterreichischen Macht sey? Die Europäer führen seit 300 Jahren Krieg unter einander, um diesen Punkt zu erörtern; es sind über 10 Millionen Unterthanen von beyden Seiten drauf gegangen, ohne daß man noch bis jetzo darüber hätte einig werden können.

Es wäre dazu ein Mittel vorhanden, nämlich ein Waffenstillstand von 20 Jahren; während dieser Zeit könnte man die Macht dieser beyden Häuser geometrisch ausmessen. Sie werden sich aber wohl dafür hüten, denn eines von ihnen würde dadurch seine Schwäche blos geben, und ihre ganze Politik gehet darauf, wie sie solche verbergen mögen. Sie müssen einander ihren Zustand selbst verdecken, um desto besser die übrigen Völker zu zerstören. Diese beyden Häuser stellen sich beyderseits ins Gleichgewicht, indem sie einander schwächen; so, daß sie beständig ausarten, und den Krieg nicht mehr durch ihre Kräfte, sondern durch ihre eigene Schwäche fortsetzen werden.

Sieben und neunzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Kie-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Die christliche Religion ist ungemein bequem; außer der Taufe, welche die Seelen reiniget, und sie zum voraus in die Wohnung der

Seligen ſetzt, giebt es noch ſehr kräftige Mittel dahin zu gelangen.

In dieſer Secte kann man den Himmel ohne viele Mühe erwerben. Es giebt Leute hier, die mit ſo wenigen Koſten als möglich, dahin führen. Dieſe Leute nennt man Beichtväter. Sie tragen Sorge für die Seelen, und nehmen ſolche ganz über ſich. Man darf nichts weiter thun, als was ſie ſagen; und was ſie ſagen, iſt ſo wenig, daß es der Mühe ſich nicht verlohnt, es hintanzuſetzen, eine ganze Ewigkeit hindurch glücklich zu werden.

Oft kann man ſogar das Paradies durch ſie erlangen, wenn man ſeinen Vergnügungen und eigenen Lüſten folget; dieſes iſt die bequemſte Sache von der Welt.

Ich muß Dir dieſes Geheimniß der chriſtlichen Religion erklären; das Uebel macht bey den Chriſten das Verbrechen nicht aus, ſondern nur die Abſicht des Uebels: man darf alſo nur ohne Abſicht Böſes thun, ſo iſt es keines. Zum Exempel, man darf nur voraus ſetzen, man wolle Gott nicht beleidigen, ſondern bloß ſich ſelbſt Genüge leiſten.

So weit hat man keinen Gewiſſensrath nöthig, und man kann den Himmel ſelbſt erwerben. Gleichwohl, da es unmöglich iſt, daß nicht ein wenig Bosheit mit unterliefe, ſo iſt derſelbe nothwendig. Er erforſcht den Grad der Bösartigkeit der Sünde; weil dieſes aber auf die Art der Unterſuchung ankommt, ſo findet ſich

oft,

oft, daß ein Sünder glücklicher, als fromm ist, und daß er noch auf dem Wege des Himmels steht, da er schon auf dem halben Wege zur Hölle zu seyn glaubte.

Eben so leicht aber, als der Beichtvater selig machen kann, eben so leicht kann er verdammen; dieses hebt sich in dieser Religion gewisser maßen gegen einander auf.

Die meisten Handlungen bey den Christen sind zweydeutig. Sie sind ohne Wirkung, bis ihre Seelensorger ihnen eine Bestimmung, nämlich, einen Hang entweder zum Guten, oder zum Bösen, geben: dieser Hang ist mehr, oder weniger groß, nach Maasgabe der Geschwindigkeit, die man ihm mittheilt.

Oft hat der Sünder nur noch einen Schritt nach der Hölle zu thun. Mit eben dem Grade der Missethat ist er manchmal sehr weit davon entfernt; dieses kommt auf die Umwege an, welche der Gewissensrath die Sünde nehmen läßt. Es ist sehr mißlich, die Seligkeit zu erlangen. Ein Sünder, so das Glück hat, an einen gelinden Beichtvater zu gerathen, kommt leicht in Himmel; aber bey einem von verdrießlicher Gemüthsart, hat es mehr Mühe, dazu zu gelangen.

Was deucht Dir von einer Religion, wo man solche Vergleiche mit dem Himmel treffen kann, und wo ihre Geistlichen nach Belieben die Pforten der Hölle weit, oder enge machen können.

Ich wollte alle Aerzte und Gewissensräthe aus allen Gesellschaften verbannen, damit ein

jeder für die Cur ſeines Leibes und ſeiner Seele Sorge trüge.

Acht und neunzigſter Brief.

An Denſelben, zu Peking.

Von Paris.

Alles agirt auf dem Theater zu Port Royal: irrdiſche und himmliſche Dinge ſogar. Man ſieht Fixſterne allda ihre Rolle ſpielen: die Sonne erſcheint in ihrem vollen Glanze, und der Mond in ſeinem nächtlichen Aufzuge. Die Elemente haben auch ihren Platz da; ich habe einen Fluß in Hoſen und Wammes, geſtiefelt und geſpornt, als wenn er eben zu Pferde ſteigen wollte, geſehen. Das Meer ſpielt ebenfalls ſeine Rolle; es erſcheint ganz mit Schiffen bedeckt. Die Götter und Helden ſteigen auf dem Theater an Land. Bey der großen Ebbe und Flut tritt der Ocean ſo weit auf den Schauplatz, daß die Schauſpieler kaum Platz zum Gehen behalten.

Die Gottheit dieſes Elements ſteigt aus dem Waſſer hervor wie eine Ente, ohne naß zu ſeyn. Dieſe Gottheit ſingt gemeiniglich ganz artig. Er verführt auch ſterbliche Schönen, und wenn er ſie überredet hat, führt er ſie auf ſeine Schiffe, die ganz in Bereitſchaft ſtehen, um mitten in ſeinem Waſſerreiche ſich mit ihnen zu beluſtigen.

Ich

Ich weis nicht, was er für einen Geschmack daran finden muß; denn der Besitz einer Sterblichen im Abgrunde des Meers, ist meines Erachtens kein sonderliches Vergnügen. Es ist unmöglich, ihm nachzueilen, denn er gebeut den Winden, und kann, nach seinem Gefallen, Stürme erregen.

Oft ist in der Oper sehr üble Witterung; die Luft verdunkelt sich; ein mit Gewölke überzogener Himmel, und ein mit Hagel und Blitzen vermischter Himmel verkündigt ein großes Ungewitter; bald aber wird die Luft wieder heiter; denn zufolge der Regeln dieses Theaters darf das größte Ungewitter nicht über 5 Minuten dauern.

Man theilt den Schauspielern, die den Regen, den Hagel, den Blitz, den Donner vorstellen sollen, die Rollen aus, und sie lernen regnen und donnern auswendig. Ein Zauberer, so dieses Ungewitter in seiner Ruthe hat, muß es behörig einzutheilen wissen. Man würde ihn aus der Oper jagen, wenn er 2 Secunden zu lange regnen ließe.

Die 4 Jahrszeiten machen ebenfalls eine Erscheinung in der Oper, und spielen daselbst ihre Rollen. Der Frühling und der Herbst zeigen sich allda in sehr galanter Kleidung; aber unter allen Jahrszeiten scheint der Sommer seinen beständigen Aufenthalt daselbst genommen zu haben, denn insgemein erstickt man da vor Hitze. An den Winter denckt man fast nicht. Auf diesem

sem Theater empfindet man keine andre Kälte, als das Frostige der Schauspieler.

Die Morgenröthe und der Tag erscheinen allda bey Licht, und die Sonne zeigt sich mitten in der Nacht. Sie fährt in einem prächtigen Wagen mit köstlichen Pferden über den Schauplatz; ich habe aber erfahren, daß diese Rosse einmal gestolpert haben, wodurch dieses Gestirn aus seiner Laufbahn gekommen ist, und einen Fall gethan hat, wobey es fast um den Hals gekommen wäre.

Man erblickt allda oft ein Dutzend starke Winde mit aufgeblasenen Backen, welche die Luft bewegen; weil sie aber alle auf einmal blasen, ist es nicht wohl möglich zu unterscheiden, was in der Oper für ein Wind ist.

Die Westwinde spielen gleichfalls ihre Rollen da, und machen den vornehmen Damen vieles Vergnügen. Man hat mir von einem Zephir gesagt, der mit seinem sanften Oden alle Frauen von Stande entzückte, und daß sie sich in ihn verliebt hätten. Eine Herzoginn, die vermuthlich viel Hitze in der Nacht hatte, lag oft bey ihm. Das Publicum hat ihn verlohren; dieser Zephir ist nicht mehr in der Oper; er wehet anjetzo zu seiner eignen Lust, und wiewohl er ein wenig ältert, so weht er doch noch um manches Frauenzimmerbette.

Ausser den Schauspielern, den Göttern, den Göttinnen, den Sterblichen, den Elementen, den Teufeln, den Zauberern, ist so zu sagen kein

Thier,

Thier, das nicht auf der Schaubühne einen Platz hätte. Man sieht allda Löwen, Tyger, Bäre, Elephanten, Naßhörner, Affen, Crocodille: alle diese Thiere müssen ihre Rollen spielen, die man ihnen schriftlich giebt, und wovon sie nicht abweichen dürfen. Ein Löwe, der mit einer Taze den stärksten Sterblichen niederreissen könnte, muß sich oft von dem schwächsten Menschen schändlich todtschlagen lassen.

Ich kann Dir es nicht sagen, wo die Oper ihr Thierhaus hat, es muß aber dieses Gebäude sehr ansehnlich seyn, denn das Theater wimmelt von Thieren. Man hat mich schon im voraus zu Anhörung eines schönen Froschconcerts auf diesem Schauplatz eingeladen, welches, wie man sagt, von dem besten Meister der Nation in Noten gesetzt ist: weil ich aber erfahren habe, daß fast keiner von diesen Fröschen kleiner als 5 Fuß ist, so werde ich nicht dahin kommen; denn Frösche von dieser Größe müssen mehr betäuben als ergötzen. Im übrigen müssen die Operelephanten und Löwen sehr vernünftige Creaturen seyn, denn sie haben alle eine menschliche Seele im Leibe. Ausser dieser singenden Oper hat man noch eine tanzende. In der leztern reden die Personen nicht, sondern drücken sich durch Sprünge aus. Der Olymp und die Hölle tanzen da zusammen. Wenn man keine Teufel hat, so nimmt man Furien dazu, und in deren Ermangelung läßt man Italiäner tanzen. Fast ein

jeder

jeder Auftritt endigt ſich mit einem Tanz, und ein Ballet beſchließt jeglichen Aufzug.

Die Nation der Tänzer iſt einer Gottheit, die man die Capriole nennet, ergeben: eine undankbare Göttinn, welche nach vielen Opfern, Mühe und Arbeit, ihren Anhängern oft nichts, als eine Krücke zur Belohnung giebt.

Neun und neunzigſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Kie-tou-nà, zu Peking.

Von Paris.

Anjetzo ſind 5 große Mächte in Europa, die ein verſchiedenes Intereſſe haben. Viere von ihnen liefern Schlachten durch ihre Generale, und führen Krieg aus ihren Cabineten.

L-o-i-s geht auf die Jagd, wenn ſeine Truppen zu Felde gehen. F-c-s öffnet ſein Cabinet, wenn ſeine Soldaten den Feldzug eröffnen. G-r-e reiſet nach Kenſington, wenn ſeine Regimenter nach Greenwich abreiſen. E-l-s-b-er-theilt Befehl, ihren Schlitten nach Moſcau fertig zu halten, wenn ihre Kriegsheere nach Deutſchland marſchfertig ſind. F-r- allein krieget in Perſon.

Dieſer Monarch wird bey den meiſten Europäern für einen großen Fürſten gehalten, weil er oft ſeine ganze Haabe auf eine Charte gegen

den

den stärksten gehalten, und oft alles aufs Spiel gesetzt hat. Man findet ihn desto ausserordentlicher, da er an dem Tage einer Schlacht ganz bey sich selbst ist, und Muße genug übrig hat, eine Stunde lang in ein hölzernes Rohr zu blasen, welches die Europäer eine Flöte heißen. Ich sage dir von dieser Symphonie nichts, worauf das grobe Geschütz zu spielen anfängt: ich glaube aber, unter uns, daß bey dieser Musik viele Eitelkeit mit unterläuft, und daß dieser Prinz an einem solchen Tage für die Nachwelt spielt.

Einige behaupten jedoch, daß er nicht so schwach ist, als er scheint. Man sagt, daß der gegenwärtige Krieg die Frucht der tiefsten politischen Ueberlegungen sey: daß er, ehe er die Waffen ergriffen, die Macht eines jeden seiner Feinde geometrisch ausgemessen, und den Grad ihrer Stärke und ihrer Hülfsmittel berechnet habe. Ja was noch mehr: man giebt vor, er habe den moralischen Zustand in Europa untersucht, und Regenten ohne Genie, ohne Fähigkeit, ohne Erfahrung, die ihren Ergötzlichkeiten nachhängen, und in Ueberfluß und Weichlichkeit leben, gesehen: und auf diese Schwäche habe er seine Kräfte gegründet. Wenn das ist, so ist F. ein grosser König. Hat aber der Ehrgeiz allein, um einen großen Namen sich in der Welt zu machen, sich darein gemengt, so hat er ungemein unvorsichtig gehandelt.

Hunderter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Cotao-yu-ſe, zu Peking.

Von Paris.

Die weibliche Schönheit wird in Frankreich alle Morgen wie eine Wanduhr aufgezogen, man könnte ſagen, die Reize des Frauenzimmers wären auf Schrauben geſtellt. Es iſt eine Blume, die in einem Tage entſteht und vergeht. Die erſte Beſchäfftigung des ſchönen Geſchlechts allhier, ſo bald es aufgeſtanden iſt, beſteht in der Wiederherſtellung des in der Nacht verunſtalteten Antlitzes. Dieſe Ausbeſſerung geſchiehet vor einem Rathgeber, der die am meiſten beſchädigten Stellen anweiſet, und die Hand, um ſie zu ergänzen, leitet. Es gehört früh Morgens nicht wenig dazu, ehe eine Frau ihr Geſicht von der nächtlichen Unordnung wieder hergeſtellet, und jede Annehmlichkeit an ihren Platz gebracht hat. Die erſten Zubereitungen der Schönheit werden bey verſchloſſenen Thüren gemacht; denn eine Frau wäre verlohren, wenn man ſie früh mit dem Angeſichte, womit ſie aufgeſtanden iſt, anträfe.

Dieſer Aufputz der Reize geſchieht durch Abwaſchen, Beſprengen, Eintauchen, Reiben, Clyſtiere: dieſe Verrichtungen ſind nur bloße Vorbereis

bereitungen zur Schönheit. Nachhero verbannet man die blasse Farbe, man befreyet sich von der schwarzen gelben Haut. Darnach gebraucht man Pommade zu den Lippen; Pulver für die Zähne. Endlich erscheinen die Schwämme, die Bürsten, Messer, Scheeren: hierauf kommen die Lavendelwasser, die Essenzen, die wohlriechenden Sachen. ꝛc.

Alle diese Spezereyen und Werkzeuge haben ihre besondern Bestimmungen. Man macht sich damit eine Gesichtsfarbe, eine weiße Haut, man giebt sich die erforderliche Röthe, man verjüngt die veralteten Reize, man bringt die Runzeln aus der Stirne, man bildet die Augenbraunen, man verschafft den Augen einen Glanz, man färbt den Mund roth ꝛc. Kurz, man hat ein Gesicht von Grund aus zu verbessern, damit es eben so neu scheinet, als ob es nie gedienet hätte.

Hundert und erster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Genua.

Die Genueser reden nicht, sondern sie pfeifen. Man muß die Sprache der Vögel verstehen, um mit ihnen umzugehen.

Ein jedes Volk, jede Stadt in Italien hat eine beſondere Mundart, und dieſe verſtehen nur die Einwohner; aber unter allen Völkern, welche von Ausländern nicht verſtanden werden können, ſind die Genueſer am aller unverſtändlichſten.

Die europäiſchen Sprachlehrer behaupten, daß die Genueſer einſtens viel reden werden, weil ſie ſchon zum voraus einen guten Vorrath an Worten haben, denn ſeit den 2000 Jahren, da ſie ſprechen, verſchlucken ſie die Hälfte der Worte.

Alles iſt bey dieſer Nation klein. Genua hat nichts groſſes, als die Gebäude. Mitten unter dieſer prahlenden Pracht der Gebäude ſiehet man einzelne kleine in ihrem Nichts vergraben. Ein düſteres und trauriges Anſehen regiert mitten unter dieſem Schimmer der Palläſte. Alle Einwohner, Männer und Weiber, ſind vom Kopf bis auf die Füſſe ſchwarz gekleidet. Die Spötter in Italien ſagen, die Genueſer trügen um ihre Treu und Glauben die Trauer.

Die Edlen dieſer Republik haben ein ſo filziges Anſehen, der kleine ſeidne Mantel, den ſie über den Schultern tragen, iſt ſo kurz und enge, daß einige daraus haben ſchlieſſen wollen, es wäre nicht Stoff genug in ihrem Verſtande, um groſſe Staatsmänner, oder geſchickte obrigkeitliche Perſonen aus ihnen zu machen.

Hundert und zweyter Brief.

Fortsetzung der großen Epochen in Europa, nach Peking.

Von Paris.

Wir müssen die Erschaffung der neuen christlichen Republik beleuchten.

Im 16 und 18 Jahrhundert hatte Europa eine ganz andre Gestalt gewonnen. Die Völker, so in diesem Welttheile den meisten Lärmen gemacht hatten, waren von selbst vergangen, es war eine allgemeine Veränderung auf dem Schauplatze der Christenheit entstanden. Die Nationen, welche hinter der europäischen Scene gestanden hatten, waren auf die, so lange Zeit die erste Rolle darauf gespielt hatten, gefolget.

Von den Normännern war seit langer Zeit nicht mehr die Rede. Die Sachsen und Dänen waren kleine Völker geworden. Sie hatten keinen Antheil mehr an den großen Angelegenheiten der christlichen Republik, als durch den Einfluß, den die großen Nationen ihnen vergönneten, und diese mächtigen Nationen waren diejenigen, so vor diesem die geringste Macht besessen hatten.

Das Glück des Hauses Oesterreich war erstaunend: nie sah man eine Regierung auf der

Welt so viele Königreiche verschlingen, noch eine kleine Macht mitten aus dem Nichts in so kurzer Zeit zu dem höchsten Gipfel menschlicher Größe gelangen: man kann sagen, wenn nicht eine Folge von Nebenursachen dessen heftiger Herrschsucht Einhalt gethan hätte, daß ganz Europa jetzo Oesterreichisch seyn würde.

Frankreich, von dem die alten Weltgeschichte meyneten, es sollte stets in der Erniedrigung bleiben, erhob sich noch mehr. Die Könige dieses Reichs waren ehedem so klein, daß man nie vermuthet hätte, daß seine Größe bey ihnen anfienge: sie hatten das knechtische Joch, unter dem die obersten Kronbedienten sie lange Zeit hielten, abgeschüttelt; sie hatten nicht so bald von ihren Ministern erfahren, daß der Thron ihnen das Recht gäbe, Gewalt zu besitzen, als sie sich dessen bedienen wollten. Gleichwohl gieng doch das Werk ihrer Größe langsam von statten. Es gehörten viele Jahrhunderte dazu, um die französischen Monarchen zu überzeugen, daß sie thun könnten, was sie wollten.

Franz der Erste machte zuerst den Entwurf, die Monarchie aus ihrem trägen Zustande zu reißen; er führte aber seinen Plan selbst nicht aus, er machte ihn nur; und es war schon für Frankreich viel, daß er ihn entworfen hatte. Meines Erachtens muß man diesem Fürsten die nachherige Erhebung dieser Monarchie zuschreiben. Es kommt alles auf die Muster

an:

an: das schwerste ist, einen Plan zur Vergrösserung zu ersinnen: Ist das System einmal errichtet, so fehlt es nachhero gewiß an der Ausführung niemals.

Heinrich der Vierte, welchen man den Grossen nennt, vielleicht weil Franz der Erste es gewesen war, arbeitete die vorgefundenen Aufsätze aus dem gröbsten aus, und ließ diese Monarchie unter einem andern Genie auftreten.

Ludwig der Dreyzehnte, welcher arglistige Minister hatte, brachte die französische Macht in Bewegung, und Ludewig der Vierzehnte setzte solche fest. Man behauptet inzwischen, dieser Fürst habe sich großen Schaden gethan: ich glaube es auch, der erste Grundstein seiner Größe war aber schon gelegt, und alle Theile der Verwaltung waren in Bewegung. Es war ihm nicht möglich, ein Werk niederzureißen, woran seine Vorgänger und er anfänglich gearbeitet hatten. Wenn er den Thron an einer Seite erniedrigte, so erhöhete er ihn dafür an der andern. Dieser Fürst vermehrte die Krongüter anfänglich durch seine Eroberungen, oder durch seine unrechtmäßigen Besitze: so, daß diese Macht in Ansehung ihres Umfangs und ihrer Bevölkerung, die vornehmste in Europa wurde. Das Haus Oesterreich allein hielt ihm die Stange, und das Gleichgewicht war oft auf Frankreichs Seite.

Während der Bewegung dieser Monarchie war England wirksam; und weil Frankreich sich vergrößerte, erhob sich Großbritannien auch; denn diese zween Staaten waren stets eifersüchtig auf einander, und betrachteten ihre beyderseitige Größe mit scheelen Augen.

Die Welthistorie hat kein Exempel, daß ein so wenig ansehnliches Volk, ohne aus dem Bezirk einer kleinen Insel zu kommen, sein Glück höher getrieben habe. Ich bemerke davon die Ursache. Alle Staaten vernachläßigten sich, England hingegen war auf sich selbst aufmerksam. Es richtete Dinge aus, die es bald von andern Völkern unterschiede.

Heinrich der Achte von England, den man für unbesonnen ansiehet, that eine sehr weisliche Sache; Er verjagte aus seinem Staat alle, die von nichts als vom Beten Profession machten, und dadurch gab er der Monarchie die Stärke wieder, welche so viele unnütze Arme an vielen Gliedern gelähmet hatten: Diese Begebenheit war von sehr nützlichen Folgen; der politische Staat kam dadurch wieder zu Gütern, die davon getrennt waren, und folglich seine Macht hemmten.

Dieses waren nur Versuche zur Größe; es mußte an das Werk seiner Macht die letzte Hand angelegt werden. Ein Tyrann *) erschien

*) Er redet vermuthlich von Cromwel.

schien, der den Weg zu der höchsten Stufe bahnte, wozu die Monarchie nachhero gelangte. Die Einbildungskraft hat Mühe, sich einen Begriff von einem Herrschsüchtigen zu machen, der seinen König hinrichten ließ, und zugleich seinen Mitbürgern das Leben gab; der mit einer Hand die Monarchie umstürzte, und mit der andern die Nation erhob: Von einem unrechtmäßigen Besitzer, welcher durch Zerstörung des Staats eine Macht errichtete. Seit diesem Vorfall wurde England das dritte Königreich in Europa.

Rußland, so seit der Schöpfung der Welt in Europa stets unbekannt gewesen war, erschien plötzlich, um in der allgemeinen Republik einen Einfluß zu haben. Ein einziger Mann zog es aus dem Nichts, worinn es steckte. Peter, so hieß derselbe, schuf so zu sagen das moscowitische Reich; diese Veränrung setzte es in den Rang der vierten europäischen Macht, und wenn ein zweyter Peter auf die Welt käme, würde sie die erste Monarchie seyn.

Spanien verließ den Felsen, worunter es lange Zeit wie begraben gelegen hatte, und setzte sich in seinem eignen Lande; es verjagte daraus diejenigen, welche es genöthiget hatten, sich unter den Trümmern des Throns zu begraben. Einige Staatskundige in Europa sagen, es habe übel gethan, sich von seinen Feinden zu entledigen; man hätte sie im Lande lassen sollen, wenn es

auch nur geschehen wäre, um ein Volk daraus zu machen: vielleicht haben sie recht; denn es ist doch besser über Fremdlinge, als über unangebauetes Land zu regieren. Durch Entdeckung der neuen Welten wurde diese Monarchie sehr reich, und aus dieser Ursache ist sie heute zu Tage nicht sehr mächtig: gleichwohl hält man sie für die fünfte Macht der christlichen Republik.

Holland, wovon man nie hatte reden gehöret, formirte sich: es stieg aus dem Wasser empor: einige Flüchtlinge errichteten daselbst eine kleine Republik, die es mit den größten Königen aufnahm. Der Furcht und der Verzweifelung hatte sie ihr Daseyn zu danken. Man kann sagen, sie kam aus den Händen der Rachbegierde. Die Tyrannen, der Europa große Verbindlichkeit hat, weil die Völker, um solche zu vermeiden, den Grund zu den größten Stiftungen legten, gab ihr das Leben: Weil dieselbe von Königen verfolgt worden war, wollte sie keine haben: ein jeder Bürger hatte Theil an der Regierung, dieses machte, daß ein jeder beytrat, und das feste Land als seine allgemeine Familie, und die Regierung, als den Vater einer jeglichen besondern Familie ansah. Alle Arten, Gott anzubeten, wurden daselbst geduldet, daher betrachteten alle Anhänger unterschiedener Sekten einander als Brüder.

Die Handvoll Flüchtlinge machte die dritte Macht in Europa aus, bisweilen die zwote, auf eine kurze Zeit war sie so gar die erste.

Italien folgte dem Fortgange der neuen Macht in Europa; aber nur von weiten: denn der Aberglaube, so beständig daselbst herrschete, verschloß ihm die Thüre zu einer politischen Größe. Venedig und Genua machten ein wenig Lärmen in etlichen Jahrhunderten; nach vielen Bestrebungen aber fielen diese Republiken in ihren vorigen kraftlosen Zustand zurück: ein einziges königliches Haus that sich herfür, und nahm den Rang der ersten Macht ein, allein es ist schwer zu sagen, auf was für einen Grad der Stärke dasselbe sich erhoben habe; dieses hängt fast immer von der Zeit und den Umständen ab.

Hundert und dritter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin über die Künste, in Peking.

von Paris.

In Frankreich giebts viele Künste und Handwerke. Es ist das Land der Manufacturen: das Königreich ist voller Stoffe und andern Produkten der Fabriquen. Jedermann legt sich allhier auf die Form; niemand denkt an die Materie. Man zerbricht sich den Kopf

Tag und Nacht, um den Sachen eine neue Facon zu geben. Alle diese Mühe kommt nicht von dem Volke her, welches von sich selbst darauf nicht verfiele; sondern von dem Hofe, der mit der Profeßionskrankheit behaftet ist.

Man muntert alles auf, was zu Vermehrung der Pracht gereichen kann. Die vorzüglichste Aufmerksamkeit ist den Künsten gewidmet, so in die Augen fallen. Man beschäfftigt sich so sehr mit dem Ueberflüßigen, daß man nicht die Zeit hat an das nothwendige zu gedenken. Man kann dieses Reich als das allgemeine Profeßionsmagazin ansehen. Es sind in Frankreich für zehen Geschlechter Kleidung vorhanden; aber nicht Nahrung für eines. Die Belohnungen und Ehrenstellen sind für die Künstler; die Mühe und Arbeit für den Hausmann. Es sind so viele Arbeiter in der Stadt, daß unmöglich Ackersleute auf dem Lande seyn können; denn alle Manufacturisten werden aus ihnen genommen. Dennoch nennt man allhier diejenigen Staatsmänner, so diesen Nacheifer, zum Nachtheil der Ermunterung, zur vornehmsten Beschäftigung anreizen.

Hundert und vierter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Kie-tuo-na, zu Peking.

Von Paris.

Der König von Frankreich besitzt zu viele Königreiche. Entweder sollte die Monarchie kleiner, oder der Monarch grösser seyn. Weil dieser Fürst nicht die äußersten Enden seines Reichs übersehen kann, ist er genöthiget, an seine Stelle kleine Regenten, die man Statthalter der Provinz nennt, einzusetzen. Das sind eigentlich die Bachas von Frankreich. Sie sind unumschränkter, als der Großtürk. Ihre Gewalt ist so groß, daß solche in Ungerechtigkeit ausschlägt. Nicht als ob ihr Ansehn dem königlichen gleich käme, (denn diese Statthalter sind die Factoren der Krone:) und als wenn die Völker nicht das Recht hätten, die Klagen über ihre Bedrückungen vor den Thron zu bringen; sondern, weil theils ihre Beschwerden vergeblich, theils diejenigen, welche sich an den König wendeten, ohne Rettung verlohren seyn würden; denn der Statthalter würde sich grausam an ihnen zu rächen nicht ermangeln.

Das

Das Volk weis solches: und will also lieber leiden, als murren.

Man sollte denken, der König von Frankreich habe keine andern Unterthanen, als die Einwohner zu Paris, und daß die von seinem Hofe weit entfernten fremde Völker wären, die ihm nichts angiengen.

Man zeigte mir letzthin einen von diesen Provinzialkönigen, dessen Reich an der See nahe bey Marseille liegt.

Er gebeut seinen Unterthanen selbst, lasterhaft zu seyn. Wenn ein junger Mensch der schändlichsten Ausschweifung sich ergeben will, findet er in dessen eigenen Hause die Mittel dazu. Er verleitet und verführet ihn selbst.

Man hat in Frankreich ein Gesetz wider die Hazardspiele, anstatt darüber zu halten, ist er der erste, so dagegen handelt. Sein Haus ist ein wahrhaftes Spielhaus, wo man von früh bis Abends spielet.

Die Stadt, wo er zu residiren pflegt, ist in einem zerstörten Zustande. Alle Hausväter sind in einer tödtlichen Betrübniß. Sie haben keine Gewalt mehr über ihre Kinder. Sie befehlen ihnen die Sparsamkeit, und der Statthalter will sie zu Verschwendern machen. Das Laster hat große Kraft, wenn die, so es verbieten sollten, es beschützen.

Das römische Reich gieng unter, weil diejenigen, denen die Republik die Verwaltung

der

der entlegenen Provinzen anvertraute, solches mißbrauchten: Frankreich wird untergehen, weil die Statthalter in den Provinzen, die ihnen von dem König ertheilte Macht mißbrauchen.

Hundert und fünfter Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Genua.

Allhier ist ein Thier, wovon wir in Asien keinen Begriff haben, und von welchem Afrika und Amerika nie haben reden gehöret: man heißt es in der Landessprache einen Sigisbeo.

Es ist ein Mensch, der nichts anders zu thun hat, als beständig einer Frau, die nicht seine eigene ist, auf dem Fuße nachzufolgen. Vom Morgen bis Abends muß er mit ihr herum laufen; so bald sie aufgestanden ist, ihr aufwarten, und sie nicht eher, bis sich dieselbe niederlegen will, verlassen; alles dieses mit Erlaubniß des Ehemannes und öffentlicher Freyheit.

Es gehörte viel dazu, um Dir begreiflich zu machen, was ein Sigisbeo ist; ich gestehe

Dir,

Dir, ich begreife es ſelbſt nicht; denn ich kann mir nicht einbilden, daß es eine Geſellſchaft auf Erden giebt, deren Sitten ſo ſehr verdorben ſind, daß die Eheweiber ſich öffentlich gemein machen, und die Männer ſich offenbar entehren. Inzwiſchen kann ich Dir verſichern, zu Genua ſind wirklich Sigisbei, welche von den Weibern angenommen und von den Eheмännern geduldet werden. Gemeiniglich ernennen die letztern ſolche ſelbſt, und ſtellen ſie ihren Frauen an dem Tage nach der Hochzeit vor.

Anfangs glaubte ich, die Sigesbei wären Verſchnittene; aber die zahlreiche Vermehrung der genueſiſchen Damen beweiſet das Gegentheil, es wäre denn, daß dieſe Caſtraten das Privilegium Kinder zu zeugen hätten: man hat mir ſo gar geſagt, die vornehmſte Bedienung, um ein Sigisbeo zu werden, ſey die Mannheit.

Man entſchuldigt dieſen Gebrauch mit dem großen Zutrauen, welches die Männer zu Genua in ihre Weiber ſetzen, welche ſie der Untreue gar nicht fähig glaubten; aber die weiblichen Sitten hangen nicht von der Denkungsart der Männer ab. In allen Ländern auf Erden iſt dieſes Geſchlecht ſchwach; überall, wo es Gelegenheit zur Verführung findet, läſſet es ſich verführen.

Ich gestehe, es wäre ein ganz besonderer Fall der menschlichen Schwäche, daß eine Gesellschaft Manns- und Weibspersonen, die stets beysammen wären, und alle Augenblicke Gelegenheit sich zu verführen hätte, einander dennoch nicht verführten. Der Umgang zwischen beyderley Geschlecht ist ein eigennüziger Handel, und das Vergnügen ist der größte Eigennutz von allen, und dem man am wenigsten Widerstand thut.

Diese Freyheit kann, meines Erachtens, von nichts, als der Verachtung, die man für die Weiber hat, und von dem mit dem Ehestande verknüpften Ekel, herrühren. Ein Ehemann hört von seiner Frau nicht mehr reden; er ist nich verbunden, über ihre Aufführung zu wachen, ihr nachzufolgen, sie zu begleiten, ihren Verdruß, Eigensinn und ihre wunderlichen Einfälle zu ertragen; der Sigisbeo überhebt ihn dessen alien.

Dergleichen Sitten können nur bey einem sehr verderbten Volke im Schwange gehen.

Hundert und sechster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin, Oberhaupt der Religion, zu Peking.

Von Paris.

Die christliche Religion ist gut, denn ihre Absicht ist, diejenigen, so sie ausüben, gerecht zu machen. Ihr Lehrsatz setzt einen Gott, Schöpfer Himmels und der Erde fest, welcher die Menschen nach ihrer Tugend belohnen, und nach ihren Lastern bestrafen wird.

Was ich an derselben widersprechendes finde, ist dieses, daß das höchste Wesen sich habe zum Menschen machen wollen, um eine Handvoll Erde zu reinigen, die er selbst aus dem Nichts gezogen hatte, und daß er sich in die unreine Mutter eines Weibes gepflanzet, um das menschliche Geschlecht zu saubern; daß er sich entschlossen habe, eine Ewigkeit zu endigen, um ein Leben anzufangen, und an einem Holze mit Räubern schimpflicher Weise zu sterben. Diese Erniedrigungen sind den Begriffen der Größe, die alle Nationen in der Welt von dem höchsten Wesen haben, anstößig.

Es kommt aber uns armen Sterblichen nicht zu, die verborgenen Tiefen des Ewigen ergründen zu wollen; wenn Gott solches gewollt hat, so ist es unmöglich, daß es nicht geschehen seyn sollte.

Jedoch kann ich mich zu bedauern nicht enthalten, daß er die ganze Erde nicht in seinem Auferstehungsplane begriffen habe. Die Christen sagen zwar, daß ihr Meßias Abgesandte an alle Nationen in der Welt schickte, um ihnen, daß er für sie stürbe, zu melden; aber dieses scheint mir etwas stark; denn die Pforte des Weltkreises war noch nicht geöffnet.

Was uns betrifft, die wir von jeher ein Verzeichniß der großen Begebenheiten am Himmel und auf der Erde gehalten haben, wir finden in unsern Archiven nicht, daß diese Abgesandten Christi jemals nach China gekommen sind. Es ist sehr wahrscheinlich, daß sie unterweges gestorben, wenn es wahr ist, daß sie ja zu uns geschickt worden sind.

Gleichwohl wollte ich den Anhängern des neuen Gesetzes des Meßias alle diese mystischen Punkte ihrer Religion gerne zugeben; darinn kann ich aber nicht einig mit ihnen werden, daß sie die Meynung hegen, alles Gute, was die andern Völker auf Erden thun, hülfe ihnen zum Himmelreich nichts. Sie geben vor, weil die Chineser, Indianer und Japaner nicht glaub-

ten, daß Christus einmal für sie gestorben sey, so müßten sie auf immer todt seyn. *)

Hundert und siebender Brief.

Ebenderselbe, an den Mandarin Kie-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

In Frankreich kann man Genie kaufen. Man sieht allhier Kaufleute, welche Gewölber mit Verstand angefüllt haben, den sie nach einem kleinen Maaß, in Bücherformat, verkaufen. Sie handeln einzeln damit, und suchen daraus allen möglichen Vortheil zu ziehen. Diese Kaufleute nennt man Buchhändler. Zwischen den Handelsleuten mit Stoffen und den mit Verstande, ist dieser Unterschied, daß jene sich auf ihre Waaren verstehen, diese aber kennen die Waare nicht, womit sie handeln.

Die Buchhändler sind so uneigennützig in der Austheilung des Genies, daß sie nichts davon für sich behalten; daher sind sie auch grosse Ignoranten in der Republik. Ihre größte

*) Der chinesische Kundschafter nimmt hier vermuthlich die Hölle für den ewigen Tod.

te Wissenschaft erstreckt sich auf die Kenntniß vieler Büchertitel; wer die meisten davon in sein Gedächtniß gefaßt hat, wird für den geschicktesten gehalten.

Es giebt in ihrer Kunst noch eine andre Vollkommenheit, die aber sehr schwer zu erreichen ist; deswegen geben auch die meisten sich damit nicht ab; sie besteht nämlich in der Kenntniß der Namen der Schriftsteller, deren Werke sie besitzen, und in einer genauen Wissenschaft der Jahre, worinn die verschiedenen Ausgaben von Büchern herausgekommen sind, welche entweder in der Geburt erstickt, oder nach ihrem Tode vielmals wieder auferweckt worden sind.

Das Erhabenste ihrer Profeßion sind die Catalogen, oder das Hauptverzeichniß ihrer Verstandswaaren, die sie zu verkaufen haben, so, daß die Käufer den Augenblick die Gattung des Genies übersehen können, womit sie sich versorgen wollen, und die Kosten, welche sie daran wenden müssen.

Ob sie gleich von Natur eine unersättliche Gewinnsucht haben, so sind dieselben doch bisweilen ungemein billig. Einige von ihnen lassen so gut mit sich handeln, daß sie für 2 Sous Astronomie in einem Buche, welches ein Almanach heißet, verkaufen: welches ein sehr bequemes Werk ist, denn man hat Regen und Sonnenschein in der Tasche.

Die Verſtandskaufleute, welche die beſte Waare führen, ſind nicht die reichſten: ſie werden vielmehr immer zulezt arm. Wer in der Verſtandshandlung fortkommen will, der muß ſich auf die Contrebande des Verſtandes legen, hirnloſe und unverſtändliche Schriften anſchaffen; rothe, blaue, grüne Bücher, Romanen, Abentheuern, Merkwürdigkeiten, oder Briefe verkaufen.

Es giebt noch einen zweyten Weg, welchen diejenigen, ſo recht ihr Glück machen wollen, allezeit einſchlagen; ich meyne den Verkauf unzüchtiger Bücher, die den Verſtand und die Sitten verderben, zum Exempel, des Pförtners, der Thereſe, der Pucelle, und andere gottloſe und ſchändliche Bücher, wodurch viele große Buchhandlungen in Aufnahme gekommen ſind.

Man hat auch einen noch kürzern Weg, nämlich die atheiſtiſchen Bücher. Ein Buchhändler, welcher Bücher verkauft, welche das Daſeyn Gottes läugnen, beweiſet dadurch, daß er ſelbſt kein Atheiſte iſt, und daß er an eine Gottheit, welche das Geld iſt, glaubet.

Dieſe Buchführer ſind mit den Schriftſtellern in einem beſtändigen Krieg verwickelt; ſie verachten ſelbige im höchſten Grade, und geben zur Urſache an, dieſelben wären Ignoranten. Wie undankbar! aber die unwiſſenden Scribenten geben ihnen zu leben: wenn es nur gelehrte

Schrift-

Schriftsteller gäbe, würden sie Hungers sterben.

Hundert und achter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an das Oberhaupt der Religion zu Peking.

Von Paris.

Die Christen glauben nur einen Gott, sie beten aber unzählige Götzen an. Diese Secte bauet den Affen und Crocodillen keine Altäre, sie richten solche aber den Gemälden und Bildsäulen auf.

Allhier giebt es Götzen, die weit mehr, als Christus selbst verehret werden. Man nennt sie Heilige; die Heilige bestehen aus Todtengerippen, deren Seelen, wie man sagt, jetzo im Himmel sind; sie befinden sich in goldenen, silbernen, marmornen und porphyrnen Gehäusen, welche man in prächtige Nischen auf kostbare Altäre stellet. Allda räuchert man ihnen bey Tage, und des Nachts zündet man Wachskerzen an.

Diese verfaulten Knochen müssen ihren Gehäusen zu Ehren, Wunder gethan, das heißt den Lauf der Natur verändert haben.

Man schreibt diese Wunder in ein Register, so man die Legende nennet.

Diese heiligen Gerippe haben nichts, als Haut und Knochen, und ungeachtet sie alle Tage Wunder thun, so haben sie sich doch durch kein Wunder zwey Unzen Fleisch auf dem Leibe erhalten können. Die meisten sind verstümmelt; einem mangelt ein Arm, dem andern ein Bein, selten trifft man etliche ganz an. Einige haben nur noch den Kopf, andere bloß den Leib; von diesem hebt man eine Hand, von jenem einen Finger auf. Aber mit der Verehrung ist es einerley; denn bey den Heiligen wird ein Theil fürs Ganze gerechnet.

Man hat mir ein Bonzenkloster in einer Stadt dieses Königreichs genannt, welches nur einen Nagel von dem Fuße eines Heiligen hat, der aber so sehr verehrt wird, daß eine große Menge Christen ihr Land verlassen, wo sie Heilige von sechs Fuß hoch haben, um diesen Nagel anzubeten.

Hundert und neunter Brief.

An Ebendenselben zu Peking.

Von Paris.

Gott kennt die Heiligen nicht, sondern der Pabst.

Die Heiligmachung, oder die Canonisirung, wie man es hier nennt, wird verkauft: man kauft einen Platz im Himmel, so wie man eine Bedienung auf Erden kauft. Es kostet eine große Summe, wenn man sich in das Buch der Canonisirung einschreiben lassen will; es sind auch nur die sehr ehrgeizigen Heiligen, welche die Unkosten dran wenden. Wenn man die Summe nicht hat, so bleibt man ein Gerippe, da man sonst zum Heiligen hätte werden können. Viele verlieren ihr Recht, in einer Nische zu stehen, weil sie das Diplom des Himmels nicht erkaufen können.

Einige Heiligen sind es nur halb; diese nennt man die Seligen. Weil dieselben nur die Hälfte der Summe erlegt haben, dürfen sie auch nur halbe Wunder thun. Und wenn sie auf den Einfall geriethen, Todte aufzuerwecken, so würde man ihnen das Handwerk legen, indem sie in eine Sache sich mischen, die für sie nicht gehört. Diese Polizey in den

Wunderken iſt nöthig; ohne ſolche würden die halben Heiligen ſich aller Ehren des Himmels anmaßen, und dadurch die, ſo ihre Stelle ganz bezahlt haben, verdrängen.

Das Handwerk der Heiligen beſteht in der Vorbitte bey Gott; ſie ſind die Fürſprecher im Himmel.

Außer dieſen Götzen, ſo vormals in einem Leibe gewohnt, giebt es einige, die nie eine Seele gehabt haben. Dieſe ſind von Holz, von Stein, oder von Marmor, von Gold oder von Silber, nachdem der Ort, wo ſie ſind gemacht worden, reich und andächtig iſt. Alle haben nicht dem Meißel ihr Daſeyn zu danken; denn manche ſind gemalt. Dieſes macht in der Anbetung keinen Unterſchied. Oft iſt ein Stück gemalte Leinwand hier in eben ſo groſſer Verehrung, als ein Stück behauenen Marmors. Ich kann dir nicht ſagen, wie man dieſen die himmliſchen Charactere hat einprägen, und aus einem Lappen oder Klotz eine Gottheit machen können, das iſt, ein Geheimniß, ſo die Madarinen der chriſtlichen Religion ganz allein wiſſen.

Man errichtet den Götzencopien, eben ſo, wie den Götzenoriginalen, Altäre, und man widmet ihnen gleichfalls Tempel. Sie haben nicht alle eine Pagode, ſie ſind aber alle in Pagoden, wo ſie ihre Niſchen haben, und nach Maasgebung ihrer Wunderwerke verehret werden; denn alle dieſe hölzerne Klötze und Stücken

cken Leinewand geben sich auch damit ab. Manches Bild nimmt es mit dem wundersamsten Heiligen auf.

Diese Götzen wohnen sehr gut, und werden noch besser erleuchtet. Sie würden noch heller sehen, wenn der letztere König ihnen nicht eine große Menge Lampen, die vor ihren Altären des Tages über hiengen, hätte wegnehmen lassen, unter dem Vorwande, sie könnten sich, wie er, mit dem Lichte der Sonne begnügen lassen.

Hundert und zehenter Brief.

An Ebendenselben, zu Peking.

Von Paris.

Die Anzahl dieser Götzen vermehrt sich alle Tage. Nichts kann mit der Vervielfältigung des Bildes der heiligen Jungfrau in Vergleichung kommen. Es ist zu vermuthen, daß nur eine da war, als Christus auf die Welt kam; heut zu Tage zählet man viele Millionen. Die Christen verehren 11000 auf einmal. Anitzo hat man deren von allen Nationen, und aus allen Erdstrichen; man siehet Brunetten, Blondinen, und Schwarze.

Diese Götzen besitzen alle allerley kräftige Eigenschaften, und wirken allerhand Wunder. Man sollte auf die Gedanken gerathen, daß eine medicinische Facultät im Himmel seyn müsse, wo die Heiligen die höchste Würde in der Arzneykunst erhalten; denn die Christen wenden sich in allen Krankheiten an sie. Einige bitten sie um Heilung des Podagra, des Fiebers; andre, damit sie von Steinschmerzen, von Verhaltung des Urins genesen mögen. Ein jeder Götze curirt gewisse Krankheiten, und treibt einen besondern Theil der Heilkunst. Die Aerzte, denen sie alle Tage Kunden wegnehmen, haben ihnen oft die Praxin legen wollen, als Charlatans, die das Publicum hintergiengen, und verlanget, sie sollten den Doctorhut annehmen. Es ist wahrscheinlich, daß sie auch eine große Kenntniß von der Schiffahrt haben; wenigstens scheint es, als ob die meisten Steuerleute gewesen wären; denn eine große Menge Seefahrende fragen selbige wegen ihrer Reise um Rath.

Es ist auch kein Zweifel, sie müssen eine Gemeinschaft mit den Dieben haben; denn man bittet sie nicht allein, Diebstähle zu verhindern, sondern auch gestohlne Sachen wieder zu schaffen.

Alle diese Heiligen sind nicht übereins gekleidet; ein jeder von ihnen erscheint unter einer besondern Gestalt. Einige sind ganz nackend, andre nur halb angezogen; etliche tragen einen

nen Schlafrock, und manche eine Nachtmütze. Einige haben Kreuze und Palmenzweige, andre, Degen und Säbel; einige sind mit einem Rost, andere mit Messern bewaffnet; welche Helme haben, etliche aber Federbüsche; manche tragen lange Bärte, manche haben ein unbärtiges Kinn; diese haben Bischofsstäbe, jene bischöfliche Mützen; man sieht einige zu Fuß, einige zu Pferde; manche sind so klein, wie Zwerge, manche so groß, wie Riesen ꝛc.

Diese Götzen stehen in den Pagoden nach ihrem Alter. Der Götze Peter hat den Rang über den Götzen Johann, und so fort. Es giebt zwölf der Vornehmsten, wovon jeder ein Patent für seine Stelle, und wegen seines Alterthums Altäre hat.

Wiewohl die Nation der Götzen überhaupt reich ist, so sind sie es doch nicht alle in gleichem Grade; dieses kommt auf den Grad der Verehrung an, die man für sie hat: denn diese Gottheiten empfinden wie Sterbliche den Eigensinn des Glücks. Der Altar von manchen Götzen gleichet einer Juwelenbude; auf andrer ihren erblickt man nichts, als alte Krücken mit einigen schlechten Haarzöpfen.

Hundert und eilfter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an Ebendenselben zu Peking.

Von Paris.

Auf die Vorbilder der Götzen kommen die Götzenreliquien. Das sind Kästgen, oder Gehäuse, welche alte Lumpen enthalten, die ehedem den Seligen zur Kleidung gedienet haben. Mancher Heiliger hat so viele Kleidungsstücken auf der Erde zurück gelassen, daß man zwey oder dreyhundert Reliquien daraus verfertigen kann. Man trifft allhier Christen an, die mehr Glauben diesen Lappen, als allen Geheimnissen ihrer Religion beylegen.

Die Werkzeuge, welche zu der Marter dessen, welche man hier in der Christensprache den Erlöser nennt, gebraucht worden sind, geben auch eine unerschöpfliche Quelle der Reliquien ab. Wenn man nach der Menge der Reliquien, welche heut zu Tage die Dornen enthalten, wovon man seine Krone machte, urtheilen soll, so müßte sein Kopf ungeheuer dick gewesen seyn. Man sagt, er sey an ein ein Kreuz geheftet, und seine Hände mit grossen Nägeln befestiget worden. In diesem Fall hatte der zu Mensch gemachte Gott mehr Hände,

:, als Arme; denn man findet heutiges Ta-
es mehr als hundert dieser Nägel. Ich habe
achgerechnet, daß sein Kreuz gröſser, als die
Nasten des gröſsten Schiffs gewesen seyn müs-
:, denn die Stücken, welche die Christen da-
on übrig haben, sind sehr groß. Es war ge-
oiß von dem Holze, wovon man die Reliquien
nacht, denn es hat zur Verfertigung von mehr
ls zehntausend gedienet.

Ungeachtet in der Natur alles veränderlich
st, so verdirbt dennoch dieses Holz nicht;
eit 1800 Jahren ist es immer noch ganz neu.
Man trägt aber auch Sorge, damit es nicht
erfaule, solches von Zeit zu Zeit zu verändern;
nd durch dieses Wunder erhält es sich bestän-
dig unvergänglich.

Der Schwamm, (so auch zu diesem Geheim-
niß gehöret) ist seit der Zeit erstaunend aufge-
schwollen; er hat sich in so viele Partikuln zer-
theilet, daß ihre Anzahl in keinem Zimmer von
gewöhnlicher Gröſse Platz hätte.

Die drey Würfel, (so ebenfalls daben vor-
kommen) haben sich auch vermehret: Ihre An-
zahl ist so stark angewachsen, daß es scheint,
als wenn die meisten Christen dieses Geheim-
niß nur für ein Spiel halten.

An statt einer Leuchte, die auch ein Gerä-
the dieses Leidens ausmacht, hat man viele
gefunden: die Feinde dieser Religion aber be-
haupten, daß die Christen deswegen nicht hel-

ler

ler ſähen; ſie ſagen vielmehr, ſo viele Leuchten verblendeten ihnen das Geſicht.

Wenn man den Chriſten glauben ſoll, muß Chriſtus nach ſeinem Tode ſtark geſchwitzt haben, denn man findet bey ihnen nicht weniger, als ſechs heilige Schweißtücher.

Ich endige alles dieſe elende Zeug des ſchwachen Verſtandes der Europäer. Wenn Nationen ſo abergläubiſch ſind, darf man die Urſache ihrer Ungereimtheiten nicht weit ſuchen.

Hundert und zwölfter Brief.

Ebenderſelbe an den Mandarin Cotao-yu-ſe, zu Peking.

Von Paris.

In Europa miſcht die Eitelkeit ſich überall ein. Die Nahrungsmittel machen eine Prahlerey aus; und die Verdauung ſelbſt verkehret ſich in Ueppigkeit. Die Tafel muß dieſen eiteln und aufgeblaſenen Völkern ein Anſehen verſchaffen. Die Franzoſen eſſen aus Stolz, und verdauen, um ſich ſehen zu laſſen.

Die Ueppigkeit bey Tiſche theilt ſich allhier in viele Gerichte ein; und man thut vier

Mahl-

Mahlzeiten, statt einer. Ungefehr vor einem Monate speisete ich zu Mittage bey einem Herrn zu Paris, der eben nicht den prächtigsten Tisch hält. Gleichwohl trug man uns anfangs eine Suppe, gekochtes Fleisch, und Nebengerichte auf. Nachdem man sich mit diesem allen den Magen angefüllet hatte, nahm man das Uebriggebliebene hinweg; und man setzte die Speisen des zweyten Ganges, und Ragouts auf. Die dritte Tracht bestund in Braten, mit allerhand Wildpret. Die Gesellschaft wollte fast von vielem Essen bersten, als man den vierten Gang von Beyessen und Früchten auftrug.

Wenn ich die Gerichte der französischen Mahlzeiten nach einander beschreiben sollte, würde ich sagen, das erste sey zur Nothdurft, das zweyte zum Ueberfluß, das dritte zur Pracht, und das vierte zum Großthun.

Zu Paris muß ein Mensch, der nur einen Magen hat, viele Verdauungen thun: er verdauet für das Fette und Magere; sein Magen arbeitet für das Kalte und Warme; für das Rohe und für das Gekochte; für das Oel und für den Eßig; und endlich für den Sallat und für die Milchspeisen; denn man genießet dieses alles bey einer Mahlzeit.

Die Franzosen wandten ehedem außer den Kosten der Speisen, auch Kosten auf, um sich

zu berauschen: sie haben aber diese Pracht den Deutschen überlassen; und man trinkt zu Paris, blos um sich zu zeigen.

Man kann die Ueppigkeit der Tafel nicht wohl höher treiben. Vor einigen Tagen war ich zum Abendessen, bey einem Finanzier dieser Stadt eingeladen, dem seine großen Reichthümer die Zunge und den Geschmack so sehr verfeinert haben, daß solches bis zur Ausschweiffung geht.

Nachdem die Gesellschaft die drey Mahlzeiten, zufolge der ersten Gänge gethan hatte, bat uns der Hausherr aufzustehen. Man führte uns in ein andres Zimmer, wo der vierte Gang zubereitet war. Dieses bestund in einem Walde, der auf eine mit großen Bäumen, woran Früchte von allen Jahrszeiten hiengen, künstlich bedeckten Tafel kunstreich in Ordnung gestellet war. Ein Concert von Nachtigallen ließ, zum Vergnügen der Anwesenden, sich mitten aus dem Walde hören.

Eben derselbe Finanzier hat Nachtische von Kunstfeuern ersonnen, die er bey seinen Abendmahlzeiten mit vielem Beyfall vorgestellet hat.

Man glaubt, es werde bey diesem Luxus nicht bleiben, sondern derselbe noch glänzender werden. Man spricht bereits von einem Herrn, der eine prächtige Tafel hält, daß er einen Aufzug aus der italiänischen Comödie in

lauter

lauter Früchten vorstellen lassen wolle. Arlequin und Scapin sollen pantomimische Auftritte spielen. Es giebt einen noch sinnreichern Herrn, welcher die ganze französische Oper durch den Nachtisch aufzuführen sich vorgenommen hat. Ich glaube, dieses Schauspiel ließe sich mit Eiß weit besser bewerkstelligen; denn es ist an sich sehr frostig. Wenn in einer Regierung keine Gesetze wider die Ueppigkeit vorhanden sind, muß man alle diese Nationalthorheiten erwarten.

Hundert und dreyzehnter Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Genua.

Die mechanischen Künste sind in dieser Republik bekannt genug; man hat aber fast keinen Begriff allda von den freyen Künsten.

Jedoch ist eine Akademie zu Genua; aber sie wird nur von denen besucht, die wenig genug Genie haben, daß sie bloß gelehrt seyn wollen. Die einzige Wissenschaft, so hier

Mode iſt, beſteht in der Kunſt ſein Vermögen zu vermehren, und die Genueſer haben in dieſem Theile des menſchlichen Verſtandes ſo groſſen Fortgang gemacht, daß keine europäiſche Nation ſich rühmen kann, dieſelben zu übertreffen.

Es iſt verboten, andre Kenntniſſe zu beſitzen. Die Bonzen, oder Mönche, ſind an der Spitze der Nationalunwiſſenheit, und ſie verhindern ſtark, daß die Nation Einſichten erwerben kann. Alles wäre verlohren, wenn die Genueſer, die einen feurigen und unruhigen Geiſt haben, annoch zu Erkenntniſſen gelangen könnten.

Die Republik bietet den Abſichten der Geiſtlichkeit die Hand vollkommen. Sie kennet die Gefahr, der ſie ſich ausſetzte, wenn die Wiſſenſchaften einmal in den Staat drängen.

Die Bürger haben nicht die Freyheit, ihre Gedanken, als mit Bewilligung des Senats, drucken zu laſſen, und der Senat verſtattet dieſe Erlaubniß nur denenjenigen, welchen er kein Genie zu haben erlaubt. Auf dieſe Art erhalten ſich die meiſten europäiſchen Regierungen. Die Tyranney hält den Verſtand in der Finſterniß zurück, um ihm die Abſchüttelung des deſpotiſchen Jochs zu verwehren.

Hundert und vierzehnter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Minister zu Peking.

Von Paris.

Es giebt allhier sechzig wohlhabende Leute, die goldene Palläste bewohnen; sie sind n Finanzen gemacht, und man nennt dieseln **Generalpachter.**

Das sind Leute, die dem Könige die Erlaubß, über seine Unterthanen zu tyranniſiren, miethen; sie haben einen Pachtbrief darüber, d bezahlen ihm hundert Millionen jährlich dar; es ist ein gesetzter Preis.

Du kannst Dir leicht vorstellen, daß Perıen, die Vollmacht vom Fürsten haben, s Volk nicht schonen; sie gehen auch mit n darnach um. Den afrikanischen Schwari wird auf eine menschlichere Art begegt. Ich will dir nichts mehr davon sagen; können die Unterthanen des Königs auf Galeeren schicken, bisweilen solche sogar ıichten lassen. Der Monarch ertheilt ihn alle erforderliche Befehle; er tritt ihnen ch, für ihr Geld, einen Theil seines Anse-

hens ab. Es geht alles ordentlich zu. Der König wird bezahlt, und das Volk unterdrückt.

Man achtete dieſe Leute vor dieſem wie den Koth; endlich hat man ſich bequemet ſie anzuſehen; die Großen des Reichs beſuchen dieſelben, und eſſen mit ihnen: und das mußte wohl ſo werden; ſonſt würden gar zu große Lücken im Staat entſtehen. Das Geld würde auf einer Seite, der Adel auf der andern, und die öffentliche Armuth in der Mitte ſeyn.

Von allen Blendwerken der reichen Leute iſt dieſes, meiner Meynung nach, das größte, daß ſie der Regierung haben einbilden können, ſie könne ihrer nicht entbehren. Sie geben zur Urſache an, ſie machten heutiges Tages im Staat ein Finanzenweſen aus, wobey die Krone im Nothfall auf einmal Hülfsmittel fände: das will ſo viel ſagen, ſie ſind jederzeit bereit, dem Könige eine ſo unmäßige Auflage, als er auf ſein Volk legen will, vorzuſchießen, damit daſſelbe nachhero ihnen das Kapital mit den Zinſen bezahle. Dergleichen Maximen können nur in Staaten, wo niemand für das gemeine Beſte wachet, in Schwang kommen.

Hundert

Hundert und funfzehnter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Cotao-yu-se, zu Peking.

Von Paris.

Die Favoritsclavinn ist mit Geschäfften so sehr überhäuft, daß ich nicht weis, wie es anfängt, daß sie nicht unter der Last der Arbeit erliegt. Es ist mir unmöglich, Dir eine richtige Vorstellung von ihrem Leben zu machen; so viel hat dieselbe zu bestreiten. Sie allein hat mehr zu thun, als alle Minister des Königreichs zusammen; denn jeder Staatssekretär hat nur ein Departement, und sie hat solche alle.

Die Kirche, der Krieg, die Finanzen und die Flotte gehet sie an; sie hat in diesen vier Departements den Vorsitz. Außer den Angelegenheiten des Staats liegt ihr die Ernennung zu Aemtern und Bedienungen ob. Stirbt ein französischer Kardinal, so muß sie gleich an Vergebung dieses Huts gedenken. Wenn ein mißvergnügter General seinen Abschied nimmt, so muß sie diese Stelle ersetzen. Ist der Posten des Generalcontrolleurs ledig, so muß

muß sie dessen Nachfolger ernennen. Ist kein Minister über den See-Etat da, so muß sie diesen Platz besetzen.

Nach diesen ersten Ernennungen folgen die zweyten. Wenn ein Bischof in seinem Bißthum krank liegt, macht sie ihn zum Erzbischof, damit er die Luft verändert. Wenn ein Brigadier höher steigen will, und er Freunde hat, die für ihn sprechen, giebt sie ihm das Hauptkommando. Will eine reiche Privatperson Pachter werden, so trägt sie Sorge, daß er für sein Geld einen guten Pacht erhalte.

Auf die zweyten Ernennungen kommen die von der dritten Klasse. Sie ernennt die königlichen Aebte, die Großpriors; sie vergiebt Regimente, macht Hauptleute, bestellet Aufseher über die Pachter, sorgt für das Privatwesen, und besetzt alle Verwaltungen im Königreiche.

Das ist noch nicht alles: Es kommen Couriers von auswärtigen Höfen, sie muß geschwind zum Könige sich verfügen, um den Innhalt der Depeschen zu sehen, und mündlich die Antworten darauf zu ertheilen. Unterdessen langen Gesandte an, man muß ihr Anbringen wissen; andre gehen ab, man muß ihnen die Abschiedsaudienz ertheilen.

Kaum ist dieses gethan, so muß man an Erhöhungen der Staabsofficiers arbeiten, Statthalter-

alterschaften austheilen, die Gnadengelder be-
immen, Ritter des heiligen Ludwigs machen,
i Gesandschaften ernennen, Sekretärs zu
lbgesandten machen, Creditivbriefe ausferti-
en, neue Befehle ergehen lassen, Ministers
bsetzen, in Bedienung stehende Männer des
andes verweisen, sich einen neuen Anhang
achen.

Dieses ist jedoch nur das große Kabinet;
as kleine beschäfftiget sich nicht weniger Man
uß Nachricht einziehen, was das Volk von
er jetzigen Regierung sagt. Wieder eine Ar-
eit! Hier muß man Privataudienzen geben,
eheime Berichte einziehen, die Briefe der
ensionisten lesen, die fürs Ausspähen besol-
et werden, Leute durch die verborgene Trep-
e ins Zimmer führen lassen, von allen Miß-
ergnügten im Staat benachrichtiget seyn, wis-
n, was für Große sich von der Krone wen-
en, ihre Absichten erforschen, ihre Ränke
ntwickeln, die Maaßregeln darnach nehmen,
e Mißvergnügten befriedigen, einigen durch
Belohnungen den Mund stopfen, andre durch
länzende Ehrenämter wieder an sich ziehen,
e schwürigsten aus dem Reiche verbannen,
e gefährlichsten in die Bastille schicken ꝛc.

So viel von der öffentlichen Verwaltung;
e hat aber noch eigene Geschäffte. Man
uß sich bereichern, ein großes Glück machen,

unermäßliche Summen zuſammenbringen, einen Schatz haben, ihn vermehren, mit beyden Händen zugreifen, aus allem Geld machen, Millionen anhäufen, ſolche geltend machen, verbinden, verwalten, vermehren, und ſie unterbringen.

Alle dieſe Arbeit aber iſt nichts in Vergleichung einer andern; ich meyne die Mühe, die ſie ſich giebt, um die Bezauberung des Monarchen zu unterhalten; und dieſes iſt das allerbeſchwerlichſte. Sie muß allen, was dem Fürſten einen andern Geſchmack beybringen könnte, zuvorkommen. Man muß ihn von Geſchäfften entfernen, in Ergötzlichkeiten verwickeln, ihm manchmal andres Frauenzimmer, ſo man ſorgfältig für ihn ausſucht, erlauben, einen Ekel vor großen Geſellſchaften beybringen, ihn angewöhnen ſich bey ihr allein aufzuhalten, ihn zerſtreuen, die Zeit ihm vertreiben, ihn luſtig und aufgeweckt erhalten, die Gewiſſensreue von ihm verbannen, ſeinen Ueberlegungen zuvorkommen, verhüten, daß ihn der Satan nicht erſchrecke, vorbeugen, daß die ſchwarzen Bonzen ihn nicht zu ſehr einnehmen, ihn durch kleine luſtige Mährgen in Athem halten, tändeln, ſcherzen, lachen, ſingen, Comödie ſpielen, ganze Nächte mit ihm zubringen, ihn alle Abende zufrieden hinweggehen laſſen, und ihn des folgenden Tages ausdrück-

drücklich wieder zu sich nehmen, um ihn vergnügt zu machen.

Glaubest Du, daß die Gunst eines Fürsten auf solche Art wohlfeil zu stehen komme? Wäre ich ein Frauenzimmer, ich möchte nicht diese Mühe über mich nehmen, um allen Königen in der Welt gebieten zu können; und wäre ich ein König, ich wollte, für das schönste Frauenzimmer auf Erden, mich nicht so regieren lassen.

Hundert und sechzehnter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an Ebendenselben, nach Peking.

Von Paris.

Ich habe Dich bereits von dem weiblichen Putztische unterhalten, aber von dessen Vortheilen habe ich Dir noch nichts gesagt.

Ob sich gleich das Frauenzimmer allhier entblößet sehen läßt, so verbergen sie dennoch sorgfältig ihr Gesicht. Es bestreichet sich mit einem weissen sehr dünnen Mastix, wozu man eine rothe Farbe thut, die man mit einem Pinsel aufs Gesichte trägt.

Die Masken sind so künstlich gemacht, daß man solche für wirkliche Gesichter ansehen soll-

te. Fremde irren ſich beſtändig darinnen, ich will Dir aufrichtig bekennen, ich wurde ſelbſt dadurch betrogen. Hätte man mir das erſte mal, als ich auf den Schauplatz gieng, nicht vorhergeſagt, daß alles Frauenzimmer in den Logen verlarvt wäre, ich hätte es nicht für Masken angeſehen. Zwar wenn man ein wenig genau Acht giebt, ſo kann man den Irrthum merken, denn die Natur hat dieſe Farbe nicht.

Dieſe Maskerade iſt nicht blos für die Schauplätze, ſie findet beym Spaziergehen und gewöhnlichen Beſuchen ſtatt. Man trägt dieſe Maske ſogar in die Pagode; denn die Europäerinnen halten heut zu Tage ſo ſehr auf das Incognito, daß ſie ſich auch Gott dem Vater ſelbſt nicht mit bloßem Angeſichte zeigen mögen. Man behauptet, daß die franzöſiſchen Hofdamen dieſes Incognito ſeit hundert Jahren beobachten.

Ein Chineſer, der ſich verheyrathet, hat vor der Hochzeit ſeine Frau nicht geſehen. Hier geht man noch weiter; man ſieht dieſelbe nach der Hochzeit nicht. Mancher Ehemann zu Paris hat 10 Jahre bey ſeiner Frau geſchlafen, ohne ſie ein einziges mal geſehen zu haben. Die Weiber verſtatten ihren Männern alle Arten des Beſitzes, ausgenommen ihres Angeſichts. Vielleicht iſt dieſes

eben

eben nicht so übel ausgesonnen, um die Einigkeit im Ehestande zu erhalten; es gehört hier zu Störung des Hausfriedens so wenig, daß oft der weisse und rothe Grund dazu hinlänglich wäre. Das Incognito verhindert die Trennung zwischen den Eheleuten; vielleicht, wenn man sich sähe, würde man sich von einander scheiden. Nichts ist zu Paris leichter, als schön zu seyn; man darf nur einen Kopf haben, um sich ein artiges Gesicht zu machen. Eine jede Weibsperson hält das ihrige in einem kleinen Topfe auf: das Alter schadet ihm nichts, weil der Topf sich immer erneuert. Die hiesige weibliche Schönheit kommt nicht aus dem Lande selbst. Die Lilienfarbe kommt aus Spanien, und die rothe aus Italien. Eine Auflage auf die Schminke würde die weibliche Schönheit zernichten.

Wiewohl es für ein Frauenzimmer eine bequeme Sache ist, sich alle Morgen ein beliebiges Gesicht zu geben, um des Tages über eine gefällige Rolle zu spielen, so weis ich doch nicht, ob das schöne Geschlecht überhaupt hierbey gewinnt. Seitdem die Schminke (dieses ist der Name, den die Europäer dieser Larve geben) aufgekommen ist, streitet man sich nicht mehr um ein Reich, welches stets der Gegenstand des weiblichen Ehrgeizes gewesen ist. Da die Schminke einerley ist, so sind alle Gesichter gleich: es fällt aller Vorzug weg,

weil

weil kein Unterschied mehr da ist. Die Mannichfaltigkeit fehlt der Scene der Schönheit. Das Antlitz, dieses Theater der Seele, hat nur eine Auszierung: die Leidenschaften sind dabey stumm; das Erstaunen, die Verwunderung, die plötzlichen Rührungen zeigen sich nicht mehr.

Die Schminke giebt den Mannspersonen über das weibliche Geschlecht einen großen Vortheil; denn sie können in ihrer Gegenwart so viel Ungereimtes sagen, als sie wollen, ohne daß es davon erblasset, oder durch veränderte Züge die geringste Empfindlichkeit spüren ließ, denn die Fibern, so dadurch in Bewegung kommen, sind völlig bedeckt, und können sich äusserlich nicht zeigen. Man mag die Kunst noch so hoch treiben, sie wird immer eine Sklavinn der Natur bleiben.

Die christlichen Moralisten eifern beständig wider diese Verstellung: sollte es ihnen gelingen, solche abzuschaffen, so weis ich nicht, ob die Entzückung gegen das schöne Geschlecht nicht größer werden dürfte. Die Europäerinnen haben ohnehin schon viele Gewalt über das männliche Geschlecht; was würde nicht geschehen, wenn sie in der Gestalt, die ihnen die natürliche Schönheit giebt, zum Vorschein kämen?

Hundert und siebzehnter Brief.

Fortsetzung von den großen Epochen in Europa, und von dem römischen Hofe, nach Peking.

Von Paris.

Roms Staatsmaxime ist jederzeit gewesen, alles durch Unterhandlungen auszumachen. Hieben fand der römische Stuhl einen großen Vortheil, denn man hatte für ihn gemeiniglich große Hochachtung. Wenn derselbe hingegen auf einen Kampf es hätte ankommen lassen, so würde das Schicksal der Waffen die Streitigkeiten entschieden haben.

Es waren zwar einige Päbste streitbar; diese waren es aber nicht, welche Roms Gewalt am meisten vermehrten.

Nachdem Rom sich ein Ansehen erworben hatte, und alle Mächte errichtet waren, so bestellte es einen Fiscus; wie ihn die Europäer nennen, das ist, eine neue Gattung von Usurpirung, um die Staaten an sich zu ziehen. Rom verlangte nach dieser Einrichtung Königreiche zu erlangen.

Da dessen Ehrsucht sich über die ganze Welt erstreckte, und es seine Gewalt nicht auf Rom allein einschränkte, sandte es oft Commissarien weit weg, um die Zwistigkeit zwischen Regenten beyzulegen; und unter dem Vorwande den Angelegenheiten in der Christenheit vorzustehen, regierte es den politischen und Civilstaat.

Ungeachtet sein System sich zum Frieden zu neigen schien, banden sich dennoch die Päbste nicht so genau daran, daß sie nicht bisweilen davon abgegangen wären: dieses kam auf die Umstände an. War ihnen der Krieg vortheilhaft, und kein andres Mittel, die Fürsten zu trennen übrig, so ließen sie die Nebenursachen wirken. Sie säeten oft den Saamen der Zwietracht unter gekrönten Häuptern aus: denn da sie in allen Dingen blos ihren Eigennutz zu Rathe zogen, und ihrer Größe alles aufopferten, bekümmerten sie sich sehr wenig darum, ob das menschliche Geschlecht dabey zu Grunde gienge.

Manchmal führten sie selbst Krieg. Die Christenheit ist Zeuge von einer Landung in eine Insel, welche sie einnehmen wollten. Gott selbst schwung die Fahne zu dieser Empörung: das Bildniß Christi, welcher zu Folge der Lehrer dieser Secte, in die Welt gekommen war, um das menschliche Geschlecht zu

verscho-

verschonen, wurde von ihnen zum Blutvergiessen gebraucht.

Fast ohne Geld zu haben, hatten die Päbste beynahe zu allen Zeiten große Finanzen.

Man zählet 5 Mittel, wodurch Rom oft alle Reichthümer der christlichen Welt an sich zog. 1) Die Allmosen der Gläubigen. 2) Die Tribute, so ihnen die Nationen erlegten. 3) Die Andacht der Völker. 4) der Verkauf der Indulgenzen und der Reliquien. 5) den Ablaß der Sünden und Verkauf der Dispensationen.

Nach dem Tode eines römischen Mandarins traf man einen so unermeßlichen Schatz an, daß die Reichthümer vieler weltlichen Potentaten zusammen genommen, keinen so beträchtlichen aufweisen konnten.

Von jeher haben die Anhänger Christi Rom bereichert. Nicht nur eine Menge Privatpersonen setzte die Päbste zu Erben ihres Vermögens ein; sondern auch eine große Menge Regenten gaben ihnen ihre Güter.

Die Taxen, die sie den christlichen Völkern unter dem Namen des Petergroschens auflegten, waren unzählig. Alle gekrönte Häupter mußten ihnen zinsen.

Fast zu allen Zeiten war in Europa eingeführt, Gott in der Stadt anzubeten, wo der Pabst sich aufhält, als wenn die Gottheit an diesem Orte mehr, als in einem andern gegenwär-

wärtig wäre, und es in der Welt eine local Andacht gäbe. Man kam bisweilen von 3 oder 400 Meilen dahin, und man glaubte das Paradies durch eine lange Spazierreiſe zu verdienen. Die Jubeljahre, ſo die Päbſte einſezten, bereicherten Rom vollends. Man zählte daſelbſt oft bis auf 300000 Pilgrims. Daraus kann man den Zulauf der übrigen Gläubigen beurtheilen; denn dieſe Indulgenzengewinner von Profeſſion waren nichts, als die Diener der Andacht des Dienſts Chriſti.

Der Abſatz der Indulgenzen und Reliquien war zu allen Zeiten ein reiches Goldbergwerk für die Päbſte. Man ertappte oft ihre Agenten und Legaten an den verſchiedenen chriſtlichen Höfen, die, nachdem ſie ihre Waaren verkauft hatten, mit großen Summen ſich nach Rom zurück begaben.

Dieſe Einkünfte waren deſto größer, da dasjenige, ſo man gab, nichts koſtete. Die Producten des Handels waren unermäslich, weil die erſte Materie, worauf er gegründet war, kein Capital erforderte. Die Chriſten kauften ein Nichts, und bezahlten eine Chimäre gut, welche ihre Einbildung hochſchätzte.

Man verkaufte ihnen die Freyheit, ihre Begierden zu vergnügen. Für Geld konnte man ſeine Mutter beſchlafen, oder ſeine Schweſter ſchänden: alle Sünden hatten ihre Taxe.

Nach

Nach Maaßgebung ihrer Größe bezahlte man ein mehreres. Die Erlassung eines geringen Verbrechens kostete nicht so viel, als eine schwere Sünde. Es war den Päbsten daran gelegen, daß die groben Missethaten sich bey den Christen häuften; desto reicher waren sie, wenn der Atheismus, die Sodomiterey, und andre Greuel sich häuften. Die Seligkeit hatte einen gesetzten Preis; es war erlaubt, in den Himmel auf dem Wege der Verbrechen zu kommen.

Nicht allein die vergangenen und gegenwärtigen Sünden konnte man abkaufen; sondern auch die zukünftigen: ein Christ kaufte die Vergebung aller Bosheiten eines langen Lebens; und betrachtete sich bereits zum voraus als einen Heiligen, ungeachtet er Millionen Sünden begehen konnte.

Dieses Hülfsmittel mußte seine Wirkung thun; denn die Menschen haben von jeher gerne ungestraft Böswichter seyn mögen.

Die Erlaubniß des Alters, der Gelübde, ein Bonze zu werden, oder nicht, bey seiner Nuhme, Nichte, Baase zu schlafen, sich zu verheyrathen und sich zu scheiden, war eine weyte Quelle der päbstlichen Reichthümer.

Diese beständige Entkräftung der weltlichen Staaten wurde die stärkste Stütze der päbstlichen Macht. Dadurch thaten sie 3 Dinge; sie verringerten die Gewalt der Fürsten, hiel-

ten die Nationen im Zügel, und setzten die weltlichen Regierungen auser Stand ihnen zu schaden.

Die Päbste waren nicht mehr arme dürftige Kirchendiener, wie die, so man nach Christi Tode gesehen hatte. Es waren große Fürsten, die Staaten, Einkünfte, einen Schatz, Truppen, Soldaten, einen Hof, Hofleute, Interesse mit allen europäischen Höfen hatten, wo sie Gesandte mit großen Kosten unterhielten.

Die Maximen Roms, welche zu dessen Vergrösserung dienten, waren nicht von einem Menschenalter, oder einem Jahrhunderte her; es war ein zusammenhangendes, methodisches und immerwährendes System, welches von einem Geschlecht zum andern befolget wurde. Rom bediente sich zu Behauptung seiner Größe eben der Mittel, die zu Erlangung dieser Größe beygetragen hatten.

Diese Macht, vor welcher gekrönte Häupter noch heute zu Tage niederknien, hat keinen wirklichen Ursprung. Sie besteht blos in der Einbildung der Menschen. Ihre gänzliche Vernichtung hängt vom Glauben ab. Wenn alle europäische Christen, über einen einzigen Punct, der noch zu erörtern übrig ist, einig wären, so würde der Altar mit den Götzen von selbst wegfallen. Zween Mandarins schnitten ihm vor 200 Jahren beyde Arme ab:

es dürften nur noch 2 Reformatores kommen, so wird an sie nicht mehr gedacht werden.

Hundert und achtzehnter Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Genua.

Man hält die Genueser unter allen Völkern in Europa für die boshaftesten; dieses muß wohl wahr seyn; denn jedermann sagt es seit 1300 Jahren, und es geschiehet selten, daß so viele Nationen zusammen sich in einer Sache irren.

Es kommt, wie ich glaube, von der von jeher unersättlichen Gewinnsucht dieses Volks. Man trifft Staaten auf der Erde an, die durch Sparsamkeit ihre Reichthümer vermehrt haben. Genua hat durch Kargheit sich bereichert.

Diese Leidenschaft schreibt sich von weiten her. Sie hat ihren Ursprung in der Verfassung. Man hat zu Genua ein Gesetz, welches edermann sein Vermögen zu bewahren verbinet, und noch eines, kraft dessen niemand das Seinige verschwenden darf: diese Verordnung

iſt für eine Familie eben ſo vernünftig, als ſie für eine Republik, deren Reichthum in dem Umlauf des Geldes beſteht, unvernünftig iſt. Die Genueſer lieben zuförderſt das Geld, und hernach Gott. Die Religion des Eigennutzes geht vor der chriſtlichen her.

Vornehme und Geringe hangen dieſer Lehre an. Hierinn iſt der Glaube allgemein. In der Verehrung der Reichthümer giebt es keine Ketzer bey ihnen. Alles iſt daſelbſt der Sparſamkeit, oder vielmehr dem Geiz ergeben. Hunde dürfen zu Genuá nicht ſeyn; denn die Regierung will keine unnützen Mäuler; und die Hunde verdienen kein Geld. Jedermann treibt in dieſer Stadt ein Gewerbe und eine Art von Handlung. Die Republik ſelbſt kauft und verkauft. Der Fürſt und deſſen Rath ſind Kaufleute. Der Senat kann die Staatsgeſchäffte nicht abwarten, weil er Ballen einzupacken, oder Waaren abzuſenden hat.

Wenn ich den Doge in der ganzen Pracht ſeiner Genueſiſchen Majeſtät abmalen wollte, würde ich ihm einen ſammtnen Thron und damaſtnen Sitz geben. Der Audienzſaal ſollte ein Comtoir, und ſeine Verordnungen, Wechſelbriefe ſeyn. Man ſieht die ernſthafteſten Rathsherren in ihren Magazins verkaufen und kaufen, und in der Banck beſchäfftigter, als in dem Staatsrath ſeyn. Du kannſt leicht

erach-

erachten, daß dieses Volck keine Sitten hat; denn in einem Lande, wo die Liebe zum Gewinn die herrschende Neigung ist, wird der Geiz das Maaß aller Laster.

Wenn jedermann in einem Staate Kaufmann ist, so kann keine Treu und Glauben bey der Handelschaft seyn; denn es treffen einander zu viele Leute auf einerley Wege an, sie müssen sich ausweichen, sich drehen und wenden, daß sie nicht auf einander stoßen: daraus entspringen Umschweife und Ränke; davon aber bis zur Betrügerey ist fast kein Zwischenraum: wenn eine Nation nur halbwege das Geld liebt, überschreitet sie auch diese Gränzen.

Hundert und neunzehnter Brief.

An Denselben.

Von Genua.

Du wirst schwerlich die Rolle, so ich jetzt in dieser Republik spiele, errathen. Ich bin, wiewohl unwürdiger Weise, der unterthänige Sigisbeo einer Genuesischen Dame: meine kleinen chinesischen Augen und meine asiatische Figur haben mir diese Ehre verschafft.

Höre, wie ich zu dieſem rühmlichen Poſten gelanget bin. Ein alter und ſchwacher Sigisbeo hatte ſich durch das viele Laufen nach einer jungen Dame um den Hals gebracht; Ihr Mann, mit dem ich auf einem Caffehauſe eine Art von Bekanntſchaft gemacht hatte, hielt mich für geſchickt, den erledigten Platz zu bekleiden. Er war von Natur ein wenig eiferſüchtig; er glaubte alſo, daß meine ſeltſame Geſtalt wenig Eindruck bey ſeiner Frau machen, und ſeine Ruhe folglich weniger ſtören würde. Zu dem Ende ſchrieb er nachſtehenden Brief an mich:

„Mein Herr Chineſer!

„Wir genueſiſchen Männer ſind zu ſehr, und „unſre Weiber zu wenig beſchäfftiget, „als daß ſie die Zeit ohne Geſellſchaft zubringen „könnten. Sie müſſen einen Galan, einen „Hund oder Affen haben: deswegen wende ich „mich an Sie, um Sie zu erſuchen, bey meiner „Frau eines von dieſen drey Aemtern, welches „Ihnen am beſten gefällt, anzunehmen. Ihr „bisheriger Sigisbeo iſt ſeit acht Tagen todt; „ich biete Ihnen ſeine Stelle an. Meine Frau „iſt jung, und es fehlt ihr nicht an Lebhafrigkeit; ich glaube, Sie werden ſich zuſammen „wohl beluſtigen. Ich erwarte Sie dieſen

„Nach-

Nachmittag bey mir, um selbst Ihnen ihr vor-
zustellen. Ich bin ꝛc. „

Dieses geschah auch, und ich wurde sogleich
n das Amt eines Sigisbeo eingesetzt. Du
weißt, ich habe eine schwarzgelbe Haut, und bin
on kleiner Statur; ich war wegen meiner
figur besorgt, ich fand aber, daß solche der Da-
e ziemlich anstund. Man hat ein europäisches
Sprüchwort, vermöge dessen ein Frauenzim-
er lieber ein Viertheil von einer Mannsper-
n, als gar keine haben will.

Ich hatte ganz und gar keinen Begriff von
m Amte eines Sigisbeo; ich bat also den
Mann, mir darinn Unterricht zu geben; dieses
at er des andern Tages mittelst folgender Ar-
kel:

Pflichten eines Sigisbeo.

I.

Der Sigisbeo muß alle Vormittage unaus-
eiblich um 9 Uhr bey seiner Dame seyn, um
r in dem Bette die Chocolade, oder den Cof-
r selbst zu reichen.

II.

Wenn er ins Zimmer tritt, soll er bedacht
yn, die Fenster zu öffnen, damit, wenn er die
Dame in ihrem Bette bedient, er wohl sehe,
as er macht.

III.

Verlangt die Dame eine Stecknadel von ihm, um ihr Hemde, zu Bedeckung ihres Busens, oben zuzustecken, muß er im ganzen Zimmer darnach suchen; und ungeachtet zwey oder dreytausend auf dem Putztische lägen, muß er doch keine zu finden wissen.

IV.

Im Fall ihre Aufwärterinnen nicht im Zimmer seyn sollten, wenn sie aufstehen will, soll der Sigisbeo deswegen nicht hinausgehen; sondern sie vielmehr ankleiden helfen.

V.

Wenn sie an ihrem Putztische ist, soll er, wie ein Bedienter hinter ihr stehen, damit er bey der Hand sey, um alle nöthigen Ingredienzen, die zur Zubereitung eines genuesischen Gesichts kommen, ihr zuzulangen. Er soll ihr wechselweise Schminke, Muschenschachtel, Pommade zu den Lippen anbieten, ohne diese Werkzeuge der Schönheit zu verwechseln.

VI.

Nach geendigtem Putztische soll er ihr die Hand reichen, um sie nach ihrer Sänfte zu führen, und in die Messe begleiten, wobey er vor, oder neben der Sänfte, gleich einem Laken, gehen muß; solchergestalt soll er den Sänftenträgern

trägern zuvor kommen, und ganz außer Athem an der Kirchthüre anlangen, um ihr das Weihwasser anzubieten.

VII.

Des Abends soll er sie nach dem Schauspiel führen, und allda neben ihr sich niedersetzen.

VIII.

Im Winter soll er die Unterhosen ihr geben, und solche ihr selbst anlegen ꝛc.

Es sind noch viele andre Unterweisungen von dem Amte des Sigisbeo; sie sind aber geheim, und die genuesischen Männer müssen thun, als ob sie solche nicht wüßten.«

Ungeachtet deiner Ernsthaftigkeit würdest du dich nicht enthalten können zu lachen, wenn du mich in der verordneten Tracht eines Sigisbeo sehen solltest. Ich bin vom Kopf bis zu den Füßen schwarz gekleidet; ich habe einen kleinen Mantel von eben derselben Farbe über den Schultern, nebst einer großen Peruque, die ein halb Duzend chinesische Gesichter in sich fassen könnte.

Im übrigen bin ich nicht der einzige Ausländer, der mit diesem herrlichen Titel gezieret ist. Man findet in der Universalhistorie des Sigisbeoamts zu Genua eine große Menge Engländer, Franzosen und Spanier; und es ist noch nicht lange Zeit, seitdem ein französischer Gene-

ral eine Frau ſigisbeirte, als die Deutſchen die Stadt ſtürmeten.

Hundert und zwanzigſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Kie-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Ich kenne auf der Welt keine Regierungsform, die ſchlechter eingerichtet wäre, als die gelehrte Republik: ſie hat weder einige Ordnung, noch Geſetze. Ihre Unterthanen, die man Schriftſteller nennt, ſind mehrentheils Räuber, die vom ſtehlen und plündern leben: jeder eignet ſich fremdes Gut zu, und giebts für das ſeinige aus. Die Griechen und Römer, welche denſelben einen großen Schatz aufzuheben gaben, werden ohne Barmherzigkeit täglich beraubet. Man heißt dieſe gelehrten Diebe Plagiarier, das iſt, Scribenten, deren Werke andern zugehören, und welche niemals geſchrieben hätten, wenn andre nicht ihre Vorgänger geweſen wären.

Es iſt anitzo in Europa nichts leichter, als ein Buch zu verfertigen; das Genie hat dabey gar nichts zu thun, es iſt ein Werk des Gedächtniſſes.

nisses. Man darf nur eine Sammlung alter und neuer Schriften gelesen haben, die Stellen, die Anecdoten, und die feinen Züge daraus behalten; das übrige geht die Feder an: diese muß die Materialien ordnen, und der Verfasser die Arbeit, so zu sagen, auf dem Weberstuhl ziehen.

Einen neuern europäischen Scribenten kann ich nicht besser, als mit einem Gärtner vergleichen, der in ein Erdreich von etlichen Morgen Landes, Bäume aus allen Welttheilen pflanzet, und für seine Person nichts, als die Handarbeit dabey verrichtet. Hier ist ein großer Streit. Man wirft die Frage auf, ob die alten Schriftsteller vor den neuern den Vorzug haben? Man würde diese Frage nicht thun können, wenn die Alten nicht vorhanden wären; denn es steht zu vermuthen, daß die Neuern nicht geschrieben haben würden, wenn die Alten ihnen nicht vorgegangen wären: wenigstens behielten jene nichts übrig, wenn man aus ihren Schriften hinweg nähme, was diesen zugehöret. Die heutigen Scribenten haben ihnen sogar den Witz zu danken, den sie bey dieser Untersuchung an Tag legen, denn in ihren Beweisen führen sie stets diese Alten an, so, daß selbst die Gründe, die man von der Unzulänglichkeit der Alten vorbringt, deren Vorzug überzeugend darthun.

Ungeachtet man täglich in Europa Bücher macht, ſo ſchreibt man dennoch ſeit langer Zeit nicht mehr. Die Schriftſteller thun nichts, als wiederholen; ſie ſagen, was bereits geſagt iſt.

Heutiges Tages hält man ſich nur bey der Form auf; man ſucht dem Verſtande eine Einkleidung, und alten Gedanken eine neue Wendung zu geben. Ein Originalſcribent iſt derjenige, ſo in einem neuen Lichte, was alle Welt weis, vorſtellen kann.

So ſind die heutigen berühmten Männer in Europa beſchaffen, und ſie ſind auf ihren Autortitel ſo ſtolz, daß ſie alle übrige Menſchen als armſelige Sterbliche anſehen, die ſie nicht würdig halten, einerley Luft mit ihnen zu ſchöpfen.

Hundert und ein und zwanzigſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Miniſter in Peking.

Von Paris.

Ich wollte lieber, daß ein Volk kein Genie hätte, als daß es daſſelbe zu Feſtſetzung ſolcher Maximen anwendet, die dem menſchlichen Geſchlechte nachtheilig ſind.

Vor

Vor acht Tagen befand ich mich in der Gesellschaft zweener Staatsleute, die von den jetzigen Veränderungen in Europa sprachen. Nach einigen Anmerkungen über die unglücklichen Zufälle, welche diesem Welttheile begegnen, und nach vielen sehr sinnreichen Beobachtungen, so unwidersprechlich darthun sollten, das Europa höchst unglücklich sey, schlossen sie, der Krieg wäre ein nothwendiges Uebel. Sie stützten diese Auflösung auf Grundsätze, die, wie sie sagten, aus der Natur der Dinge genommen wären.

Diese Herren fiengen es folgender gestalt an, um die unvermeidliche Nothwendigkeit, einander zu erwürgen, zu beweisen. „Der „Mensch genießt in dem natürlichen Zustande „den Frieden; aber die Vereinigung mit seines gleichen, welche ihn den Gesetzen der „Abhängigkeit unterwirft, bringt ihn um „dieses Recht. Der Krieg fängt von einem „Menschen gegen den andern Menschen an, „woraus der Krieg einer Nation wider die „andre folgt. Die Gesellschaft selbst führt „ihn ein.„ Sie nannten dieses ein strenges Recht, sie hätten noch besser gethan, es ein barbarisches zu heißen.

Meine Herren, sagte ich zu ihnen, erlauben Sie mir, etliche Fragen hierüber an Sie zu thun. Können sie mir wohl sagen, woher es komme, daß die Löwen einander nicht auf-

auffreſſen? Weil die Löwen, gab mir einer von ihnen zur Antwort, Thiere ſind, welche die Geſetze der Geſellſchaft nicht kennen. Sehr wohl, erwiederte ich, erklären Sie doch nun, wenn ich bitten darf, was ſie unter der Geſellſchaft verſtehen? Die Vereinigung der Menſchen, verſetzte er. Vortrefflich! Beſteht denn, fuhr ich fort, dieſe Vereinigung darinn, daß man einander aufreibt? Ganz und gar nicht, ſetzte er hinzu, vielmehr iſt ihr Gegenſtand die Erhaltung. Wie kann man alſo, fragte ich ihn, eine Sache mit dieſen Namen belegen, die augenſcheinlich auf ihren Untergang abzielet?

Die Franzoſen wollen nie Unrecht haben. Wenn man ſie aus einer Verſchanzung treibt, verſtecken ſich dieſelben gleich hinter eine andre, und ſtreiten mit neuen Waffen. Sein zweyter Beweis, den er mir anführte, um die geometriſche Nothwendigkeit, einander aufzureiben, darzuthun, lautete alſo:

Der politiſche Staat, ſagte er, hat wie der menſchliche Körper eine Abführung nöthig, ſonſt würde er berſten; die Aderlaſſe ſind ihm heilſam. Ohne die Kriege würde Europa zu ſtark bevölkert ſeyn, die Einwohner würden einander aufzehren. Weil die Erde ihnen nicht hinlänglichen Unterhalt verſchaffen kann, würde die Hungersnoth größere Uebel, als die Canonen, verurſachen.

Die

Die Schlachten erhalten das Gleichgewicht, und verhindern, daß nicht andre Landplagen die Erde verwüsten.

Es ist entsetzlich, daß dergleichen Maximen dem menschlichen Verstande einfallen können, und daß man ein System errichtet, um sich, aus Furcht vor der Vertilgung, selbst auszurotten. Man beleidiget die Natur, daß man ein Mittel zu ihrer Vernichtung braucht, um ihre Vernichtung zu verhindern; das heißt der Gottheit ein physikalisches Uebel in ihrem Werke vorwerfen.

Gleichwohl wird diese Maxime in ganz Europa angenommen. Man behauptet sie bey Hofe und in der Stadt; man findet sie gedruckt in allen Büchern. Sie gilt anjetzo so viel, daß, wenn einige Europäer auf den Einfall geriethen dawider zu schreiben, man sie als Leute ansehen würde, deren eingeschränkter Geist dergleichen hohe Begriffe nicht fassen könnte.

Vielleicht hat die Lehre Christi zu Annehmung dieses Satzes beygetragen, denn die Völker sind wie die Religionen. Das Buch des christlichen Confucius ist mit Kriegen angefüllt, nicht nur die Menschen, sondern auch die Engel kämpfen sich darinnen.

Hundert und zwey und zwanzigster Brief.

An Denselben, zu Peking.

Von Paris.

Eben diese Staatsmänner, welche den Ausspruch gethan hatten, der Krieg sey ein nothwendiges Uebel, warfen hernach die Frage auf, ob es rechtmäßige Kriege gäbe? Die Entscheidung dieser Frage kommt darauf an, ob die Leidenschaften der Fürsten billig und gerecht sind, und ob der Ehrgeiz, der solche stets erregt, auf die Billigkeit und Redlichkeit sich gründet; oder mit andern Worten, ob die Begierde, alles zu erobern, ein Recht ist.

Nie würden Kriege unter den Menschen entstehen, wenn ihre Regenten gerecht wären, weil diese allen Ursachen, die solche veranlassen könnten, zuvorkommen würden. Die Menschlichkeit, die Frömmigkeit, das Mitleiden, welches die vornehmsten Eigenschaften der Gerechtigkeit sind, würden alle Veranlassung zur Uneinigkeit und Zwietracht ersticken.

Wenn die Regenten, welche gemeiniglich Schuld daran sind, gerecht wären, so würden sie wissen, daß es den Gesetzen der Natur zuwi-

zuwider ist, dieselbe zu vernichten; daß sie die Gottheit selbst beleidigen, indem sie deren Werk zerstören; daß das Blut eines einzigen Sterblichen ihr kostbarer ist, als alle Reiche der Welt; daß es ein Völkerrecht der Menschen giebt, deren Gesetze dem Interesse der Könige vorgehen; und daß man selbiges übertritt, wenn man Millionen Menschen, fast immer wegen eines Mißverstandes, aufopfert.

Ich sage, man sündiget nicht allein wider die Natur, die Gottheit und das Recht der Nationen, sondern auch wider die Menschlichkeit, welche nur allein die Gesellschaften aufrecht erhalten kann; daß es eine abscheuliche Grausamkeit ist, wenn man alles mit Feuer und Schwerd verheeret, ganze Völker erwürget, Länder verwüstet, Städte einäschert, blos um einige Staatszwistigkeiten, welche die Aufrichtigkeit stets in der Güte beylegen könnte.

Da es nicht wohl möglich ist, daß ehrgeizige Fürsten gerecht seyn können, so ist es moralischer Weise unmöglich, daß die Kriege, so Folgen dieser Leidenschaft sind, es wären; denn die Wirkung kann nicht rechtmäßiger, als ihre Ursache seyn.

Wenn du die Ungereimtheiten der europäischen Rechtslehrer lesen solltest, welche in grossen Büchern behaupten, es gäbe rechtmäßige Kriege, du würdest Mitleiden mit ihren Ein-

fällen haben, und dich nicht enthalten können, die Völker zu beklagen, welche sie so weit überreden, daß sie ihnen ein gesetzliches Recht daraus machen. Ich bin die Geschichte der europäischen Kriege seit 200 Jahren durchgegangen, und alle gründen sich ohne Ausnahme auf diese vorgefaßte Meynung.

Was für Gerechtigkeit kann man von Fürsten erwarten, die sich selbst zu Richtern in ihren eigenen Sachen aufwerfen, die nichts, als ihr persöhnliches Interesse suchen, die alles zu ihrem Nutzen einrichten; die stets bereit sind, dem eiteln Ruhme einen großen Namen zu hinterlassen, ihre Völker aufzuopfern, und deren Ursachen sich auf das grobe Geschütz gründen? Man darf nur die Manifeste der im Kriege befangenen Mächte durchlesen, sie beschuldigen einander, und berufen sich wechselsweise auf den Ausspruch der Welt, um die Ungerechtigkeit der Kriege zu beweisen, und das ist vielleicht die einzige Sache, worinn die europäische Politik wahr redet.

Man führt zweyerley rechtmäßige Kriege an; den, um den angreifenden Feind zurückzutreiben, und den, welcher einen angegriffenen Bundesgenossen vertheidiget: in dem ersten Falle wäre nur die Hälfte des Kriegs gerecht; denn ein Fürst, der den andern in die Nothwendigkeit setzt, sich zu vertheidigen, ist ein Tyrann. Vielleicht ist auch das Recht dieses Vertheidigungskriegs, von dem die europäischen Rechtslehrer in ihrem Staats-

rechte so viel Aufhebens machen, so gar gegründet nicht; denn öfters hat es in der Macht des sich beschützenden Theils gestanden, dem Angriffe zuvor zu kommen.

Was den Beystand betrifft, den man einem Bundsgenossen schuldig ist, wäre es besser sich zu bemühen, ihm den Frieden zu verschaffen, als ihm während des Kriegs zu helfen.

Hundert und drey und zwanzigster Brief.

Derselbe an den Mandarin Kie-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Die allgemeine Gesellschaft ist zu Paris in kleine Corps abgetheilet, welche man Cotterien nennt. Eine jede Cotterie hat ihre absonderliche Art und Weise.

Ein Pariser von der Cotterie Marais, den man in die Cotterie der Vorstadt St. Germain bringt, befindet sich in einer neuen Welt, deren Sitten und Gebräuche ihm unbekannt sind. Es ist für ihn gewissermaßen ein parisisch Indien. Er braucht lange Zeit, um sich nach dem Geschmack und Genie der Ein-

wohner zu richten, deren Grundſätze und Gewohnheiten ihm ganz fremd vorkommen.

Obgleich dieſe kleinen Welten binnen den Ringmauern von Paris ſind, iſt doch oft das Land einer Cotterie von der andern auf 1000 Meilen entfernet.

Die Weibsperſonen, ſo hier alle Privilegien haben, haben dennoch dieſes nicht, in einer neuen Cotterie nicht fremd zu ſeyn.

Ich befand mich neulich in einer dieſer kleinen Geſellſchaften aus dem luxemburgiſchen Stadtviertel, als eine Dame aus der Straße St. Denis zum erſtenmal allda eingeführet wurde.

Die Anweſenden fiengen ſogleich an, ihre Geſtalt zu muſtern; man unterſuchte ihre Züge, nachgehends ihr Anſehen, ihre Statur, und ihre Stellung, die man lächerlich fand ꝛc.

Kaum hatte ſie gegen die Frau vom Hauſe ihre erſten Complimente abgelegt, als ein jeder über ihre Ausdrücke lächelte. Man könnte ſagen, eine jegliche dieſer Geſellſchäften habe ein ihr eigenthümliches Genie, und daß, was in einer Cotterie witzig iſt, in einer andern Dummheit genennt werde.

Bloß die Hofdamen haben das Recht, nirgends fremd zu ſeyn. Wenn ſie ihre Verdienſte aufs tiefſte erniedrigen wollen, bewundert man aufs erſtemal ihren entſcheidenden Ton und vielbedeutende Manieren. Man erlaubt ihnen auch, alle ihre Thorheiten und ungereimtes Weſen allda zu zeigen, das iſt, auf Unkoſten

des

des Verstandes, der gesunden Vernunft und der Urtheilskraft daselbst zu glänzen. Dieses Privilegium kommt in gerader Linie von dem Schlosse zu Versailles.

Hundert und vier und zwanzigster Brief.

An Denselben, nach Peking.

von Paris.

Vor Zeiten tödteten die Franzosen einander aus Lust: ihr Leben beruhete auf einer Kleinigkeit: Ein Blick, eine Geberde, ein Wort war genug, um einander ein Cartel zuzuschicken, welches ein freywilliger Mord war, wodurch zwey oder mehr Personen eins wurden, sich nach einem gewissen Orte zu begeben, um einander daselbst umzubringen.

Diese Völker hatten damals keine auswärtigen Kriege nöthig. Ihre innerlichen konnten schon den Staat entvölkern. Man sah Schlachtordnungen von Duellanten, wo fast alle auf dem Schlachtfelde blieben.

Ungefehr seit hundert Jahren schaffte einer von ihren Königen diesen Mißbrauch ab. Er machte eine Verordnung kund, kraft deren er seinen Unterthanen, einander zu tödten, verbot; dieser Befehl aber diente in der Folge zu nichts, als sie in eine neue Verwirrung zu setzen.

Denn man verliert seine Ehre, wenn man das Gesetz befolgt, und wird bestraft, wenn man dawider handelt.

Ein Mensch, der sich der Verordnung des Fürsten unterwirft, wird als ein Ehrloser betrachtet, jedermann fliehet ihn, er wird aus der Gesellschaft, als ein unwürdiges Mitglied, verbannt; und wer solche nicht beobachtet, wird als ein Störer der öffentlichen Ruhe angesehen; man verfolgt ihn, entzieht ihm seine Güter, und nimmt ihm wohl gar das Leben, dessen man ihn nicht würdig hält.

Dieses kommt daher, weil die Privatvorurtheile nicht mit dem allgemeinen System übereinstimmen, und ein jeder sich eine Regierungsform nach seinem Kopfe machet.

In China ist die erste Pflicht, den Gesetzen Folge leisten, und es giebt keinen besondern Fall, wo ein Bürger entehret seyn kann, wenn er nicht gehorchet.

Hundert und fünf und zwanzigster Brief.

Ebenderselbe an den Mandarin Kie-touna, zu Peking.

Von Paris.

Du willst gerne die Mittel wissen, welche die abendländischen Völker, um gelehrt

lehrt zu werden, anwenden: dieses will ich Dir sagen: es ist nichts leichter. Das geht so zu.

Das ganze europäische Genie ist in großen Bibliotheken eingeschlossen, wo Millionen Bücher beysammen stehen. Diese Bücher formiren die Vorrathskammer des Verstandes, woraus ein jeder Europäer so viel nimmt, als er dessen bedarf.

Um die Kenntnisse nicht zu verwirren, hat eine jede gelehrte Gattung ihr Quartier, wo ihre Autores benannt sind, und sie darf aus diesem Bezirk nicht weichen; denn sie würde sich in einem fremden Lande befinden, wo sie sogar den Namen der Einwohner nicht kennete.

Die ganze Mühe besteht in der Aufsuchung. Man blättert in diesen Büchern lange Zeit, und oft sein ganzes Leben hindurch, ohne das Genie darinn zu finden, so man sucht. Wer so glücklich ist, es anzutreffen, ist ein Auserwählter in den Wissenschaften: dieses macht den ganzen Unterschied zwischen Gelehrten und Ignoranten aus.

Wiewohl man seit mehr als zwanzig Jahrhunderten an der Bibliothek der Wissenschaften arbeitet; hat man mich dennoch versichert, das Wissen sey immer noch in eben dem Grade, und das europäische Genie habe seit 2000 Jahren keinen Zollbreit Land gewonnen. Ich glaube es gern, denn man legt in das Verstandsmagazin nichts, als was man daraus

nimmt: man will so gar sagen, daß man weniger hinein legte, als man heraus nähme. Wenn dieses wahr ist, wäre die Bibliothek der Wissenschaften selbst ein Hinderniß ihrer Vollkommenheit, und es würde daraus entstehen, daß man durch vieles Lesen endlich so weit käme, gar nichts zu wissen.

Man kleidet beständig die Gedanken der Alten nach einem neuen Geschmack ein; wenn aber alle witzige Moden verbraucht seyn werden, so bleiben nichts, als die ersten Elemente der Erkenntnisse übrig, die sich alsdenn von neuen Wendungen entblößet finden, und also in das Nichts, woraus sie gekommen, wieder verfallen werden.

Die Menschen sind überhaupt zu den Wissenschaften nicht geschickt: eingeschränkte Wesen können dasjenige, was an sich gränzenlos ist, nicht fassen; aber von allen einzeln Menschen, welche die Erde bewohnen, sind vielleicht die Europäer am wenigsten dazu fähig.

Diese Völker haben eine Menge Vorurtheile, wovon die meisten übrigen Nationen frey sind. Sie haben zu viel Feuer, zu viel Geist, zu viel Lebhaftigkeit; sie pflegen zu starke Bekanntschaft mit einander: die Gesellschaft selbst ist ihrem Wissen hinderlich. Diese Menge Zeitvertreib, Vergnügungen, Einfälle, die auf einander stets folgen, bringt ihrem Verstande einen Leichtsinn und natürlichen Unbestand bey, welcher den Fortgang in den Künsten

sten hindert. Man müßte, so zu reden, das europäische Genie umschmelzen, damit man ihm diese Art des nöthigen Bestands gäbe, um das wahre Wissen zu erwerben. Vielleicht müßte man auch ihr Clima ändern, welches auf ihr Genie einen zu großen Einfluß hat.

Je mehr man die Welt untersucht, je weniger Erleichterung der Wissenschaften findet man daselbst.

Amerika ist von Natur ohne Genie. Afrika hat keine Talente. Asien theilt sich nicht genugsam mit; und die Europäer sind gar zu umgänglich.

Hundert und sechs und zwanzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an Denselben zu Peking.

Von Paris.

Die hiesigen Unterthanen sind von dem Fürsten so weit entfernt, daß er sie nicht anhören kann. Das Geschrey der unterdrückten Unschuld hält immer auf dem halben Wege zum Thron inne, und verliert sich in den öffentlichen Klagen. Der Monarch weis niemals die besondern Ungerechtigkeiten, welche in dem Staate vorgehen.

Vor etlichen Tagen klopfte früh morgens ein Mensch von ziemlich gutem Ansehn an meine Thüre, um mich um ein Allmosen zu bitten. Er sagte mir, er wäre ein Unterthan des Königs von Frankreich. Ich komme, setzte er hinzu, Ihnen ein Factum zu überreichen, das eine himmelschreyende Ungerechtigkeit enthält, die mir von einem Tribunal dieses Königreichs widerfahren ist, welches mir an meiner Ehre und an meinem Leibe einen Schandfleck angehängt hat. Wer sind Sie, fragte ich ihn, Mein Herr? Ich bin, antwortete er, ein entwichener unglücklicher Galeersclave. Sind Sie stets in diesem Zustande gewesen? Nein, sagte er, vor kurzer Zeit war ich noch Schöppe und Aufseher über die Einkünfte der Stadt Straßburg in der Provinz Elsaß, von dannen ich durch ein schreckliches Urtheil auf die Galeeren geschickt worden bin. Wenn Sie, versetzte ich, die Ungerechtigkeit erweisen können, wird es Ihnen leicht seyn, Genugthuung zu erhalten; der König in Frankreich, dessen Unterthan Sie sind, ist gerecht, er wird nicht zugeben, daß einer von seinen Unterthanen so großes Unrecht leide. Wozu hilft seine Gerechtigkeitsliebe, erwiederte er, wenn die meisten seiner Beamten unredliche Leute sind? Schreyen Sie aus allen Kräften, wider den Schimpf, den man Ihnen erwiesen hat, fügte ich hinzu; zeigen Sie sich überall. Das kann ich nicht, wandte er

ein,

ein, ich bin gezwungen mich verborgen zu halten: Der Rechtsspruch, so ungerecht er auch ist, ist einmal da. Wenn ich mich sehen ließe, würde man mich auf die Galeere, wovon ich mich gerettet habe, zurück schicken. Außerdem verlangen wenig Leute mich zu sehen, und niemand will sich meiner annehmen. Ich bin durch die Hand des Henkers mit Ruthen gestäupet und gebrandmarket, und Zeitlebens auf die Ruderbank verdammt worden, mit welcher Strafe in diesem Staate die ärgsten Bösewichter belegt werden. Haben Sie denn nicht dem Könige durch Memoriale ihre Klagen vorgestellt? Ich habe viele an denselben aufgesetzt, antwortete er, es ist aber keines davon bis zu ihm gelanget. Meine Feinde, die mir so schändlich begegnet haben, halten den Zugang zum Fürsten besetzt. Ich bin genöthiget, meine Beschwerden drucken zu lassen. Inzwischen bin ich ein verlassener, bedrückter und elender Mann. Sie werden in diesem Factum, fuhr er fort, eine vollständige Geschichte des abscheulichen Unrechts, so man mir gethan hat, finden, wie auch des Bösewichts seine, der die Richter dahin vermocht hat, daß dieselben mich zu einer Strafe verurtheilt haben, die seine Monopolien verdienten, und die er mir zugezogen hat, um sich selbst davon zu befreyen.

Es erhellet aus der Schrift, die ich gelesen habe, daß die Stadt Straßburg von einem

königlichen Magistrat, den man Prätor nennte, welcher das Volk dieser Provinz mit allerhand Drangsalen plagte, worwider der Verfasser des Factum sich beständig geleget hatte, regieret würde; daß der Prätor aus Unwillen gegen diese Kühnheit, ihn zu verderben beschloß, und daß er zu dem Ende Richter bestach, die das Urtheil sprachen, über welches er sich in seiner öffentlichen Schutzschrift beklaget.

Hundert und sieben und zwanzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Meyland.

Meyland *), wo ich seit einigen Tagen bin, ist eine Stadt voll Pracht und Herrlichkeit. Die Ueppigkeit, so darinn herrscht, ist wie in Frankreich, eine Folge der öffentlichen Dürftigkeit. Es giebt hier Leute, die keine Schuh haben, und doch zwey Carossen halten. Nichts kommt einer pariser Vorstadt gleicher, als die Stadt Meyland. Diese zwey Völker selbst sind einander in ihren Sitten und Manieren ähnlich. Wären die Meyländer weder eifer-

*) Der chinesische Kundschafter reiset nicht ordentlich durch Italien.

eifersüchtig, noch abergläubisch, so würde man sie für Franzosen ansehen. Eine italiänische Nation kann es aber ungestraft nicht seyn. Es ist immer etwas, so sie verräth.

Ehedem hatte Meyland seinen Herzog, und hieng bloß von ihm ab; anjetzo ist es unter der Bothmäßigkeit einer fremden Macht, die es unaufhörlich durch Auflagen aussauget, welche, da sie auswärts gehen, für den Staat verloren sind. Der Wiener Hof, dem es unterthan ist, miethet einen Statthalter, um an seiner Statt das Regiment zu verwalten. Dieser Statthalter ist Regent eines italiänischen Staats. Es geschiehet, wie ich glaube, nur in Europa, daß man regierende Fürsten sich von ihrem Throne so weit herablassen siehet, um besoldete Lehrmeister eines fremden Volks zu werden.

Hundert und acht und zwanzigster Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an den Mandarin Kie-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Ich habe Dir in einem meiner Briefe gesagt, daß die europäischen Kriege die Folgen von einer ein wenig übergelaufener Galle, oder eines

eines trocknen, ſcharfen und erhitzten Geblüts der Regenten wären. Ich habe dieſen Einfall nicht allein gehabt, ein politiſcher Europäer hat eben dieſe Gedanken geäußert, und dieſem zu Folge iſt vor kurzem von ihm ein Plan zum allgemeinen Frieden ans Licht gegeben worden, welcher die Mittel enthält, wodurch die Streitigkeiten der itzt kriegführenden Mächte beygelegt werden könnten. Ich überſchicke Dir dieſe Schrift, welche einer mediciniſchen Verordnung gleichet.

Friedens-Plan
zwiſchen den kriegenden Mächten in Europa.

Friedens-Präliminarien.

I. Artikel.

Die anitzt in Krieg befangene gekrönte Häupter ſollen 14 Tage lang Diät halten; binnen dieſer Zeit iſt allen denen, ſo ſich ihnen nahen, von Bomben, Kugeln und Canonen, mit ihnen zu ſprechen, verboten.

II. Artikel.

Sie ſollen ihre Uneinigkeiten vergeſſen, und vornehmlich nicht daran gedenken, daß ſie Truppen haben.

III. Ar-

III. Artikel.

Alle Morgen soll ihnen beym Aufstehen ein moralisches Kapitel über die Annehmlichkeiten eines ruhigen Lebens, und über die Verachtung der Größe und Reichthümer vorgelesen werden.

IV. Artikel.

Politische Arzneymittel und Tränke zu Erhaltung des allgemeinen Friedens.

V. Artikel.

Der König von Preußen soll Hausbäder 2 Wochen nach einander gebrauchen; das Wasser muß aber nicht zu heiß seyn. Er soll 3 Stunden hinter einander im Bade bleiben, ohne Nachrichten von seiner Armee zu verlangen, und ohne Paquete, noch Depeschen aus seinem Lager zu lesen. Während dieser Zeit soll ihm blos erlaubt seyn, auf der Flöte zu blasen, die voltairischen Werke zu lesen, und Verse auf Sans-Souci zu machen. Wenn sein Temperament einerley, und seine Einbildungskraft von Belagerungen und Schlachten, wie vorhin eingenommen bleibt, soll er sofort zu kalten Flußbädern schreiten.

VI. Artikel.

Die Königinn von Ungarn soll alle Abende 14 Tage lang, einen schlafbringenden Trank, wozu einige Gran Opium genommen werden können, sich zubereiten lassen, damit sie in einen tiefen Schlaf fallen möge, der sie an Schlesien zu gedenken verhindere.

VII. Ar-

VII. Artikel.

Der König in Frankreich soll alle Abende 4 Wochen lang beym Schlafengehen einen Julep von Magsaamen einnehmen, der ihn in Schlaf bringe, und damit er das seiner Flagge angethane Unrecht, und den Verlust von Canada vergesse. Dieses Mittel wird seine Sinne beruhigen, und zu Anhörung der Friedensvorschläge vorbereiten.

VIII. Artikel.

George der 2te soll 2 Unzen Gerstengraupen, mit eben so viel Hirschhorn und etlichen zerquetschten schwarzen Schnecken als eines Getränks sich bedienen, welches ihn über Hannover besänftigen, und durch Aussetzung seines Entschlusses ihn verhindern wird, zu Erhaltung eines für England unnützen Staats alles in Gefahr zu setzen.

IX. Artikel.

Die rußische Kaiserinn soll sich durch abkühlende Getränke, so aus den 4 kalten Saamen gemacht sind, das Geblüt erfrischen: dieses Mittel wird sie wegen der Angelegenheiten Deutschlands, wo sie nichts zu thun hat, sich zu erhitzen, abhalten.

Hundert u. neun u. zwanzigster Brief.

Ebenderselbe an den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Es giebt zu Paris Tribunäle des Verstandes, die man Academien nennt; ihre Richter haben in den Wissenschaften das Meisterrecht erlanget.

Eine jede Academie hat ihren Bezirk, und keine darf dem Departement des Genies der andern zu nahe kommen.

Nichts desto weniger erlaubt man großen Herren, wenn dieselben gleich weder Wissenschaften noch Litteratur besitzen, sich darinn aufnehmen zu laßen; solche nennt man Ehrenmitglieder: diesen Namen verstehe ich nicht, und seiner Bedeutung nach ist er sogar lächerlich, weil eine gelehrte Societät durch nichts mehr, als durch eine Gesellschaft Ignoranten verunehret wird. Diese Academien sind nicht unnütze; denn um die Einsichten des menschlichen Verstands vollkommener zu machen, und die Kenntnisse mehr und mehr zu erweitern, geben sie von Zeit zu Zeit sehr schwere Fragen zur Auflösung auf: z. E. Ob die Chineser Menschen sind; ob die Indianer eine sinnliche Seele haben; oder, ob unter einem Amerikaner und einem unvernünftigen Thiere ein Unterschied sey? Und wer diese Aufgaben am besten beantwortet, bekommt einen goldenen Schaupfen-

nig. Es muß gewiß in dieser Schaumünze eine Zauberey stecken; denn du kannst nicht glauben, was sie für einen Nacheifer unter allen Mitgliedern erregt, so daß man Academisten in ihren Studirstuben, aus großer Bemühung, solche zu erhalten, halb todt angetroffen hat.

Ob es wohl eine ziemlich große Anzahl dieser Tribunäle giebt, so will ich dir dennoch nur 4 anführen, **die Academie der Worte, die Academie der Gesichte, die Academie der Schriften, die Academie der Lieder.** Die Academie der Worte, oder die Französische, beschäftiget sich mit Zusammensetzung der Wörter: es scheint, sie sey deshalb errichtet worden, um zu verhindern, daß die Nation nicht stumm würde; und von allen in dieser Monarchie errichteten Stiftungen kenne ich keine vergeblichere; denn es hatte keine Gefahr, daß die Franzosen den Gebrauch der Sprache jemals verlieren sollten.

Man vermuthete vor einiger Zeit, diese Academie würde selbst stumm werden, denn sie hatte ihre ganze Wissenschaft in ein großes Buch, welches ein Wörterbuch heißt, gebracht; sie hat aber einen Umweg genommen, der ihr zum Gebrauch der Sprache wieder verholfen hat. Sie nimmt beständig aus diesem Wörterbuche die darinnen verwahrten Worte heraus, und verfertigt Academische Reden draus: dadurch ist diese berühmte Gesellschaft im Stande, bis die natürliche Stimme vergeht, zu reden.

Die

Die Academie der Gesichter, oder Mahlerey, kann den Verstand und selbst das Genie entbehren: ihre Wissen steckt in der Spitze eines Pinsels. Sie hat weiter nichts zu thun, als Aehnlichkeiten und Stellungen der Nachwelt zu hinterlassen. Ihre Bücher sind auf der Leinewand, und ihre Bibliotheck besteht aus Gemälden, wo die Academisten zur Einbildungskraft fast immer auf Kosten der gesunden Vernunft angeführt werden.

Die Academie der Schriften, oder der schönen Wissenschaften redet nicht so viel, als die Academie der Wörter; sie stellt sich aber als wenn sie mehr gedächte. Sie hat die Freyheit ihre Blicke auf die meisten Kenntnisse zu richten; sie hat aber das Recht dieselben nicht zu ergründen. Es ist ein Schmetterling, der um die Wissenschaften herum flattert, aber solche nur ein wenig berührt.

Die Academie der Lieder hat keine weitere Beschäftigung, als die Melodie des Gesangs, die Zusammenfügung, Triller und Ordnung kleiner schwarzer Flecken zwischen den Linien. Hauptsächlich legt sie sich auf das Lärmende, je grösser das Getöse ist, desto mehr thun die Academisten sich herfür.

Hundert u. dreyßigster Brief.

An den Mandarin Minister zu Peking.

Von Paris.

In Frankreich ist keine mühsamere Profeßion, als eines Staatsministers. Könntest du diese armen Leute sehen, du würdest sie bedauern. Ihre Beschäftigungen setzen sie stets ausser Athem, sie keichen und werden engbrüstig. Auf die Tagsarbeiten folgen die nächtlichen; beyde entziehen sie ihnen sich selbst, und machen sie unsichtbar; wenn das weibliche Geschlecht und die Ergötzlichkeiten dieselben nicht in die Gesellschaft zurück brächten, so würden sie sich ganz daraus verbannen.

Diese beschäftigten Männer haben nur einen Schritt zu thun, um zu der besten Art der Staatsverwaltungen zu gelangen, und sie nehmen einen großen Umweg, der dahin nicht führet. Diese großen Geister sind so scharfsichtig, daß sie die Vortheile der Menschen sehen, wo keine sind, und solche, wo sie sind, nicht erblicken.

Frankreich hat 150 Millionen Morgen Landes im Viereck. Wenn dieses Land angebauet wird, kann es 25 Millionen Einwohner ernähren. Die Landesproducten können allein die vornehmsten Materialien zu der größten Handlung in Europa, und eine Seemacht, welche alle anderer Staaten ihre zusammen überträfe, verschaffen.

Vier einfache und leichte Systeme würden die Monarchie zu einer der blühendesten in der Welt

machen;

machen; die Landwirthschaft, die Schiffarth, die Handlung und die Seemacht, aber daran wird mit keinem Worte gedacht. Diese 4 Zweige der Staatsverwaltung sind gänzlich vernachläßiget, da man indessen, mit aller möglichen Begierde andern unnützen nachläuft. Man könnte sagen, es sey zwischen den Ministern des Königs von Frankreich eine Wette, wer das Reich am geschwindesten schwächen könne; und es ist ihnen so gut gelungen, daß dieser große Körper in Ohnmacht gefallen ist; der Staat ist entsetzlich mager, er hat nur noch Haut und Knochen.

Man tittullirt diese Minister Excellenzen: es ist wahr, sie sind excellente Leute um die Sachen in die Länge zu ziehen, und die Regierung an der Verzehrung sterben zu laßen.

Wäreſt du von den Beschäftigungen dieser Excellenzen unterrichtet, so würdest du glauben, sie nähmen nur ihre Plätze ein, um sie nicht auszufüllen. Sie haben eine große Sache, woran sie bey Tage denken, und wovon sie des Nachts träumen, nämlich, um Mittel, Geld zu erwerben, ausfündig zu machen: hierinnen sind sie stark. Man sieht in ihren Zimmern eine kleine Medaille, die man Louis d'or nennt, der sie alles ihr Nachsinnen widmen. Das ist der philosophische Stein der Staatssecretariatsbedienung: wenn sie dem Volke eine große Menge dieser Medaillen haben abzwacken können, so ist die Geldmacherey vollbracht.

Man muß nicht glauben, als ob es dieſen Miniſtern an Wachſamkeit fehle; es giebt keine wirkſamern Menſchen, als ſie, auf der Welt: ſie ſind die vortreflichſten Leute, Memoriale anzunehmen, und Bittſchriften zu leſen. Inſonderheit ſind ſie in dem, was man Ausfertigungen nennt, vortreflich: es iſt nur Schade, daß dieſe Ausfertigungen nichts beſchleunigen, und daß ein Miniſter nach einer 10jährigen Expedirung nichts expediret hat. Sie ſind bis über die Ohren in ihre Papiere vergraben, und bringen ihr Leben mit Verzeichniſſen zu. Dieſe Arbeit beſchäftiget ſie dermaßen, daß ſie nicht Muße haben, den Staat zu ſehen, der ſich in den langweiligen Schriften verliehret; ihr Briefwechſel allein iſt hinlänglich, daß ſie die Monarchie aus dem Geſichte laßen. Keiner von dieſen Miniſtern ſchreibt, oder dictirt unter 8 bis 10000 Briefen alle Jahre; ſo viele einzelne Dinge nehmen ihnen die Zeit weg, ſie laßen ſich in Kleinigkeiten ein, und halten ſich mit nichtswerthen Dingen auf. Sie haben weniger nicht als zwanzig Schreiber, die Tag und Nacht arbeiten, und geringfügige Sachen ins reine bringen. Dieſe Afterminiſter wenden mehr Seiten zu einigen Privatatteſtirungen an, als wir in China zu dem allgemeinen Staatsgeſchäften gebrauchen. Inſonderheit wollen ſie alles ſelbſt anhören, und alles vernehmen. Die geheimen Unterredungen, um zu wiſſen, was man von ihnen und ihrer Verwaltung ſpricht, erfodern faſt allein ihre ganze Sorgfalt. Sie haben außerdem annoch eine

große

große Verrichtung, die in Ertheilung öffentlicher Audienzen besteht. Solltest du ihre aufgeblasene Miene sehen, wenn sie aus dem Audienzsaale treten, worinn sie viel gehört und wenig geredet haben, du würdest sie für die wichtigsten Männer der Monarchie halten.

Hundert u. ein u. dreyßigster Brief.

An den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Es giebt in Spanien eine Inquisition für diejenigen, welche nicht an die Lehre Christi, den Pabst und die Kirche glauben. In Frankreich ist ein dergleichen Gericht für die, so nicht an die Staatsverwaltung, an die Maitressen des Fürsten und seine Favoriten glauben wollen.

Es ist hier ausdrücklich von Dingen zu reden verboten, von denen man unmöglich schweigen kann; nämlich von der üblen Regierung, davon alle Privatpersonen die Wirkungen empfinden. Es kommt mir eben so vor, als wenn der Fürst einen Befehl gäbe, wodurch er seinen kranken Unterthanen verböte, sich über ihr Leiden zu beklagen.

Die französische Staatsinquisition hält eine große Anzahl Bediente, die sich alle Morgen auf ihren Posten verfügen; das ist auf die öffentlichen Spazierplätze, Caffeehäuser und in die Gärten. Die spanischen werden fürs Horchen bezahlt;

die Französischen aber, um andere zum Reden zu verleiten. Sie bringen Staatsangelegenheiten und die Günstlinge auf die Bahn, und wen sie in dem einen, oder den andern Punct nicht rechtgläubig finden, den nehmen sie gefangen. Es ist traurig, daß ein Bürger wegen einiger unbestimmten Worte gestraft werden soll; noch mehr aber, daß es einer undeutlichen Geberde halber geschiehet.

Einer von diesen Bedienten machte jüngsthin in einem Caffeehause viel Rühmens von einer Hofdame, die jedermann kennet. Ein Ritter von des heil. Ludewigsorden, welcher ein halb Jahr in der Bastille wegen einiger Reden gesessen hatte, und seit der Zeit stumm geworden ist, hob die Augen gen Himmel bey einer gewissen Stelle der Lobrede, wodurch er sein Erstaunen über die schönen Sachen, so er hörte, zu erkennen gab; und des folgenden Tages wurde er in Arrest genommen. Die africanischen Mohren machen nur den Leib zum Sclaven, in Frankreich ist sogar der Verstand gefesselt.

Diese Inquisition erlaubt die Lügen; sie verbeut aber die Wahrheit. Z. E. man darf sagen, daß ein gewisser Minister, der alles zu Grunde richtet, den Staat wohl regiere, und daß eine gewisse Dame, welche die Nation plündert, selbige reich mache; sagt man aber, der eine verstünde die Staatsverwaltung nicht, und die andere verstünde sich wohl auf ihren Eigennutz; so wird man gezüchtiget. Das sind Wahrheiten die

man

man strenge ahndet. Die Lehre des Hofs ist hierinne von der Lehre der Religion unterschieden; man ist vor diesem Inquisitionsgericht ein desto größerer Verbrecher, je weniger man strafbar ist. Die fälschliche Beschuldigung des Staats findet vor ihm leicht Gnade; dasselbe aber ist unerbittlich, sobald dem Staat übel nachgeredet wird.

Des Verbrechens der beleidigten Majestät können nur diejenigen sich theilhaftig machen, die an der Person des Königs sich vergehen, hier aber wird es auf alle Fälle ausgedehnet. Ein Bürger, so den König in seinen Leben nicht gesehen hat, und anstatt, sich wider ihn zu verschwören, den letzten Blutstropfen für ihn vergiessen würde, um dessen Leben zu erhalten, wird oft dieses Lasters beschuldiget.

Wiewohl solches heutigen Tages in Frankreich ein Modeverbrechen ist, kann man doch sagen, daß kein Staat in Europa sey, wo man es weniger kenne. Niemand nimmt sich des öffentlichen Elends gnug an, daß es denjenigen zur Last gelegt werden sollte, den man für die Ursache halten könnte. Diese Missethat geht blos auf Leute, so in hohen Bedienungen stehen, oder die in Gunst sind. Das Verbrechen der beleidigten Majestät trift nicht den Thron, niemand giebt darauf im geringsten Achtung; es besteht in der Beleidigung der Personen, die sich um den Thron befinden.

Man sagt, ein Minister, so Frankreich unter Ludewig XIII regierte, habe unwidersprech-

lich erwiesen, daß wer sich an der Person der Minister vergehe, mittelbar die Person des Königs angreife, das heißt mit andern Worten, die dem Bedienten erwiesene Beleidigung seyeben so groß als wenn solche dem Herrn zugefügt würde. Von der Zeit an hat man in Frankreich so viele Verbrecher gegen die Person des Königs; denn weil der Monarch stets eine große Menge Minister, Günstlinge und Maitressen hat, ist es unmöglich, daß nicht viele Leute strafbar würden. Es giebt hier einen kleinen Mann, so die Staatssecretariatstelle verwaltet, der mit beyden Händen königl. Verhaftbriefe unterzeichnet.

Bey Lesung der allgemeinen Geschichte Europens und seiner Regierungen habe ich angemerkt, daß wenn der Fürst den Ergötzlichkeiten und Wollüsten ergeben war, eine große Menge Bürger im Arreste saßen. Jetzund, da ich dir dieses schreibe, sind alle Gefängnisse dieses Reichs mit Staatsarrestanten angefüllt; alle Zuchthäuser wimmeln davon, man weis nicht mehr, wo man sie hinstecken soll. Der Staat hat so viele Kostgänger in den Stockhäusern, als er Soldaten unter seinen Truppen hat.

Man spricht jetzo von einem Project zu einem Gefängniß, dessen Gebäude so groß werden soll, daß es im Nothfall die Hälfte der französischen Nation herbergen könne; unterdessen nun, daß dieses traurige Denkmal aufgeführet wird, und damit die Inquisition ihre Rechte nicht verliehre, könnte man Paris mit Thoren versehen, und selbige

bige nachhero zuschließen, um die Bürger dieser Hauptstadt zu Staatsgefangenen zu behalten.

Hundert u. zwey u. dreyßigster Brief.

An den Mandarin der Religion, zu Peking.

Von Paris.

In Frankreich giebt es eine Gesellschaft schwarzer Bonzen, welche drey Gelübde thun, nämlich das Gelübde der Verstellung, der Reichthümer und der Erwerbungen: alles zu desto grössererer Ehre Gottes, Erniedrigung der Welt, und aus christlicher Liebe. Sie halten darüber so gewissenhaft, daß sie dieselben niemals brechen.

Ausser diesen 3 Gelübden haben sie noch ein 4tes, so der Grund der übrigen ist, ich meyne das Glübde der Handlung, welche sie mit so guten Fortgang treiben, daß sie die vornehmsten Kaufleute in der Welt geworden sind. Sie schlagen auch die von den berühmtesten Handelsleuten betretene Bahn ein; denn um desto geschwinder sich zu bereichern, machen sie von Zeit zu Zeit Bankerott.

Sie sind anjetzo, da ich dir dieses schreibe, so mächtig, daß man über ihr Glück erstaunen muß. Noch 100 Millionen, so sind sie im Stande das Königreich an sich zu kaufen, um welches sie seit langer Zeit handeln. Die Reichthümer des Hauses Bourbon, welches die jetzt regierende Famielie ist, kommen gegen das Vermögen dieses Ordens in keine Vergleichung.

Ausser

Auſſer ihrem allgemeinen Handel nach Africa, Aſien, Europa und America, geben ſie auch Mediciner, Wundärzte und Apothecker ab. Sie verkaufen allerhand Arzeneyen. Man findet bey ihnen Tropfen, Pulver, Eſſenzen und Pillen für die ſchändlichſten Krankheiten.

Vor einiger Zeit hatten ſie einen groſſen Streit mit andern Bonzen und Mandarins über die Vorherbeſtimmung: aber in dieſem ſahen ſie nicht vorher, daß ſie ſelbſt beſtimmt wären, aus Frankreich verjagt zu werden: wie ihnen wiederfahren wird.

Hundert u. drey u. dreyßigſter Brief.

An den Mandarin Cotao-yu-ſe, zu Peking.

Von Paris.

In der europäiſchen Societät befindet ſich keine Uebereinſtimmung. Die Lebensart und Profeßionen ſind ſo unterſchieden, daß die Menſchen 100000 Meilen von einander abweichen.

Ich beſuchte jüngſthin eine kleine Geſellſchaft Bonzen, die man Carthäuſer nennt. Dieſe Münche laſſen beym Eintritt ins Kloſter, ihre Sprache vor der Thüre. Sie thun ein Gelübde nie zu reden. Es iſt ihnen verboten, das weibliche Geſchlecht zu nennen, und die Zeugung iſt bey ihnen ein läſterlicher Ausdruck. Sie bringen den Tag mit Singen, und die Nächte mit Beten zu.

Sie

Sie machen sich ein Gesetz, die irrdischen Dinge sich aus dem Sinn zu schlagen, um blos den himmlischen nachzudenken. Ihr Leben ist eine Kette von Betrachtungen über die Verächtlichkeit der weltlichen Güter. Sie müssen an die Gottheit denken, wenn sie wachen, und schlafend davon träumen.

Was für ein Contrast des Lebens mit andern Bürgern, die unter einerley Himmelsgegend gebohren, und in eben denselben Gesetzen auferzogen sind. Die meisten von den letztern haben gleichsam verschworen, niemals zu schweigen. Sie kennen das Wort nicht einmal. Diese machen sich ein Gesetz die himmlischen Dinge zu vergessen, um blos an die irrdischen zu denken. Ihr Leben ist eine Reihe von eiteln Ergötzungen. Daran denken sie des Tages; davon träumen sie des Nachts.

Man findet nicht blos in diesen beyden Ständen dergleichen Verschiedenheit, sondern fast in allen Classen.

Hier trift man Leute an, die beständig arbeiten; andre beschäftigen sich mit nichts. Einige sind in steter Bewegung; andere immer in Unthätigkeit. Manche reden unaufhörlich; andere hören nicht auf zu schreiben. Etliche gehen von früh bis Abends spatzieren; andere gehen nicht von der Stelle Man findet einige stets in Frauenzimmergesellschaft; andre fliehen solchen Umgang allezeit. ꝛc.

Dieses Gemälde ist nur ein geringer Abriß des unaufhörlichen Contrasts, den man hier wahrnimmt.

nimmt. Ich sehe die Ursache davon ein; denn es ist zwischen der politischen und Civilregierung keine Uebereinstimmung.

Hundert u. vier u. dreyßigster Brief.

An den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Die Wollust hat nicht alle Classen der menschlichen Gesellschaft verdorben.

Man findet auch sittsame Weibspersonen allhier: sie sind aber so heßlich, daß sie fast gezwungen sind, Tugend zu haben.

Der Ritter, so sich rühmt, die Physionomie zu verstehen, unterscheidet die Keuschheit des Frauenzimmers nach ihren Gesichtszügen. Wenn er eine Frau sieht, die ein blau geschlagenes Auge, oder sonst etwas ungestaltes in ihrem Blicke hat, spricht er sogleich: das ist eine ehrliche Frau, und wiewohl er selbst bekennet, daß diese Regel nicht untrüglich ist, so versichert er doch, er betröge sich selten.

Die Blattern haben einen solchen Einfluß auf den weiblichen Character, daß eine junge Dame, die sehr große Neigung zur Galanterie hatte, nachdem durch diese Krankheit ihre Schönheit verlohren gegangen war, ein Muster der Tugend wurde.

Man hatte von einem Project der christlichen Moral geredet, welches auf Veranstaltung des

weibli-

weiblichen Geschlechts aieng, damit es desto sicherer den Himmel erlangen möchte: es hat aber nicht statt gehabt. Es scheinet, das Frauenzimmer habe sich dawider gelegt, und lieber die Tugend, als die Schönheit der Gefahr aussetzen wollen.

Außer der heßlichen Keuschheit giebt es noch eine veraltete. So verliebt auch eine Weibsperson vorher gewesen ist, so bald sie gegen 40 Jahre kommt, und in den Augen der Mannspersonen die Nothwendigkeit ihrer Tugend lieset, nimmt sie solche an.

Was mir an dieser Tugend mißfällt, ist dieses, daß diejenigen, so solche besitzen, davon zu reden nicht müde werden. Sie vergleichen aller Augenblicke ihre Sittsamkeit mit dem unzüchtigen Wesen anderer Personen ihres Geschlechts. Sie vergessen, daß der ganze Unterschied auf 10 oder 15 Jahre mehr ankommt.

Im übrigen hat diese Regel sehr viele Ausnahmen. Man sieht allhier Frauenspersonen, die in ihrem Alter eben so wenig Zucht und Ehrbarkeit, als in der Hitze ihrer jugendlichen Jahre haben. Auf solche zeiget man in Paris mit Fingern, und man verachtet sie durchgängig.

Hundert u. fünf u. dreyßigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Mayland.

Hier ist das Land der Bilderprocessionen, der Feste und der Leichenbegängnisse; aber die Pracht der Oper übertrift die Kirchenceremonien. Fast alle Edelleute haben ihr Haus auf dem Theater, welches sie eine Loge nennen, daselbst wohnen, essen, spielen und trinken sie: wenigstens habe ich einige allda sehr ruhig schlafen gesehen. Dieses ist aber auch sehr angenehm, und das Vergnügen, so man da genießt, ist wohl der Mühe werth, gerade über der Bühne zu wohnen. Man erblickt daselbst, wie zu Turin, zwey oder drey Castraten, die hin und her gehen, und mit einer weibischen Stimme lustig ihre Pein besingen. Es geschiehet just eben nicht um die Musik, daß man sich an diesen Ort verfügt; beyderley Geschlecht hat etwas wichtigers allda zu bestellen. Man findet hier so große Bequemlichkeiten, daß man mich versichert hat, es würde der Liebeszoll daselbst persönlich abgetragen, und man führe das Original der Oper in diesen Logen aus.

Die mayländischen Damen sind sehr galant; sie ergeben sich ohne große Zurückhaltung ihren Leidenschaften; das nennen sie auf französisch leben: man könnte es eben so gut auf türkisch leben, heißen. Sie gehen in der Unmäßigkeit viel weiter,

ter, als die Pariserinnen: denn wenn eine Italiänerin nachahmt, übertrift sie allezeit ihr Original.

Bey allen europäischen Völkern hat die Zeit des Carnavals eine bestimmte Dauer; zu Mayland währet diese Begeisterung vier Tage länger. Vielleicht rechnest du dieses unter die moralischen Kleinigkeiten; aber du mußt wissen, daß es eine Staatssache in Absicht auf die allgemeinen Sitten ist. Man begiebt aus allen Städten Italiens sich hieher, um die Verlängerung dieser Ausgelassenheit sich zu Nutze zu machen. Während der Zeit die christlichen Mandarins die Gläubigen anderer Staaten vermahnen, nicht zu vergessen, daß sie nur Staub sind, überlassen die Mayländer sich ihren Vergnügungen, und erinnern sich Contrastsweise, daß sie Menschen sind.

Hundert u. sechs u. dreyßigster Brief.

Cham-pi-pi, an Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Ich las letzthin eine Zueignungsschrift an einen europäischen Monarchen, vor einen unlängst gedruckten Buche. Dieselbe war mit so läppischen Lobeserhebungen und mit so übertriebenen Ausdrücken angefüllet, daß ich nicht zweifele, dieser Monarch, so sehr er auch an die Schmeicheley gewöhnt ist, müsse selbst erröthen, wenn er sie lieset. Alle seine Laster sind darinne in Tugenden, und seine Schwachheiten in erhabene Eigenschaften verwandelt. Eine solche Dedication kann die sämmtli-

chen heutigen Jahrbücher verdächtig machen. In 200 Jahren werden die Geschichtschreiber nicht wissen, wie sie mit den Tugenden dieses Fürsten, die Unordnungen seines Reichs, und das Uebel, so dadurch in Europa entstanden, vereinigen sollen.

Wenn man von einem Regenten nichts zu sagen weis, warum schweigt man nicht lieber?

Warum will man die Nachwelt mit Lobeserhebungen hintergehen, deren Ungrund die Jetztlebenden darthun können? Dieses verursacht einen beständigen Contrast in der europäischen Historie. Eben derselbe Fürst, dessen Laster ein Schriftsteller verächtlich durchziehet, hat bey einem andern Scribenten einen so erhabenen Rang wegen seiner Tugenden, daß er nicht mehr kenntbar ist.

Es ist in Europa noch zweifelhaft, ob Ludewig, den einige Autores in ihren Schriften den Großen nennen, nicht wirklich so klein sey, als ihn andere in ihren Büchern beschrieben haben?

Dieser Zweifel fällt in China weg, wo die Wahrheit in der Geschichte nie verunstaltet wird. Es ist den Mandarins, welche die Jahrbücher schreiben, erlaubt, die Begebenheiten ohne Schminke vorzutragen.

Mir deucht, ich bin in dem Heiligthume der Wahrheit, und bewohne das freneste Land von der Welt, wenn ich in dem Pekinger Journal lese:

„Letzthin begieng der Kaiser eine seinem Range „unanständige That: des folgenden Tages gerieth „er in einem so großen Zorn, daß er sich nicht „mehr besaß; oder aber, bey dieser Gelegenheit

„unter-

„unterließ er die Gerechtigkeit zu handhaben; bey „einer andern, wo man sich Wirkungen seiner „Gnade versahe, ließ er seinen Unwillen spühren.„

Ein Scribent wäre ohne Rettung verlohren, wenn es ihm einfiele, die Wahrheit so nackend vorzustellen; deswegen kann man auch auf die Glaubwürdigkeit der Geschichte dieses Welttheils nicht bauen. Die europäische Historie ist nichts als eine Sammlung von Fabeln, die nach der Hand erdacht worden sind.

Hundert u. sieben u. dreyßigster Brief.

An den Mandarin Cotao-yu-se, zu Peking.

Von Paris.

Ich habe dir die Pariser Schauspiele beschrieben; ich habe dir aber nichts von den Theatern gemeldet, die sehr alt sind; denn die Europäer haben die Dinge, wodurch sie verderbt werden, nicht erfunden. Diese Erfindungen schreiben sich weit her.

Nachdem die Griechen und Römer alle Nationen verdorben hatten, führten sie Sachen ein, um sich selbst zu verderben. Inzwischen sagt man, das Theater wäre seinem Ursprunge nach, eine Sittenschule, ein Tempel der Weisheit gewesen, worein man gegangen sey, um Tugenden zu erlangen, indem man seine Laster zu verbessern lernte: dieser Tempel aber, (wenn es ja einer gewesen ist,) hat sehr ausgeartet. Er ist heutiges Tages sehr pro-

fan: noch ein Grad des Verderbnisses wird ihn zu einem öffentlich schändlichen Orte machen.

Als die Veränderungen in der Welt die Theaterstücke nebst den Schauspielern unter einerley Ruinen begraben hatten, giengen die Schauspiele zu Ende. Es war in der Welt keine andere Bühne, als die Welt selbst. Wie gleichwohl die Nationen von neuen eingerichtet waren, wollten sie die Jahrhunderte der Wissenschaften wieder erneuern, und zu dem Ende glaubte man, müßten Comödien gespielet werden.

Frankreich öfnete seinen Schauplatz durch ein himmlisches Possenspiel. Man stellte darinn Gott und die Heiligen, die Propheten, die Engel, die Mutter Christi vor, Christus selbst spielte eine Rolle. Diese Personen, welche man in gerader Linie aus dem Paradiese nahm, wurden bewundert, oder ausgezischt, nachdem sie ihre Sachen gut, oder schlecht vorstellten. Man hat mir gesagt, das Pariser-Parterre, so niemands verschonet, habe oft Gott den Vater ausgepfiffen.

Man fand aber, daß die Geheimnisse der christlichen Religion nicht belustigend genug wären, man führte bald Menschen auf, die allezeit lächerlicher, als ihre Lehrsätze sind. Die öffentliche Staatsverwaltung betrat die Schaubühne, man machte comische Stücke aus dem System der Regierung. Wenn der König in Frankreich einem Potentaten den Krieg ankündigen, und seine Unterthanen mit Schatzungen belegen wollte, ließ er die Comödianten rufen, denen er selbst den Inhalt zu dem Stücke,

so sie vorstellen sollten, aufgab. Das Volk fieng an darüber zu lachen, und endigte mit Bezahlung der Auflagen; dieses war viel lustiger, als heut zu Tage, da der Fürst keinen andern Eingang zu den Taxen, als eine Verodnung macht, welche an sich ein ernsthaftes Stück ist, und niemanden, als die Exequirer aufgeräumt machen kann.

Man spielte auch darauf die Staatsministers und Großen des Hofes, die sich deswegen an diesen Narren nicht rächen konnten, weil sie ihre lächerliche Seite, den Augen des Volks mit Erlaubniß und Privilegio des Königs, vorstellten. Heutiges Tages nimmt man die Materie von den Sitten und Leidenschaften überhaupt her.

Das Theater hat zweyerley Gesichter. Zu manchen Zeiten ist dieses Schauspiel so betrübt und traurig, daß alles, auch so gar das Antlitz der Schauspieler in Trauer ist. Gift und Dolch füllen die Bühne mit Leichen an; man hat mit nichts, als Todten, Grabmälern, Mördern und Todschlägern zu thun. Des andern Tages ändert sich der Schauplaß. Er gleicht einem Tanzsaale, wo Scherz und Freude sich von allen Seiten versammeln. Die Schauspieler sind lustig und munter, ihre Ernsthaftigkeit verwandelt sich in poßierliche und närrische Geberden; aus Monarchen und Regenten werden sie zu Possenreißern und Pickelhäringen. Man kann sagen, daß der Tod und der Scherz dieses Theater halbjährig bewohnen.

Diejenigen, so in Paris alles ausrechnen, sagen, daß alle Jahre auf diesem Schauplatze 300

Kaiser, eben so viel Könige, 5 oder 600 Fürsten, durch Dolch und Gift umkommen; daß man daselbst über 500 Jungfern entführt, und daß man zweymal so viele Heyrathen stiftet. Ob es gleich nicht das Land der Wunderwerke ist, so ist es doch das Land der Auferstehungen, man sieht allda Schauspieler, die über tausendmal getödtet worden sind, und immer wieder von neuen zum Vorschein kommen, um das Publicum zu tödten.

Hundert u. acht u. dreyßigster Brief.

An den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Die Europäer sind die sinnreichsten Völker auf der Welt, um einander aufzureiben. Es ist erstaunend, wie weit sie es in der Kunst, sich auszurotten, gebracht haben.

Die Griechen und Römer, welche die Erde verheerten, hatten keine vollständige Begriffe von Entvölkerung der Staaten, die Neuern hingegen wissen, wie man Länder in Großen zu Grunde richten kann. Jene brauchten Jahrhunderte um ein Reich zu verwüsten; heutiges Tages ist dieses in einem Feldzuge gethan.

So wie die Erde durch Zwietracht entvölkert wurde, hatte man Helme und Kuiraſſe erfunden; man befand aber, daß es schändlich sey, in den Krieg zu gehen, ohne darinn umzukommen, und man schafte solche wieder ab.

Vor

Vor alten Zeiten bediente man sich in den Schlachten blos der Wurfspieße; diese Art einander zu tödten, schien zu langweilig, man ersonn die Pique; als man aber bedachte, daß man damit zu weit entfernt wäre, wenn man einander erwürgte, erfand man den Degen, womit man in der Nähe ermorden konnte. Diesem fügte man in kurzen das Bayonet bey, welches größere Wunden macht.

Dieses war inzwischen nur noch ein schwacher Theil von der Kunst sich zu vertilgen. Ein Strahl der Einsicht hatte dieses Welttheil nicht so bald erleuchtet, als man das Pulver erfand: eine unvergleichliche Entdeckung um einander unfehlbar auszurotten! Bis dahin mußte man Stärke und Muth zu einem Kampf besitzen, nun brauchte man nur Pulver zu haben. Nachdem man dieses erfunden hatte, wurden Flinten und Pistolen erdacht.

Endlich wandte der menschliche Verstand, welcher sich stets übertraf, alle Kräfte an, und erfand das grobe Geschütz. Diese Entdeckung zeigte von der erhabenen menschlichen Einsicht. Mit der Flinte und dem Pistol konnte ein Mensch auf einen Schuß, nur einen seines gleichen tödten, da hingegen mit einer Kanone ein Mensch hundert tödten kann. Seitdem rettete man sich in die Festungen vergebens, die Kanonen, so alles zu Grunde richteten, brachten den Tod überall mit.

Während dieser Zeit wurde diese Kunst, Bomben zu werfen, zur Vollkommenheit gebracht; die Europäer wurden darinn so große Meister, daß

sie im Stande waren, eine große Stadt mit allen ihren Einwohnern in weit weniger Zeit zu verheeren, als Gott braucht, um in seinem Zorne ein Volk durch ein gräßliches Erdbeben auszutilgen.

In kurzen erschien die höllische Maschine; welcher Name sich vollkommen für sie schickt, denn nur die Hölle konnte dieselbe erdenken. Alle diese Werkzeuge der menschlichen Bosheit werden in Todtenhäusern, die man Arsenale nennet, aufbewahret. Jeder Staat besitzt davon so viel, daß er 10 Völker damit vertilgen kann, und eben weil man die Mittel dazu hat, wendet man sie an.

Gleichwohl wird die Kunst alle Tage mehr verbessert, und in Ausübung gebracht. Ich war gestern bey Probierung einiger Kanonen gegenwärtig, woraus man in einer Minute 60 Schüsse thun kann: diese Erfindung ist vortreflich, um das Ende der Welt zu beschleunigen; man darf ihr blos ihren Lauf lassen, so werden bald keine Menschen auf den Erdboden seyn.

Ich habe nachgerechnet, daß man von einer Batterie mit 100 dieser Stücken, in 24 Stunden 8 Millionen 40600 mal schießen kann.; dieses ist gerade so viel, als man in einem Tage aus der Welt schicken muß, um eine ganze Nation los zu werden.

Hundert u. neun u. dreyßigster Brief.

An den Mandarin Kié-tou-na, nach Peking.

Von Paris.

Hier hat sich unter den Gelehrten ein großer Streit erhoben, der vielen Lermen macht, denn er besteht aus Tönen. Man ist uneinig, ob die italiänische Musik der französischen vorzuziehen sey? Weil dieser Zank nur eine gewisse Art der Luftberührung angeht, so setzen die Gelehrten Abhandlungen über diese Materie, die Luft blos in einige Bewegung.

Dieser Zwist fieng sich mit Arien und Liedern an; man stritt sich lange Zeit mit kleinen Truppen von Gassenhauern; in der Folge aber ließen ganze Corps der musicalischen Nation sich in den allgemeinen Krieg ein. Man brachte von beyden Seiten so viel Chromatisches und halb Chromatisches herbey, daß man ganze Bücher voll seltener und unnützer Gelehrsamkeit davon zu schreiben im Stande war.

Es scheinet, daß die Franzosen viele förmliche musikalische Schlachten verlohren, und durch eine große Menge italiänischer Solos und Concerte eine gänzliche Niederlage erlitten haben. Man hat bisweilen Unterhandlungen pflegen wollen, um diesen Streit in der Güte beyzulegen; man hat aber nicht zu einem Vergleich kommen können. Das schlimmste ist, daß man sich hierinn auf unbefugte Richter, nämlich, auf fremde Nationen be-

ruft, die von der einen Muſik ſo viel, als von der andern verſtehen.

Ein Genfer Scribent, der anfangs Werke, die eines Philoſophen würdig ſind, herausgegeben, und nachgehends Romäne geſchrieben hat, und vielleicht ſeine gelehrte Laufbahn durch Calender endigen wird, behauptet, (ungeachtet des Getöſes der Pariſer Oper) die Franzoſen hätten keine Muſik. Dieſe, um ihn überzeugend zu beweiſen, daß er ſich irre, haben ihm ſingende geantwortet.

Dieſer berühmte Streit läuft darauf hinaus, ob die Chineſer wie die Deutſchen, oder die Franzoſen wie die Türken ſingen ſollen? Man geht nicht auf den Grund zurück. Es iſt die Frage, ob die italiäniſche Muſik, der man über die andern den Vorzug zu geben geneigt iſt, alle Ausdrücke und alle Töne der Natur enthalte?

Hundert und vierzigſter Brief.

An den Mandarin Cotao-yu-ſe, zu Pecking.

Von Paris.

In Frankreich ſchränkt die Religion nicht die Ueppigkeit ein: ſie vermehrt vielmehr einige Arten derſelben. Die meiſten Häuſer ſind mit Geräthſchaften der chriſtlichen Tugenden verſehen.

Es giebt hier Leute, die für 10000 Thaler Creuze haben, und andere, bey denen man für 100000 Gulden evangeliſche Demuth zählet. Die Gemächer ſind mit Apoſteln, Heiligen, männlichen und weib-

weiblichen Geschlechts, von großem Werthe, tapezieret. Manches Gemälde einer Magdalene giebt zu einer desto größern Ueppigkeit Anlaß, da es keinen Preiß hat.

Ich sahe neulich den Hausrath eines vornehmen französischen Herrn, der mit der ganzen Religion Pracht treibt. Da alle Gemälde Originalstücken sind, behaupten die Kenner, daß diese gottselige Ueppigkeit etwas prächtiges sey, sie sehen solche, als ein Meisterstück der christlichen Ruhmsucht an.

Die Schöpfung zieret das erste Zimmer aus. Auf der einen Seite sieht man Adam und Eva in dem irdischen Paradiese; auf der andern erblickt man den Fall der Eva, woraus die Erbsünde entsteht. Die Geschichte Cains ist mit eben so vieler Kunst, als mit Geschmack daselbst abgemalt. Man sieht allda die Sündflut und die Erde von einem geschickten Meister unter Wasser gesetzt. Alle Thiere der Arche machen ein großes Ansehen, und geben einen schönen Hausrath ab. Der babylonische Thurm erscheint gleichfalls darauf, und die Verwirrung der Sprachen ist mit vieler Ordnung abgebildet.

Das Volk Gottes dienet zu Austapezierung des zweyten Zimmers. Man sieht daselbst das goldene Kalb, und die ganze Reihe der Geschichte seiner Abgötterey ist in Schildereyen eingetheilt. Abraham und Moses machen diesem Gemach Ehre. Insonderheit ist die Reise dieses letztern nach Egypten, um seine Brüder aus der Gefangenschaft zu erlösen, ein Hausrath, der nicht zu bezahlen ist.

Aber

Aber die zehen Gebote, welche den ganzen Plan des Systems der Erniedrigung des menschlichen Herzens enthalten, übertreffen Mosen selbst, an Geschmack und Pracht.

Die Herrlichkeit des dritten Zimmers besteht aus der Bundeslade, dem Tempel Gottes und der Geschichte Salomons.

Das vierte zieret die Geburt Christi, die Anbetung der Weisen, sein Tod und seine Auferstehung aus. Man bemerkt vornehmlich allhier ein Gemälde, so die Herabnehmung Christi vom Creuze vorstellet, wie die Christen sagen, welches eine sehr kostbare Pracht abgiebt. Der Haushofmeister dieses Herrn sagte mir, man habe ihm dafür 50000 Thaler bezahlen wollen.

Manches mit Striemen bedecktes Ecce homo, könnte der Noth einer dürftigen Familie abhelfen, wenn man es verkaufen wollte: man thut es aber nicht, um nicht von der Ueppigkeit seiner Voräl-tern abzugehen.

Es giebt so gar Hausväter, die auf ihrem Todtbette durch ein Testament verordnen, daß diese heilige Praleren nicht veräußert werden solle; und welche dadurch die christliche Ueppigkeit, so wie das häusliche Elend vermehren.

Glaube nicht, als wenn diese geistliche Eitelkeit nur bey gesitteten Leuten sich fände, die ausschweifendsten Personen thun es ihnen nach. Es giebt anjetzo keinen Atheisten, der nur ein wenig guten Geschmack hat, welcher in seinem Hause nicht mitten unter einer Menge Patriarchen, Propheten und Heiligen seyn sollte.

Hundert

Hundert u. ein u. vierzigster Brief.

An den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Es ist den Franzosen erlaubt, Verstand zu besitzen, sie dürfen aber keine Gelehrte seyn: ihre tiefste Gelehrsamkeit besteht in einer sehr seichten Wissenschaft.

Wenn ein Gelehrter zu viel Genie zeigt, und sich über die gemeinen Kenntnisse zu erheben sucht, bringt man ihn sofort in die Gränzen der allgemeinen Unwissenheit zurück. Man muß nicht glauben, daß solches aus Mangel der Fähigkeit geschiehet. Die Franzosen würden es in den abstracten Wissenschaften eben so weit, als ihre Nachbarn bringen, wenn sie nicht in ihrem Laufe aufgehalten würden.

Diese Unwissenheit hat einen entfernten Ursprung; sie kommt aus der Einrichtung selbst her. Alles wäre verlohren, wenn diese Nation geometrisch zu denken anfienge. Sie würde dadurch ein Demonstrations-Genie sich erwerben, womit die Regierung nichts zu schaffen haben will. Ihr Despotismus hat sich bey der Nationalunwissenheit bisher sehr gut befunden, er dürfte sich vielleicht bey der allgemeinen Einsicht der Nation nicht so wohl befinden.

Alles ist von Wichtigkeit in einem Staate, wo die Gewalt willkührlich ist. Z. E. Es ist für Frankreich nicht gleichgültig, ob die Sonne um die

Erde,

Erde, oder diese um jene sich drehe, weil seine physicalischen Irthümer mit seinem politischen System verbunden sind, und heutigen Tages mit dessen Verfassung in Verbindung stehen.

Wenn ein Gelehrter auf den Einfall geräth, seinen Mitbürgern die Augen zu öfnen, so thut man ihm sogleich seine eigenen zu. Ein französischer Weltweiser bewies, es wären Fehler in der Laufbahn des Himmels, und man bewies ihm, er solle sich damit nicht abgeben, solche zu verbessern: er wurde verbannt.

Die Bonzen und die Geistlichen, welche die Aufseher über die öffentliche Unwissenheit sind, würden ihr Ansehen verliehren, wenn sie zugäben, daß man in der Physik, die zur Erkenntniß Gottes leitet, nicht weit kommen möge. In der Bewachung dieser Pforte besteht ihre Stärke; denn wenn man einmal diesen Vorhang zerrisse, würden sie sehr schwach seyn. Man würde ihnen Gesetze vorschreiben, anstatt, daß sie solches andern thun; zugeschweigen, daß sie alsdenn sich auf die Gelehrsamkeit legen müßten, und es ist ihnen viel bequemer unwissend zu seyn. Leute dieses Standes würden beständig ihren Verstand angreifen müssen, da es ihnen hingegen keine Mühe kostet, nichts zu wissen. Man hätte diesen unthätigen Zustand verlassen sollen, der das Vergnügen der Bonzen ist, und die sich in diesen Stand nicht begeben würden, wenn er mit Studiren und Arbeit verknüpft wäre.

Es ist den Schulen verboten, weiter als den halben Weg der Wissenschaften zu gehen: ihre Einrich-

richtung macht sie zu Halbgelehrten, das ist, zu vollkommenen Ignoranten.

Man sagt, das Clima, welches allhier mit der Politik und Religion vermengt wird, verhindere, daß die Franzosen nicht tief denken. Das kann ich schwerlich glauben; denn mitten unter dem allgemeinen Zwange erscheinen von Zeit zu Zeit, Schriften, so die Regierung und die Clerisey entlarven. Diese Schriften beweisen, daß nur der Mangel der Freyheit in Frankreich der Nation am tiefen Nachdenken hinderlich ist.

* * * * * * * * * * * * * * * * * *

Hundert u. zwey u. vierzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Mayland.

Nach der Oper und dem Frauenzimmer muß ich dir noch etwas von den Mayländischen Tempeln melden. Gott wohnet hier mit einer königlichen Pracht: man hat ihm kostbare Paläste erbauet; das ist aber auch alles, was man für ihn gethan hat. Es scheint so gar, man habe ihn deswegen so glänzend beherberget, damit man ihn durchgängig verachten könne. Die meisten Kirchen sind Sammelplätze der Liebe, wo man nur, um einander zu sehen, hingehet.

Die Religion, welche bey diesem abergläubischen Volke an allem Theil hat, knüpfet die Liebeshändel. Der Gottesdienst ist in Italien der Ausschweifung

so

ſo unentbehrlich, daß wenn keine Glaubenslehren wären, keine Sitten mehr da ſeyn würden: wie ſollte es in der That den armen Verliebten, ohne die Sonntagsmeſſen, und ohne die heiligen Feſte in den Werkeltagen ergehen? die häusliche Ordnung, ſo die Eiferſucht der Himmelsgegend zum Grunde hat, könnte die Weiber und Töchter zu ihrer Schuldigkeit anhalten; aber die Väter, Mütter und Ehemänner werden durch die Predigten, Veſpern und Segenſprechungen in Verwirrung gebracht.

So wird die Religion, der einzige Zaum wider die Verderbniß der Sitten, zu deren Verderbung ſelbſt angewandt.

Hundert u. drey u. vierzigſter Brief.

Der Mandarin Cham-pi-pi, an das Oberhaupt der Religion, zu Peking.

Von Paris.

Ich gieng neulich mit dem Ritter in eine chriſtliche Pagode, wo der Zulauf ungemein groß war; denn es war eben das Namensfeſt des daſigen Götzens.

Ich machte eben meine Betrachtungen über dieſe große Menge Volks, als ein junger Menſch, von ungefehr 26 bis 27 Jahren, in ſchwarzer Kleidung, und mit einem Hemde über ſeinen Rock ſich durch das Volk hindurch drang, und in eine kleine hölzerne Niſche ſetzte, die faſt neben mir war. Er hatte eine rothe Farbe, und ſchien ſtark und wohl bey Kräften zu ſeyn. Er

Er hatte sich kaum niedergesetzt, als eine junge Dame von ihrem Platze aufstand, und sich vor ihm auf die Knie legte, wobey sie ihm ins Ohr sprach. Die Dame war sehr artig, und wiewohl sie sich verhüllet hatte, konnte doch der junge Mensch, mit dem sie sich ganz leise unterredete, einen großen Theil ihres Busens sehen, auf den er seine Blicke richtete; so daß die Dame nicht Athem zu holen vermochte, ohne daß er die Bewegung ihrer Brust gesehen hätte. Mein Begleiter, so meine Befremdung inne ward, sagte zu mir: ich sehe wohl, daß sie sich sehr über dieses Gespräch verwundern. Sie werden noch mehr darüber erstaunen, wenn Sie hören, daß eine dergleichen Zusammenkunft eines der vornehmsten Geheimnisse unserer Religion ist.

Die Loge, so Sie da sehen, ist ein Beichtstuhl, die darinn befindliche Person ein Beichtvater, und die Dame ein Beichtkind. Sie erzählt ihm ihre Schwachheiten, und entdeckt ihm die begangenen Fehltritte: der junge Mensch erforschet ihre Gedanken, und erkundiget sich nach allen ihren Neigungen. Dieses heißt hier das Tribunal der Buße.

Es ist ein ganz neues Sacrament bey den Christen, welches erst seit 5 oder 600 Jahren aufgekommen ist; dieses hindert aber nicht, daß es nicht göttlich sey, denn in dem Augenblicke fährt Gott vom Himmel auf diese Nische, in Gestalt einer Taube, oder des heiligen Geistes. Er entbindet die Zunge des Beichtvaters, der die Beichttochter von allen

ihren Sünden lossprícht, und wenn er Ursachen hat, solches nicht zu thun, so fährt der heilige Geist, der eine vergebliche Reise gethan hat, bis auf weitere Verordnung, wieder gen Himmel. Man findet in keiner Religion eine außerordentlichere Handlung. Alles ist bey diesem Tribunale übernatürlich; der Beichtvater muß vergessen, daß er ein Mensch ist, und die Beichttochter, daß sie ein Frauenzimmer ist.

Das ist in der That, sagte ich zu ihm, ein seltsames Sacrament: denn ich glaubte nicht, daß solches hätte vergessen werden können. Was mir die meiste Verwirrung verursachte, setzte ich hinzu, sind die Umschweife, die der Beichtvater zu nehmen hat, um zu vermeiden, daß er nicht unanständige Dinge namentlich ausdrücke. O! dabey ist gar keine Schwürigkeit, er braucht gar keine Umschweife; denn nichts ist unanständiger bey uns, als eine Beichte. Ein Mensch, der an einem andern Orte, als im Beichtstuhle, dergleichen Fragen an eine Frau zu thun, sich unterstünde, würde für einen Ruchlosen angesehen werden; und eine Frau, die in solchen Ausdrücken darauf antwortete, würde man als eine liederliche Weibsperson betrachten.

Z. E. Wenn ein Beichtvater seine Beichttochter um ihre Anfechtungen befragt, erkundiget er sich genau, wie oft sie angefochten sey? Und, wenn sie darunter erliegen müssen, ob eine große Veränderung in ihrer Natur vorgefallen wäre? Ob das Anschauen eines schönen Cavaliers nicht Regungen

gen in ihr hervorbrächte? Ob diese Regungen einige Handlungen veranlasset hätten? Ob diese Handlungen die Sinnen sehr gereizt? Ob sie des Nachts im Schlafe keine wollüstigen Träume hätte? Ob diese Vorstellungen einen starken Eindruck bey ihr machten? Ob sie bey ihrem Erwachen nicht gespühret, daß dieser Traum etwas wirkliches zuwege gebracht habe?

Wenn die Beichttochter sich eines Liebeshandels schuldig bekennt, und daß sie der Versuchung nicht habe widerstehen können, erkundigt er sich nach der Zeit, dem Orte, den Umständen; gesteht sie, ihrem Manne untreu gewesen zu seyn, so muß er wissen, wie oft, ob das Vergnügen so sie genossen, sehr sinnlich gewesen wäre; ob sie stets den Gebrauch ihrer Vernunft behalten; ob sie nicht in Ohnmacht gefallen?... Das Sacrament geht seinen Gang fort, und Gott thut das übrige.

Mein Herr, sagte ich zu ihm hat der Teufel nicht etwa sein Spiel mit diesem Geheimnisse? Und sitzt er nicht selbst Beichte bey den Christen, denn mich deucht, in diesem Sacramente hat er gewonnen Spiel.

Dieses giebt zu vielfältigen Betrachtungen Anlaß. Eine Religion, die ihre Diener zu sehr aussetzt, hängt nicht wohl zusammen. In allen Secten werden Menschen von andern Menschen geleitet; der von der Lehre eingeprägte Character ändert das Herz nicht; die, so durch ihren Stand der Gottheit gewidmet sind, haben von der Natur kein Privilegium der Befreyung von Schwach-

heiten bekommen. Ein Gottesdienst mag noch so heilig seyn, so hat man zu eine vortheilhafte Meynung davon, wenn die, so ihm vorstehen, stets Versuchungen ausgesetzt werden, und man verlangen will, daß sie stets siegen sollen.

Der Wohlstand geht allen Religionen vor; oder besser zu sagen, ohne ihn kann keine Religion statt finden, weil er der Grund aller moralischen Tugenden ist. Wenn die Erzählung der mit der Wollust verbundenen Vergnügungen unehrbare Empfindungen erwecket, ist es besser, solche in ewige Vergessenheit zu stellen. Es sind verfaulte Cörper, die indem sie die Luft verderben, diejenigen anstecken, so sie aus dem Grabe herausnehmen. Man kann sagen, es sey wiederholt gesündiget, wenn man gewisse Sünden offenbaret.

Die Unschuld wird fast allezeit in diesem Sacrament Christi einer augenscheinlichen Gefahr ausgesetzt. Zehen Beichten lernen einem jungen Mägdchen mehr, als die Verführung der Welt selbst, denn man muß es befragen, um zu wissen, ob es der Anfechtungen, die man von ihr argwohnet, fähig ist; und diese Fragen lehren ihr, oder lassen errathen, was es noch nicht wußte.

Man sagt, die mit der Beichte verknüpfte Schande halte das weibliche Geschlecht zurück; man betrügt sich. Die christlichen Moralisten kennen das menschliche Herz nicht, welches alles gewohnt wird; nur das erste Bekenntniß kostet einige Mühe. Wenn eine Frauensperson einmal gestanden hat, daß sie sich ihren schändlichen Begier-

gierden überlassen hat, so sagt sie es hernach noch hundertmal ohne die geringste Scham. Man setzt hinzu, daß diese Erniedrigung selbst ein Opfer sey. Warum wählt man aber eben die Ohrenbeichte? Kann man sich vor Gott nicht demüthigen, ohne einen Sterblichen zum Zeugen dabey zu nehmen? Der Beichtvater hat in der Beichte nichts zu thun; denn beichtet man einem Menschen, so hat die Beichte keine Kraft; beichtet man Gott, so ist der Beichvater überflüßig.

Ich halte nichts für besser ausgedacht, als dieses Sacrament, um die Erde mit Ruchlosen anzufüllen. Die Christen sehen es als einen Schwamm an, wenn damit einmal über die Sünden gefahren werde, wische er solche gänzlich aus: sie vergessen, daß sie Sünder sind, weil sie sich erinnern, gebeichtet zu haben. Die Buße verhindert, daß sie ihre Sünden nicht bereuen; sie glauben, die Schuld sey ausgetilgt, so bald sie nur gebeichtet haben.

Es ist gewiß mehr Hochmuth bey dem Beichtvater, als Demuth in diesem Tribunale: er giebt sich für einen Menschen aus, der die Schlüssel des Himmelreichs in seinen Händen hat; die Gewalt die er sich giebt, ist über alle Monarchen in der Welt. Könige können die Menschen nur auf eine Zeit glücklich machen, der Beichtvater verschaft ihnen eine ewige Glückseligkeit. Wie kann man jemals mit seinen Sinnen begreifen, daß Gott diese Macht, die größte von allen, einem geringen Sterblichen mitgetheilet habe? Die Man-

darins von dieser Secte sagen, es sey auch ein Geheimniß. Das ist es ohne Zweifel: aber das geheimnißvollste, so ich dabey finde, ist dieses, daß vernünftige Menschen es dafür angenommen haben.

Diese christliche Stiftung ist inzwischen nicht ohne Nutz n: sie dienet zu Behauptung der Herrschaft, welche die christliche Pagode stets über die Völker und die Regenten hat erhalten wollen. Dadurch erfahren die Bonzen und Priester die geheimen Intriguen, und entdecken die verborgensten Schwachheiten des Herzens; dadurch werden alle Geheimnisse der Familien und hohen Höfe offenbar.

Es ist noch ein anderes Wunder bey diesem Geheimnisse; die Verwandelung, so es bey Fürsten verursachet. Es ist der bewundernswürdigste Anblick einen Fürsten auf den Knien vor einem sei er Unterthanen zu sehen, um von demselben die Erlassung seiner Fehler zu begehren, und die Vergebung seiner Sünden von einem Sünder zu erbetteln.

* ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲ ✲

Hundert u. vier u. vierzigster Brief.

An den Mandarin Minister zu Peking.

Von Paris.

Die Sitten der orientalischen Fürsten werden ihren Unterthanen nicht bekannt. Ein Schlagbaum sondert das Serail von dem Reiche ab. Ein

Regent

Regent kann nach Belieben seinen unzüchtigen Begierden daselbst nachhängen, ohne daß sein Beyspiel in dem Staate eine üble Wirkung hervorbringe. Verschnittene, die Diener ihrer Wollüste, und Sklaven ihrer Neigungen, sind die einzigen Zeugen ihrer unordentlichen Aufführung.

Im Occident sind die Sitten der Könige ihren Völkern so nahe, daß sie solche offenbar sehen: ihre Lebensart ist durchscheinend. Man weis, was in dem innersten des königl. Hauses vorgeht. Die Einbildungskraft dringt in ihr Bett, ohne in den Vorgemach sich aufzuhalten. Man läßt zu Marli das Zimmer der Favoritsklavinn sehen; man zeigt den Ort, den sie mit dem Könige bewohnet. Jedermann weis das Zimmer, so sie zu Versailles inne hat; es ist das erste, was man hier den Fremden zeigt.

Die Geschichte der kleinen Zimmer, nebst den Abendmahlzeiten und was darauf folgt, macht die Merkwürdigkeiten dieser Zeit aus. Es ist kein Mensch zu Paris, der nur ein wenig von dem Hofleben unterrichtet ist, der nicht wissen sollte, was da vorgeht.

Ich war am verwichenen Sonntage bey Eröfnung der Neuigkeiten von Versailles zugegen, die in einer großen Allee der Thuillerien, in Gegenwart 2 bis 300 Menschen geschahe. Dieses ist das historische Tagebuch von einer ganzen Woche, über das wichtigste, so bey Hofe vorgehet. Ein alter abgedankter Officier, der seit 20 Jahren das Amt hat, solche bekannt zu machen, las uns fol-

gendes vor, nachdem er seine Brille aufgesetzt, und sich zweymal geräuspert hatte, um sich eine hellere Stimme zu machen.

„Morgen Montags, wird der König großen „Rath halten.

„Dienstags wird er das königliche Haus die „Musterung paßiren lassen.„

„Mittwochs wird er den fremden Gesandten „Audienz geben.

„Donnerstags wird er auf die Jagd gehen.

„Freytags wird er dem feyerlichen Te Deum „beywohnen, um Gott für den glücklichen Fort„gang seiner Waffen, sowohl zur See, als zu Lan„de, Dank zu sagen.

„Sonnabend Abends wird er zu M*** nach „Bellevuë kommen, daselbst zu Abend speisen, und „übernachten.„

Dieses heißt ein ganzes Reich von der Luft ausschließen.

Nach der Natur des monarchischen Regiments ist es unmöglich, daß der Monarch seinen unordentlichen Begierden sich überlassen könne, ohne daß die Unterthanen seinem Beyspiele folgten. Es ist ein Mittelpunct, wornach alle Handlungen der Privatpersonen gerichtet sind.

Die Geschichte der Wollust der französischen Nation, gründet sich auf die Historie ihrer Könige. Vor Franz I. waren die Franzosen mehr galant als unzüchtig. Dieser Fürst, der öffentlich Beyschläferinnen hielt, und an einer Krankheit starb, die man schändlich nennt, weil sie die Folge

sei-

seiner Ausschweifungen war, öfnete der Ruchlosigkeit die Thüre. Doch war noch ein wenig zurückhaltendes Wesen vorhanden; denn ein Volk verdirbt nicht auf einmal.

Heinrich IV. der weder aus seinen Neigungen, noch Geschmack am Frauenzimmer, ein Geheimniß machte, erhitzte die Begierden der Nation, und brachte sie in Unordnung.

Ludewig XIV. ein wollüstiger Prinz, hitzig in seinen Leidenschaften, und der die Weiber seiner Unterthanen raubte, mit denen er öffentlich lebte, setzte die Ausschweifung fest; unter seiner Regierung war sie fast allgemein: sein Exempel dem man in der folgenden Regierung nachlebte, verdarb vollends alles.

Es ist hier keine Frau, ich rede sogar von dem sittsamsten, die es nicht für einen Spaß halte, ihren Mann zu entehren. Sie glauben durch das Exempel des Regenten dazu berechtigt zu seyn, der in einem monarchischen Staat alles, selbst das Laster, rechtfertiget.

Hundert u. fünf u. vierzigster Brief.

An den Mandarin Kie-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Die schwerste von allen Wissenschaften in Europa ist, daß man weis, man wisse nichts: es giebt aber eine andere, die noch schwerer ist, an allen zu zweifeln.

Man würde in China sich über einen Philosophen aufhalten, wenn er an unserm Daseyn zweifeln, und sagen wollte, es könne seyn, daß es wahr wäre, es sey aber das Gegentheil nicht unmöglich: denn das ist die gewöhnliche Sprache dieser leztern Gelehrten.

In allen Weltgegenden giebt man zu, das Licht sey der Tag: hier sind Gelehrte, die beweisen, das Licht sey die Nacht.

Diese Wissenschaft hat viele Veränderungen in dem menschlichen Verstande verursacht: man hat unzählige Bücher geschrieben, um zu beweisen, man müsse an allen Dingen zweifeln; und man ist endlich damit so weit gekommen, daß man über nichts einig werden kann.

Es hat große Arbeit erfordert, um alle Grundsäze umzuwerfen, und die Einbildungskraft anzugewöhnen, stets zwischen dem Wahren und Falschen ungewiß zu seyn.

Diese Wissenschaft hat auf alle Geschäfte des bürgerlichen Lebens einen Einfluß. Eine allgemeine Ungewisheit hat die Nation eingenommen, die nie weis, was sie will. Sie hat sich ins Cabinet des Fürsten eingedrungen, und hat bey dem königlichen Rath den Vorsiz. Ein Entschluß wird durch einen andern widerrufen. Man ist zwischen dem System, Frieden zu machen, und dem Project den Krieg fortzusezen, getheilt: man ist mit sich selbst darüber nicht recht einig. Die Ministers sind immer zweifelhaft, was sie thun wollen.

Diese

Diese Unentschlossenheit erstreckt sich auf die Künste, und dringt in den Hausstand der Privatpersonen. Ein Hausvater weis niemals, was er aus seinen Kindern machen soll; er bestimmt sie anfänglich zu einem Stande, und in kurzen läßt er dieselben einen andern wählen.

Hundert u. sechs u. vierzigster Brief.

An denselben nach Peking.

Von Paris.

Ein jeder Courier bringt hier die Nachricht von der Niederlage eines Theils der französischen Armee, die jetzo in Deutschland ist; diese Armee ist nicht etwa zu schwach, sie könnte allein Europa erobern. Die Uneinigkeiten ihrer Generale bekriegen Frankreich gefährlicher, als die Feinde selbst; ihre Eifersucht, ihr Groll, ihr Haß, verheeren die Monarchie. Während der Zeit die Generale sich zanken, und mit einander scharmuzieren, verliehrt die Nation Haupttreffen. Die politischen Streitigkeiten gekrönter Häupter sind nichts gegen diese; man findet bisweilen Mittel und Auswege, um fürstliche Zwistigkeiten beyzulegen, aber der Generalspersonen ihre, ist nichts möglich abzuthun. Wenn man ihrer zween weit aussendet, um die Feinde des Staats zu bekriegen, so ist das erste, was sie thun, einander hinderlich zu seyn; einer hat immer geschickter als der andere seyn wollen; und der findet folglich al-

les,

les, was der andere vornimmt, unrecht: die Hauptsache bestehet darinne, den Vorzug zu erwerben, dieser Absicht wird das Interesse der Crone stets aufgeopfert.

Die übelste Zeitung, so man einem von ihnen melden kann, ist die Nachricht eines von seinem Mitgenerale über den Feind erfochtenen Vortheils; er springt aber für Freuden auf, wenn er erfährt, jener habe ein Versehen begangen, wodurch er in einem schlimmen Handel verwickelt sey. Man thut noch mehr, man stellt einander nach, und ein jeder trachtet auf seiner Seite, seinen Mitbuhler zu berücken. Bisweilen verunglimpfen sie sich durch Schmähschriften, die sie öffentlich bekannt machen. Dieses geschiehet im Angesicht Frankreichs und ganz Europens, ohne daß eine Hauptstrafe darauf erfolge. Man richtet hier einen Menschen hin, der einen andern getödtet hat, und man läßt einen General leben, der in einem einzigen Treffen 20000 aufgeopfert hat.

In Asien muß der Kriegsbefehlshaber für den Ausschlag des Kriegs mit seinem Kopfe hasten, in Europa steht er nicht einmal für seine übeln Absichten. Wenn durch seine schlechten Einrichtungen eine ganze Armee zu Grunde gerichtet wird, besteht die ganze Strafe, die ihm wiederfährt, darinne, daß man ihn zurück ruft. Der Krieg wäre vielleicht, ohne den Geiz und die Monopolien eines französischen Generals, in Norden geendiget; die Feinde dieser Monarchie hatten daselbst eine ihnen so nachtheilige Stellung genommen, daß

man

man nur sich selbige zu Nutze machen durfte, um den Frieden zu befördern; aber eine deutsche Armee kaufte ihm ihre Freyheit ab, und fieng den Krieg von neuen an. Was den französischen General betrift, nachdem er das Interesse seines Hofes auf solche Art verkaufet hatte, zog er sich ruhig mit vielen Millionen zurück, die er zu Bezahlung seiner Schulden, und zu Erbauung prächtiger Palläste in Paris anwandte. Er befindet sich anjetzo in einer Provinz, wo er beständig Festins giebt, und in großer Pracht lebt: er ist in dem ungestöhrten Genuß der mit Vergießung französischen Bluts erworbenen Reichthümer.

Was sagst du von der Gnade des Königs in Frankreich, dessen Mäßigung so weit geht, daß er seine Untrethanen ohne Barmherzigkeit erwürgen sieht, ohne so viele muthwillige Todtschläge zu rächen? In China würde man einen solchen Kaiser grausam und barbarisch heißen. Wenn man mehr Generalsköpfe in Frankreich abschlüge, so würden nicht so viele von der Unterthanen ihren drauf gehen.

Hundert u. sieben u. vierzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Venedig.

Ich bin anjetzo zu Venedig: das ist, mitten im Meere, in einem großen steinernen Schlosse, wel-

welches Kunst und Natur seit mehr als 13 Jahrhunderten vor Anker halten.

Die Europäer sind in allen Dingen besonders: man entdeckt unter ihrer Himmelsgegend reiche und fruchtbare Erdstriche, welche sie den Raubvögeln und wilden Thieren überlassen, um ungesunde Moräste zu bewohnen, wo sie nur von Muscheln leben.

Du kannst dir leicht einbilden, daß man allhier nicht alle Bequemlichkeiten hat; denn in einem Schiffe lebt man nie bequem. Zu Venedig mangelt die zum Leben wesentlichste Sache; ich meyne frische Wasserquellen. Man muß einen Steuermann haben, um diese Stadt zu besehen, man kann durch die Straßen blos in Barquen gehen, wenn man nicht das Privilegium des Heiligen hat, von dem die Christen sagen, daß er auf dem Wasser gieng.

Wenn man jemanden besuchen will, muß man den Compaß zu Hülfe nehmen, und sich nach den Winden richten; sind diese widrig, so muß man seine Besuche bis zu einer glücklichern Schiffarth aufschieben. Man kann zwar fast durch ganz Venedig über die dazu verfertigten Dämme zu Fuße gehen; das ist aber eine sehr unbequeme Bequemlichkeit; denn man muß beständig Brücken auf und absteigen.

Ein jeder hält hier sein Fuhrwerk vor Anker, und dieses Fuhrwerk ist eine Art von schwarz überzogenen Gräbern, wo man sich ordentlich 5 oder 6 Stunden des Tags begräbt.

Man

Man könnte sagen, diese Stadt werde durch Triebwerke bewegt. Ihre Pagoden und Pallä-ste sind bald in, bald ausser dem Wasser. Bis-weilen ist Venedig in der offenbaren See; und zu Zeiten ist es fast am festen Lande. Die Ve-netianer fürchten sich so sehr vor dem festen Lan-de, daß sie täglich neue Maschinen erfinden, um ihren Staat schwimmend zu erhalten.

Wenn man in diese Stadt kommt, zieht man eine wollüstige, den Sitten gefährliche Luft ein. Alles ist Schauspiel, Vergnügen und eitler Zeit-vertreib.

In den übrigen Staaten Europens währet die Carnavals Thorheit nur einige Tage über: hier hat man die Freyheit 6 Monate im Jahre när-risch zu seyn. Die Republick erlaubt es, nebst dem Privilegio, sich zu vermummen; dieses ist ei-ne artige Erfindung, daß das Volk seinen Lastern ohne Scham sich überlassen könne.

Hundert u. acht u. vierzigster Brief.

Cham-pi-pi, an Cotao-yu-se, zu Peking.

Von Paris.

Es ist ein Unglück für ein Volk, daß der Fürst Leidenschaften hat; ein noch größeres aber, daß seine Minister dieselben entdecken. Kaum hatte der jetzt regierende König seinen Gefallen an Frauenzimmern merken lassen, als alle, die um ihn waren, diese Neigung zu erheben suchten.

Viel-

Vielleicht hätte der Fürst gleich Anfangs diesen Geschmack fahren lassen, wenn seine Hofleute nicht alle Mittel angewendet hätten, solchen zu reizen. Sobald er seine Wahl getroffen hatte, lobte man sie; die Schmeicheley machte ihr eine Schutzrede, man fand Tugenden, wo nichts als Laster waren. Im ganzen Reiche war kein einziger redlicher Mann, der ihm die Gefahr, der er sich, den Staat und sein Volk aussetzte, vorgestellet hätte. Trauriger Zustand der Könige, die stets zum Laster angetrieben werden, und keinen einzigen Freund haben, der ihnen den Weg zur Tugend zeigte! Aber man sucht alles sich zu Nutze zu machen. Ueberläßt ein Regent sich dieser Leidenschaft; so gewinnt man ihn durch die, welche ihn schon gewonnen hat; die Gunst und Gnade fließt leichter durch diesen neuen Canal: man erhält alles, was man wünschet, weil die Favoritinn alles begehren kann, was ihr gefällt. Diesem muß man beyfügen, daß die Unordnungen, so in der Gesellschaft von dieser Leidenschaft entstehen, ungestrafet bleiben; denn wie könnte der Fürst eine Freyheit bestrafen, die er sich selbst herausnimmt? Man hat dergleichen Vortheile nicht über einen Fürsten, welcher ein Feind der Wollust ist, man kann ihn so nicht einnehmen, und er straft die Ausschweifungen dieser Neigung desto strenger, weil er selbst ihre Wirkungen nicht empfindet.

Ich habe die Geschichte der meisten europäischen Regierungen mit Aufmerksamkeit gelesen, und entdeckt, daß so wie die Regenten ihrer Neigung gegen

gen das weibliche Geschlecht gefolget sind, Verwirrung und unordentliches Wesen im Staate eingerissen ist.

Hundert u. neun u. vierzigster Brief.

An den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Ich muß dir, mein wertheſter Kié-tou-na, meine Furcht entdecken. Ich zittre, in einem Reiche mich zu befinden, worinne keine Freyheit herrscht, und wo man ein Sklave, ausser von seinen Worten ist. Man darf hier nicht einmal frey denken.

Ich soll mich nach der Regierungsart dieser Völker, den Sitten der Nation und des Fürstens, erkundigen. Ich muß mich also jemanden anvertrauen, ich muß Fragen thun; und diese fürchte ich eben. Sie können mich verdächtig machen; und von dem Verdacht zur Ueberzeugung ist hier die Anklage der einzige Zwischenraum.

China hat mit Frankreich nichts zu schaffen: das beyderseitige Interesse ist einander schnurstracks zuwider. Wenn man gleichwohl erführe, daß ich die hiesige Regierung auskundschafte, so würde ich eingezogen und auf Zeit Lebens in ein dunkles Gefängniß geworfen werden.

Die Haut schaudert mir, wenn ich erwege, daß ein einziger Feind, oder Unvorsichtiger mich in Unglück bringen kann. Die Freyheit kommt in

mit dem länglichten Gesichte und ziemlich schönen Augen? Es ist, sagte er, die Prinzeßinn von R-b-c, sie beschützt die lyrischen Künste, die Musik, das Declamiren, und dieserwegen hält man sie für eine Art von Autor; denn zu Paris hält man den Schutz eines Werks so hoch, als dessen Verfertigung. Es kommt mir vor, erwiederte ich, als wenn diese Prinzeßinn keine gar zu gute Stelle in dieser Gesellschaft hätte; das ist wahr, versetzte er, aber unsere Damen vom ersten Range bilden sich ein, daß der Umgang mit geschickten Leuten, in der Welt ihnen den Namen macht, als ob sie es gleichfalls wären; deswegen lassen sich dieselben oft in die Gesellschaft der geringsten Personen herab. Diese steckt immer bey Comödiantinnen, Schauspielern und Sängern; bey Leuten so man nur auf dem Theater sehen sollte, und die sie zu sich kommen läßt; daher sagen die Spötter, daß sie mit ihnen die Gränzen der Vorstellung überschreitet.

Wer ist denn die junge Dame, fuhr ich fort, neben der Prinzeßinn? Das ist eine Frau vom Stande, die das Unglück gehabt hat, ein Madrigal zu machen, welches die Kenner gut befunden haben; und seit dieser Zeit ist es mit ihrem Verstande nicht gar zu richtig: sie glaubt alles, was das Alterthum vortrefliches in der Poesie hervorgebracht hat, zu übertreffen. Ihr Umgang, ihre Gespräche, ihr Briefwechsel, sind in Versen. Sie schreibt an ihre Liebhaber blos im Form der Reimsylben; worüber diese verzweifeln, denn statt

der

der dunkeln Verse, wollten sie deutliche Prose von ihr haben.

Können Sie mir sagen, wer die dritte ist, welche nahe dabey sitzt; nämlich, von welcher Art ihre Litteratur ist? Sie ist, antwortete er, in der abstracten Wissenschaft der kleinen galanten Historien tief gelehrt. Sie hat in der Welt den Ruf eines witzigen Kopfs durch Verfassung eines Romans im Manuscript erworben; sie wird aber das Publicum bald aus dem Irrthume reissen, denn sie ist willens, ihn drucken zu laßen.

Und diese 4te, welche bey den Herrn vom Hause sitzet, sagte ich, die so tiefsinnig aussieht; wer ist sie? Es ist eine Frau, war seine Antwort, die sich mit dem Griechischen abgegeben hat; denn unsere Damen suchen darinn einen Ruhm, mehr als die Mannspersonen davon zu wissen. Diese da ist mit dem bösen Geiste Homers besessen, und sie bedrohet das Publicum mit einer neuen Uebersetzung; deswegen hat sie sich auf die griechische Sprache gelegt; sie hat aber die lateinische und französische zu lernen vergessen.

Lasset uns auf die Cavaliere kommen, unterbrach ich ihn, denn ich bin mit ihren gelehrten Damen nicht allzuwohl zufrieden. Wer ist der Mensch gegen uns über, der in so tiefen Nachdenken sitzt? Es ist ein Mensch, antwortete der Ritter, welcher Genie haben muß, denn er hat den Geist *) verfertigt, allein dieser Geist hat

*) Ein Buch, so diesen Titel führt.

gemacht, daß er im Urtheil zu kurz gekommen ist; man hat ihn aufs hitzigste verfolgt; die Regierung hat eine Rathsversammlung ernannt, um ihr Urtheil über ihn zu fällen. Seine Freunde haben ihn gerathen, er solle gegen Ignoranten von Richtern sich erklären, die eben deswegen ausser Stande sich befänden, dem Geiste den Proceß zu machen; es hat sich aber geäussert, daß ungeachtet der Gesetze der Gelehrsamkeit, der Verfasser ein Retenier war, und daß er allen Regeln der Litteratur zuwider, 80000 livres jährlich Einkommens hat: nun ist es aber in Frankreich eine ausgemachte Sache, daß kein Geist mit solchen Einkünften in Vergleichen kommt. Er war genöthigt, eine öffentliche Abbitte zu thun; und vor einem großen Tribunal zu bekennen, daß sein Geist keinen gesunden Menschenverstand hätte; und dadurch sonderte er sich gerichtlich von ihm selber ab.

Wer ist der andere Cavalier, so ihn am nächsten sitzt? Es ist gleichfalls ein Autor, sagte er zu mir. Selbiger machte ehedem ein Trauerspiel Dionysius der Tyrann betittelt, welches einigen Beyfall fand. Dieses Stück bewog ihn, ein Scribent zu werden. Seit dieser Tyranney in Versen, hat er unterschiedliche Tyranneyen in Prosa herausgegeben: und anjetzo tyrannysirt er das Publicum alle Monate mit einem tyrannischen Tractätgen. Das ist auch ein tyrannischer Schriftsteller, erwiederte ich; ich wette, sein Dionysius ist kein so großer Tyrann.

Wer

Wer ist aber der kleine frostige und eingebildete Mensch, der etwas närrisches in seinem Ansehen hat, hier gegen uns über, linker Hand. Das ist, antwortete er mir, ein elender Scribent, dessen Werke eben so abgeschmackt, als seine Gestalt sind. Er hat die Geschichte der römischen Könige auf eine, mit der Größe dieser ersten Stifter der Weltbeherrscher nicht zu reimenden kindischen Art beschrieben. Seitdem er sein Glück gemacht hat, giebt er nichts, als kleine Schriften heraus, die eben so frostig, als seine Könige, sind. Er hat sich zum Verwalter der politischen Neuigkeiten aufgeworfen; er hat den Schlüssel zu den ausländischen Zeitungen: die Holländer können ihre periodischen Lügen nicht in Frankreich, ohne seine Erlaubniß, einbringen. Dieses Recht hat er vom Hofe erlangt, denn die Regierung zieht aus allen Dingen Vortheil. Bald werden wir bey uns ein Privilegium über den Verkauf der Lieder und Gassenhauer haben.

Wer ist dieser Autor, der hinter allen den andern sitzt? Das ist kein Autor, versetzte er, es ist ein Journalist. Ey, was ist denn ein Journalist? Das ist ein Mann, der nach den Schriftstellern denkt, und den Buchdruckern nachdruckt. Wissenschaften und Verstand werden zu Verfertigung eines Journals nicht erfordert; man brauchet nur Bücher, so erst neulich die Presse verlassen haben. Dieser, den Sie da sehen, ist ein elender Schmierer, der ein elendes gelehrtes Blatt herausgiebt.

Hundert u. ein u. funfzigster Brief.

Ebenderselbe an den Mandarin Cotao-yu-se, Censor des Reichs in Peking.

Von Paris.

Jedermann redet allhier moralisch; aber sehr wenig Leute sind gesittet. Man sieht zu Paris alles voller Menschen, die stets über Sachen disputiren, die sie nicht glauben, und die einen grossen Eifer für Grundsätze blicken lassen, welche sie nicht ausüben. Die Freygeister insonderheit machen einen großen Lermen, und das meiste Aufheben mit moralischen Schwätzereyen. Es ist jetzo die Mode von der Tugend zu sprechen. Die Moral ist in Frankreich wie die Romanen eingeführt. Ein Weltmann muß von diesem Theil der Wissenschaft eine Kenntniß haben, damit er bey Gelegenheit den Doktern in dieser Disciplin die Stange halten könne.

Diese Mode schränkt sich aber nicht auf den Nachdruck des Vernunftschlusses ein; die Moral hat hier einen ganz andern Nutzen. Sie hilft selbst zu Verderbniß der Sitten: sie ist heutigen Tages der kürzeste Weg zur Lasterbahn. Ein Wollüstling, der eine Frau verführen will, wendet sie stets mit guter Wirkung an.

Nicht etwan, als ob diejenige, so sich hintergehen läßt, mehr Tugend, als ihr Verführer besäße; sondern man ist von beyden Seiten ei-

nig

nig geworden, den Schein der Tugend anzunehmen; und als eine Ueberraschung anzusehen, was allezeit die Folge eines stillschweigenden vorherbedachten Vergleichs ist.

Die offenbaren Verführer sind heut zu Tage in so übeln Rufe, daß sie daher ausser Stande sind, andere zu betrügen. Um den Laster festen Fuß abzugewinnen, muß man sich in einem guten Ruf erhalten. Es geschiehet selten, daß eine Frauensperson den Gründen eines Mannes, der moralisch redet, nicht nachgeben sollte. Sie läßt sich ganz gewiß verleiten, wenn er ihr beweiset, er habe eine so zärtliche Gedenkungsart, daß er sie nicht aus Unzucht, sondern aus Tugend entehre. Auf solche Weise wird die Moral in in einen Gift verwandelt, und das einzige Mittel, welches die Religion zu Bezähmung der Sitten übrig hat, dieselben zu verderben angewandt.

* *

Hundert u. zwey u. funfzigster Brief.

An den Mandarin Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Es giebt hier Leute, welche Gold machen: sie sind aber so arm, daß man dieselben nie in Verdacht halten sollte, daß sie eine so einträgliche Profeßion trieben. Dieses heißt der Stein der Weisen, oder die Goldmacherkunst.

Dieſe Adepten befinden ſich in der äußerſten Dürftigkeit. Faſt alle, die zu Paris Gold machen, haben keine Küche. Ihre Geräthſchaften beſtehen in einigen irdenen Gefäſſen mit einer flieſſigen Materie.

Man zweifelt ſchon ſeit langer Zeit nicht mehr daran, daß dieſe Kunſt nichts weiter, als eine Betrügerey iſt, und dennoch ſteht alle Tage ein neuer Betrüger auf. Die Ungeduld, auf einmal ein groſſes Vermögen zu beſitzen, macht, daß man dieſer betrüglichen Kunſt trauet.

Die ordentlichen Wege reich zu werden, ſind zu weitläuftig. Der Stein der Weiſen verheißet unermeßliche Reichthümer. Man wählt den kürzeſten, man ſucht alles in Gold zu verwandeln.

Hundert Chymiſten, die ſich durchs Laboriren zu Grunde gerichtet haben, und Hungers geſtorben ſind, thun nichts, um mich dieſes figürlichen Ausdrucks zu bedienen, als die Gruben der Gierigkeit ihrer Nachfolger ausfüllen; man tritt ſie mit Füſſen, um eben ſo arm zu werden.

Man wird die Einbildung von dem philoſophiſchen Stein nie fahren laſſen: denn er verſpricht gar zu groſſe Vortheile. Auſſerdem macht dieſe betrügliche Wiſſenſchaft, eine Art von Beſitz. Sie läßt einen Reichthum hoffen: der, ſo unzuverläßig er auch iſt, einen vorläufigen Genuß darbietet.

So lange die Menſchen ihr Glück auf die Zukunft ankommen laſſen werden, ohne ſich um das

Gegen-

Gegenwärtige zu bekümmern, werden sie stets dieser Wissenschaft ergeben seyn, weil sie immerzu verspricht, und weil es dem Character des menschlichen Herzens gemäß ist, auf Versprechungen zu bauen.

Hundert u. drey u. funfzigster Brief.

An denselben, zu Peking.

Von Paris.

Die Haare des Frauenzimmers zu Paris sind sehr schalkhaft: sobald solche auf die Welt kommen, lernen sie die Kunst zu gefallen. Es sind Netze, worinne die Mannspersonen gefangen werden. Man hat mir von einer Dame erzählt, die mit ihrem geflochtenen Haar viele Eroberungen gemacht hat.

Es gehört alle Morgen eine große Arbeit dazu, ehe das Haupthaar eines Frauenzimmers den Grad des verbuhlten Wesen, dessen es fähig ist, erhält. Inzwischen kann ich nicht begreifen, warum die meisten sich die Mühe geben, ihre Haare bis auf die Ferse wachsen zu lassen, um solche nachher bis über den Kopf wieder aufzuschlagen, welches ein eben so großes als beschwerliches Gebund ausmacht. Wenn man dieses bedenkt, kann man sich nicht enthalten, überzeugt zu werden, daß der Kopf einer Französinn stärker, als das Haupt einer Mannsperson sey; denn ausser der Last einer Menge Opernarien, Gassen- und Trink-

lieder-

liedergen, vieler Bände Romane, und einer ungeheuern Anzahl Namen von seidnen Stoffen, von Kopfzeug, von Garnituren, von Spitzen, von Blonden, von Palatinen, von Bändern, von Schleifen ꝛc. welche eine Weibsperson trägt, hat sie noch die Last von 2 oder 3 Pfund weißen Staubs, den man Puder nennt, und 5 oder 6 Unzen Salbe, oder Pommade zu tragen.

In China wachsen die weiblichen Haare einzeln; man könnte sagen, daß solche in Frankreich Pelotonsweise hervorkommen. Ein Mensch, der das Commando darüber führt, theilt dieselben in 2 oder 300 gleiche Portionen, die er einpackt, und nachgehends mit einem glüenden Eisen brennt, um sie geschmeidiger und folgsamer zu machen.

Zu Paris sind 4 Gattungen Weibspersonen, die sich durch die Ausstafierung ihrer Haare unterschieden; die mit kleinen Haarlocken, die mit grossen Buckeln, die mit hinten hinaufgestrichenen Haaren, und die Pudelköpfe, von den Namen eines kleinen Hunds, der ganz krauses Haar hat, und wovon ihr Kopf das Muster ist. Die Ursache der kleinen und großen Haarbuckel kann man leicht einsehen, und ich begreife auch wohl, warum das Frauenzimmer glatt aufgestrichene Nackenhaare trägt; aber ich muß dir bekennen, daß es mir unbegreiflich ist, warum die Frauenspersonen ihren Kopf wie Hundshaare kräuseln, um den Mannspersonen zu gefallen.

Hundert u. vier u. funfzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Venedig.

Ein Ausländer, so nach Venedig reiset, muß seine Zunge zu Fousina *) lassen, und als ein Stummer ankommen.

Das Stillschweigen ist das Sinnbild der hiesigen Regierung: alles ist hier geheim und verborgen. Die Politick bedeckt sich mit einer dicken Finsterniß.

Die Schwätzer zu Venedig werden in ein mit Bley bedecktes Grab lebendig begraben. Ein Mensch, der einmal geredet hat, wird zu einem ewigen Stillschweigen verdammt. Es giebt Leute, die um ein Wort, seit 30 Jahren stumm sind.

Das ist eine große Tyranney; die Sprache ist ein Vermögen der Seele, worüber der Gesetzgeber kein Recht hat, ausser wenn dieselbe die politische und bürgerliche Ordnung stöhret; selbst in diesem letztern Fall ist sie blos einem Verweis unterworfen. Man straft hier einen Bürger, der geredet hat, wie einen der etwas gethan hat; dadurch wird die Ordnung der Verbrechen und der Strafen verwirret.

Ein

*) Ein Hafen, wo man sich einschiffet.

Ein Senat der die Betrachtungen der Privatperſonen ſcheuet, entdeckt dadurch ſeine Schwäche.

Man muß einen Plan entwerfen, und wenn ſolcher feſtgeſetzt iſt, muß man die Nebenurſachen wirken laſſen.

Weiſe Regierungen haben nie die Worte vor das Inquiſitionsgerichte gezogen: man hatte die Freyheit, das, was einem Bürger nöthig war, zu betrachten und ſich darnach zu erkundigen. Da das Regiment das gemeine Beſte zum Augenmerk hatte, achtete es die Einfälle müßiger Leute nicht.

Das römiſche Volk war berechtiget, ſeine Meynung über die Staatsgeſchäfte zu eröfnen, und erſt nach dem Verfall der Republick, legten die Kaiſer ihm das Stillſchweigen auf.

Auſſerdem bringt ein Staat, der den allgemeinen Betrachtungen Einhalt thut, ſich dadurch um einen großen Vortheil; denn unter einer Nation giebt es immer vernünftig denkende Perſonen; ihre Anmerkungen ſind deſto beſſer, da ſie von den Vorurtheilen der Leute, ſo in Ehrenämtern ſitzen, befreyet ſind: mit einem Worte, der Menſch hat ein Recht zu denken, und der Bürger zu reden.

* * *

Hundert u. fünf u. funfzigster Brief.

Cham-pi-pi, an Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Ich habe das Memorial des Chinesers, der sich über unsern Kaiser beschweret', daß er ihm seine Frau geraubet hätte, keiner Seele gezeiget. Diese Schrift wäre lächerlich. Die hiesige Moral geht nicht so weit, daß sie die Gunst des Fürsten verachten sollte; wo diese Gunst sich zeigt, streichen die Redlichkeit, Ehre und Religion überall die Seegel. Man würde ausgezischt, wenn man die Pedanterey der Sitten so weit zu treiben sich einfallen ließ.

Anstatt, daß die Ehemänner in Frankreich einen solchen Raub für eine Beschimpfung ansehen sollten, betrachten sie vielmehr denselben als eine Wirkung der größten Achtung des Fürsten. Eine Familie gelangt hier zu hohen Ehren, wenn der Monarch sie durch seine Wollust entehren will. Die Männer streben fast jederzeit nach einer dergleichen Ehre. Bey der letzten Wahl der Favoritinn, die anjetzo herrschet, wurden über 100 Memoriale verheyratheter Frauenspersonen überreicht, um diesen Platz zu bekleiden, und man will so gar sagen, die meisten wären selbst von den Ehemännern in die Feder dictirt worden. Folgendes Stück ist von einem Memorial sehr unterschieden. Es ist von einem Manne, der seine Frau,

die

(die damals sich auf dem Lande befand,) in die Stadt zurück zu kommen bat, um zu versuchen, ob sie nicht das Glück haben könnte, des Königs Beyschläferinn zu werden. Der Brief war nachstehendermaßen abgefaßt.

Madame,

„Der König hat mit der Frau von M... ge„brochen. Er hat nun keine Maitresse; die „Stelle ist unbesetzt. Sie sind schön, jung und „lebhaft. Ich zweifele gar nicht, wenn „unser Monarch Sie sehen wird, daß Sie „nicht seine Blicke auf sich ziehen sollten. Meine „Liebe und Zärtlichkeit ist ihnen bekannt, es ist „nichts in der Welt, so ich nicht thun würde, um „Sie demselben in vollem Glanze vorzustellen. „Reisen Sie nach Empfang dieses Schreibens „ungesäumt ab, wir wollen zusammen nach Hofe „gehen, und ich will Sie selbst Ludwig XIV. vor„stellen. Nichts kommt dem Vergnügen bey, „so ich empfinde, wenn ich daran gedenke, daß Sie „vielleicht bald in seinen Armen liegen werden. „Meine Freude ist unaussprechlich, wenn ich den „Rang erwege, wozu die Gunst des Fürsten un„ser Haus erheben, und die Ehre, die dadurch un„serer ganzen Familie erwachsen wird. Ach, ge„liebteste Gemahlinn, könnten Sie doch in diesem „Augenblicke, eben so viel Vergnügen, als ich, „empfinden!„

Antwort.

Antwort.

Geliebtester Gemahl!

„Ich habe Dero Schreiben erhalten, worüber „ich fast vor Freuden gestorben wäre. Ich reise „ab, ich fliege, um nach Paris zu kommen. Die „Probe, so Sie mir von Ihrer Liebe geben, bezau„bert mich. Man erkennt an Ihrer Schreibart „den zärtlichen Liebhaber, den treuen Ehemann, „und absonderlich eine Redlichkeit, die den Sitten „unserer Zeit Ehre macht. Ich will Ihnen den „Ruhm nicht rauben, mir zu Eroberung unsers „glorreichsten Monarchens behülflich zu seyn; ich „will das fürstliche Bette unter Ihrer Standarte „betreten. Damit der Ehre, nach welcher Sie „streben, nichts fehlen möge, will ich Ihnen an „dem Abende, da der Fürst Dero und mein Glück „befestigen wird, mich auszukleiden erlauben. Ich „empfinde bereits im Voraus das Vergnügen, „welches die Liebe, so Sie für mich haben, mir in sei„nen Armen kosten lassen wird. Ach, mein ge„liebter Gemahl, möchten Sie bey Lesung dieser „Worte eben die reine Freude schmecken, die ich „diesen Augenblick empfinde!„

Du begreifest leicht, daß bey einer Nation, wo die Eheleute in einem so glücklichen Verständnisse zusammen leben, dein Memorial überflüßig seyn würde.

Hundert u. sechs u. funfzigster Brief.

An denselben, nach Peking.

Von Paris.

Zu Paris, mein lieber Kié-tou-na, sind die Schneider wichtige Leute. Sie theilen die Hochachtung aus, und geben dem Verdienste seine Grade. Mancher Mensch, der in der Welt ein schimmerndes Ansehen hat, und großes Aufsehen macht, würde ohne seinen Schneider unter dem Haufen nicht zu unterscheiden seyn, der ihn in den Gesellschaften hervorgezogen, und auf eine in die Augen fallende Art vorgestellet hat.

Ich werde vielleicht Mühe haben, dir solches glaubend zu machen: du kannst dir aber nicht einbilden, was ein gestickter Rock für ein Ansehen geben kann.

Ich kenne jemanden, der sich unter dem Haufen nicht hervorthun konnte, und seinem Schneider die Ungerechtigkeit der jetzigen Zeiten klagte; dieser hatte große Lust, ihn von andern zu unterscheiden, und verfertigte ihm eine so galante Kleidung, daß man seit der Zeit beständig von ihm redet.

Die persönlichen Vorzüge, die auf diese Art mit der Nehnadel gemacht werden, sind desto schätzbarer, je mannigfaltiger sie sind. Z. E. Ein Schneider kann durch Kleider zu zweyerley Jahrszeiten

zeiten einen Verstand im Sommer, und Verdienste im Winter geben: alles nach der Mode und in dem feinsten Geschmacke.

Die galanten Libereyen sind besonders entscheidende Vorzüge. Ein Herr, welcher sechs große buntschäckige Lakeyen hat, kann versichert seyn, daß man in der ganzen Stadt von ihm spricht, und daß er die Hochachtung aller Gesellschaften hat, wo diese Tugend sehr empfehlend ist.

Die Peruckenmacher sind nicht weniger nützlich. Die Gerichtshöfe haben ihnen einen großen Theil ihrer Verdienste zu danken. Die meisten ernsthaften obrigkeitlichen Personen sind ihren großen viereckigten Perucken alle Ehrerbietung, die man für sie bezeigt, schuldig. Ohne Perucken würden die kleinen Stutzer erbärmliche Gegenstände seyn. In der That, was für eine Person würden sie ohne ihre Perucken mit großen oder kleinen Locken spielen?

Sie haben noch eine andere Eigenschaft, alte Leute zu verjungen. Zwey Unzen schwarze Haare machen einen 60jährigen Kopf, einem von 20 Jahren gleich. Man wird hier seit dem Tage seiner Geburt, bis an den Tag vor seinem Begräbniß, gekräuselt.

Hundert u. sieben u. funfzigster Brief.

An eben denselben, nach Peking.

Von Paris.

Bey Durchlesung des Archivs eines politischen Parisers, der seit mehr als 15 Jahren verstorben ist, fand man neulich folgendes Papier, mit dieser Ueberschrift:

Politische Prophezeyung über Europa.

„Warlich, warlich, ich sage euch, der Mann „aus Norden, der seit kurzen gekommen ist, wird einst sehr groß werden.

„Der von ihm geplünderte Adler wird den „Grund zu seiner Macht legen.

„Er wird sich anfangs mit dem Hahn vereini„gen, um den Stolz des Löwens, des natürlichen „Bundsgenossens des Vogels mit zween Köpfen „zu demüthigen. Man wird sich über ihn auf„halten, ihn verspotten, verlachen, aber das Glück „wird auf seiner Seite seyn.

„Seine Soldaten werden die Heerde kleiner „Adler schlagen, die wider ihn zu Felde ziehen, „um sich seinem Vorhaben entgegen zu setzen. „Seine Siege werden ihm ein großes Domainen„Gut einbringen, welches man ihm läßt, damit er „sich damit begnügen möge.

„Sobald man ihn aber in dem Schlummer des „Friedens versenkt glauben wird, erwacht er plötz„lich.

„lich. Seine Riesen werden sich von neuen wie ein „Strom ausbreiten, und in die benachbarten Staa„ten einen Einfall thun: seine Stärke wird wie „stürmisches Meer seyn, welches kein Damm „aufhalten kann. Er wird zu Beschönigung „seines Angriffs vorwenden, es sey geschehen, um „einem wider ihn gemachten Anschlage zuvor zu „kommen; es wird aber kein anderer Anschlag „vorhanden seyn, als den er selbst erdacht hat.

„Dieses zweytemal wird er sich mit den Löwen „verbinden, um die Kräfte des Hahns zu schwä„chen, der seiner Seits mit dem zweyköpfigten „Vogel sich vereinigen wird.

„Denn wird das erschrockne Europa zu fürch„ten beginnen. Die Germanier, die Franken, „die Bewohner der Eisländer, und viele kleine „Völker Deutschlandes werden einen Bund unter „sich wieder ihn aufrichten, er wird sie aber alle „schlagen.

„Der durch einen verderblichen Krieg mit dem „Löwen ermüdete Hahn, wird mit demselben Frie„de machen, und der Adler, so eben die Flügel „hängen läßt, wird den Mann aus Norden um „Quartier bitten, der es ihm mit der Bedingung „geben wird, daß er nach abgelegten Waffen be„halte, was er hat.„

Bis hieher möchte die politische Prophezeyung zum Theil wohl nach der Zeit geschmiedet seyn; aber so fängt sie weiter an:

„Warlich, warlich, ich sage euch nochmals, daß „der Mann aus Norden, der seit kurzen erschienen

„ist, es dabey nicht bewenden lassen wird. Nach„den Frieden wird er seine Riesen nicht abdanken; „sondern vielmehr sie im Gewehr üben, und zum „drittenmal in Belagerungen und Schlachten un„terweisen. Er wird besondere Tractaten schlies„sen, sich Bundsgenossen versichern, mit ihnen „über die Anzahl der Hülfstruppen, so dieselben „ihm liefern sollen, einen Contract machen.

„Wenn alles fertig, wird er den Augenblick der „allgemeinen Einschläferung abpassen, und dann „von neuen die Schleußen seiner Macht öfnen. „In diesem Kriege werden seine Projecte größer, „und seine Absichten ausgedehnter seyn. Sein „Plan wird auf ganz Europa gemünzt seyn.

„Der Mann aus Norden wird mit einem „Heere Riesen über einen großen Fluß gehen, um „den Hahn anzugreifen, indessen wird er andere „Truppen im Rücken lassen, um den Adler in „Zaum zu halten. Da werden die Franken kla„gen, daß sie das erste Werkzeug seiner Größe „gewesen sind, sie werden die Augen öfnen, es „wird aber zu spät seyn.„

Hundert u. acht u. funfzigster Brief.

Sin-ho-ei, an Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Venedig.

Diese Republik hat wie die Genuesischen einen Regenten. Er hat eben die königl. Hauptzierde, nur gleichet sie mehr einem Horn. Bilde dir

dir nicht etwan ein, es sey das Horn des Ueberflusses; niemand ist ärmer, als dieser Fürst. Ihre königliche Hoheit werden auf Kosten der Republik ernährt, beherberget und gekleidet. Es ist ein Kostgänger des Staats, dem man das physicalisch Nöthige zugestehet. Man unterhält auch für ihn, des Wohlstandes wegen, einige Bediente. Alle übrige Pracht der königl. Würde geht auf seine Rechnung und Unkosten. Andere Fürsten in Europa bereichern sich durch ihre Regentschaft; dieser richtet sich durch sein Fürstenthum gemeiniglich zu Grunde. Zu Vendig befinden sich viele Familien in Dürftigkeit, weil ihre Voreltern auf dem Throne gesessen haben.

Wiewohl der venetianische Doge nicht viel mehr, als ein Gemälde ist, so kannst du doch nicht glauben, wie gern der Adel sich allhier mit einem Horn abbilden läßt. Man reißt sich um ein copiertes Gemälde eben so sehr, als wenn es Original wäre.

Hier hat der Fürst das Recht, in nichts sich zu mischen, und man nimmt sich wohl in acht, daß er sein Privilegium nicht nutzen möge. Es ist blos eine Figur, oder Vorstellung der Macht des Staats; denn die Europäer, so Liebhaber der Bilder sind, mengen solche auch ins politische Regiment. Ich denke nicht, daß die Unterthanen diesen Fürsten lieben, wenigstens betrauert ihn niemand, wenn er stirbt. Dieser Tag, der sonst aller Orten ein Tag des Weinens und der Traurigkeit ist, stellt hier einen Tag der öffentlichen Freudensbezeigungen vor; man maskirt sich und geht

auf den Ball. Man giebt gleichwohl vor, daß die Freude, so man bey dieser Gelegenheit zeigte, nicht den Doge beträfe, dessen Regierung zu Ende wäre, sondern den neuen Doge, der die seinige anträte; darüber vergißt man den todten Fürsten so sehr, daß man nur mit dem lebendigen sich beschäftiget.

Hundert u. neun u. funfzigster Brief.

Cham-pi-pi, an Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Wenn ich dem Beyspiele vieler Leute hier folgte, die mit einer unzuermüdenden Mühe vom Morgen bis auf den Abend, in Müßiggange beschäftiget sind, würde ich mein Leben in Caffeehäusern, öffentlichen Spatzierörtern und Schauplätzen zubringen; ich würde mit einer gewissen unachtsamen Art von einem Orte hinweggehen, um trägerweise mich nach einen andern zu verfügen; und solchergestalt würde ich die Zeit mit langer Weile vertreiben. Ich aber, der ich nicht die Muße habe, nichts vorzunehmen, fliehe diese Orte, wo der Geist keine Beschäftigung hat.

Inzwischen überhäufe ich mich nicht mit übermäßiger Arbeit; der Geist will, eben so wie der Leib, seine Ruhe haben. Man muß ihn, so zu sagen, Athem schöpfen lassen.

Wenn ich des Morgens mich eingekleidet habe, schreibe ich die Oerter auf, wohin ich an demselben gehen will, und ehe ich mich des Abends niederlege, setze

seße ich alles, was ich gesehen, gelesen und gehört habe, so die Aufmerksamkeit unsers Hofes verdient, aufs Papier; ich entziehe mich aber deshalb nicht ganz der bürgerlichen Gesellschaft. Ich besuche die Spaßierplätze, und man sieht mich bisweilen in den Schauspielen.

Paris ist der Widerspruch selbst. Es giebt hier Leute, die eine Art von Gelübde thun, ihr Leben mit nichts thun, hinzubringen, und andere sieht man unaufhörlich arbeiten; diese leßtern haben fast nicht die Zeit daran zu gedenken, daß sie auf der Welt sind.

Man zeigte mir vor einigen Tagen einen Mann, der im Cabinet ordentlichen Weise 19 Stunden lang täglich arbeitet; in den übrigen von den 24 Stunden, ruhet er aus; eine Stunde wendet er zum Essen, und die andern viere zum Schlafen an. Sein Cabinet ist sein Grab, darinn ist er, so lange er lebt, und nach seinem Tode wird er noch darinne arbeiten.

* *

Hundert und sechzigster Brief.

Eben derselbe, an das Oberhaupt der Religion, zu Peking.

Von Paris.

Die Europäer suchen in ihren Schulen die Gottheit, welche sich nur in dem Himmel befindet. Sie machen eine Wissenschaft von dem höchsten Wesen, und vernünfteln beständig über eine Sache, die über alle Vernunftschlüsse erhaben ist.

Wenn sie von der Natur Gottes eine Erklärung geben wollen, sagen sie, es sey ein vollkommenes Wesen, und dadurch verkleinern dieselben die Gottheit selbst, von der sie den Begriff der Vollkommenheit geben wollen.

Der Mensch ist endlich, und Gott unendlich: nun kann aber keine Gleichheit zwischen zwey Wesen seyn, wovon das eine einen Anfang, und das andere kein Ende hat.

Alle Eigenschaften des Menschen gehören zu seinem Wesen: er sieht, er denkt, und hat keine andern Begriffe, als die sich darauf beziehen.

Wenn man sagt, Gott ist ein vollkommenes Wesen, so will man dadurch sagen, er habe alle Vollkommenheiten, wovon der menschliche Verstand sich eine Vorstellung machen kann; dieser Begriff aber von der Vollkommenheit ist in Ansehung Gottes, nur eine Unvollkommenheit.

Die Alten bedeckten mit einem Vorhang einige ihrer Gottheiten, sie wollten damit zu verstehen geben, die Natur der Götter sey unerforschlich, und hierinnen gaben sie eine große Weisheit zu erkennen.

Ich wollte, man verschlösse alle Schulen, die das Wesen Gottes, das ist, eine Wissenschaft, welche über die menschliche Vernunft steigt, abhandeln, und alle Religionen sollten auf die practische Moral eingeschränkt werden.

Wozu dient es, allezeit von dem, was man nicht versteht, zu reden, und warum will man eine Sache erklären, welche die Schwäche unsrer Einsichten über alle Erklärung hinaussetzet? Wäre es

nicht

nicht besser, wenn man Gott, so wie er ist, anbetete, als wenn man sein Leben mit Ausstudiren, was er nicht ist, zubringt?

Hundert u. ein u. sechzigster Brief.

Der Mandarin Sin-ho-ei, an den Mandarin Cham-pi-pi, zu Paris.

Von Venedig.

Es giebt allhier zween Stände der Bürger, den Adel und die Unadelichen. Alle beyde Zweige kommen von einem Mann: ausgenommen, daß die ersten ihre Namen in ein goldnes Buch haben schreiben lassen, die andern aber solches vergessen haben; also besteht der ganze Unterschied in dem Buche.

Einige haben, um diesen Gedächtnißfehler wieder gut zu machen, das Mittel ergriffen, sich gleichfalls einschreiben zu lassen; sie müssen aber alsdenn an den Herausgeber des Buchs eine beträchtliche Summe bezahlen, so daß das goldene Buch zu einem silbernen geworden ist. Folglich ist zwischen einem Adelichen und Bürger, und dem, der es nicht ist, kein Unterschied, als die Summe.

Gleichwohl werden die Adelichen von der neuen Auflage nicht so hoch, wie die, vor der alten Ausgabe geschätzet; man verachtet sie so gar dermaßen, daß sie ihr dafür erlegtes Gold bedauern.

Nur die alten Familien genießen den ihrem Range gebührenden Vorzug. Man muß gestehen,

stehen, daß ihn dieselben verdienen. Ein Edelmann von dem alten Zweige genießt alle Hochachtung, die seiner Geburt, und dem Alterthum seines Hauses zukommt, wenn er 30 Jahr im Brühl (Broglio) spatzieret, um die vornehmsten Bedienungen in der Republik sich bewerben, viele Frauen in Schutz genommen, und im Spiel ansehnliche Summen gewaget hat, wenn er Maitressen, Hunde, Pferde, und Equipagen auf Brenta gehalten ꝛc.

Dennoch sind zu Venedig nicht alle Tugenden ganz erloschen; man trift noch in dieser Republik große Männer an, die nebst den Vorzügen vortrefflicher Bürger, die erhabenen Tugenden der Römer, von denen sie herstammen, besitzen.

Hundert u. zwey u. sechzigster Brief.

Cham-pi-pi, an Kié-tou-na, zu Peking.

Von Paris.

Es ist ein Glück für uns, mein werther Kié-tou-na, daß der große Welttheil, den wir inne haben, unter der Beherrschung eines einzigen Herrn ist. Ohne diese unumschrenkte Gewalt, die alle übrigen zernichtet, würde China, wie die meisten andern irdischen Reiche, anjetzo der Schauplatz erschrecklicher Kriege seyn.

Ich habe die Ursache dieser beständigen Schlachten, welche Europa seit vielen Jahren drücken, untersucht, und befunden, daß solche aus der zertheilten allgemeinen Macht entspringe.

Eine

Eine jede europäische Nation ist eine besondere Familie, die ein persönliches Interesse hat, eine andere zu schwächen: das nennt man das Interesse der Fürsten. Ein Staat wird für sehr klug gehalten, wenn er die Gewalt des benachbarten zu verringern, und seine eigene Größe auf den Untergang seines Nachbars zu gründen gewußt hat. Man verheeret die große Familie, um die Macht der kleinen dadurch zu vermehren, und eben weil man jene zu Grunde richtet, zerstöhret man diese; denn die Aeste hangen an dem Stamme.

Man unterscheidet das politische Interesse des europäischen Staatskörpers vergebens von einander, die allgemeine Unordnung trift immer die Privatpersonen.

Ich setze den Fall, die Macht bestehe aus 50 Graden der Gewalt. Wenn man durch Kriege und Uneinigkeiten 10 davon vermindert, so werden die einzelnen Nationen, woraus solche besteht, in einem gleichen Verhältniß schwach. Diese allgemeine Schwächung ist nicht zu spühren, denn sie ist fast unmerklich, und die allgemeine Macht scheinet immer eben dieselbige zu seyn.

Gesetzt aber auch, diese Schwächung wäre idealisch, so wäre doch allezeit ein wirkliches Uebel, die Verheerung der Völker, vorhanden.

Man lieset in den meisten Geschichten, ein christlicher Prinz habe in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Mine gemacht, Europa einzunehmen, oder welches auf eins hinaus läuft, es unter eine einzige Herrschaft zu bringen; darüber wä-

ren alle Völker in Schrecken gerathen, das heißt, sie fürchteten sich glücklich zu werden.

Was am mehresten befremdet, ist dieses, daß alle europäische Nationen unter dem Joche, so sie tragen, seufzen, und daß sie lieber umkommen, als zugeben wollen, daß eine große Macht sie davon befreye.

Hundert u. drey u. sechzigster Brief.

An denselben, zu Peking.

Von Paris.

Ich habe gehört, daß man die Seele mit einer Tafel, worauf unsere Begriffe geschrieben sind, verglichen hat. Wenn dem so ist, steht auf der Seelentafel der meisten Franzosen nichts. Drey und ein halb Viertheil von denen, die man so nennt, sind Automaten, die zwar mit einer Seele, aber mit einer dummen und an Erkenntnissen und Wissenschaften leeren Seele, begabt sind.

Von der Erziehung hängt das Genie ab, und in diesem Staate giebt es nur eine kleine Anzahl Menschen, die eine Auferziehung genossen hätten. Alle die andern werden ihrem natürlichen rohen Wesen überlassen. Man kann sagen, es sey fast kein Franzose in Frankreich.

Man hat mir versichert, das anjetzo 4 Millionen Unterthanen des Königs Ludewigs gezählt werden, die nicht lesen können, und über 6 Millionen, welche des Schreibens unerfahren sind.

Die

Die Reichthümer sind hier das Maaß der Auferziehung. Blos deren Besitzer haben die Mittel zu lernen, Franzosen zu seyn.

Man hat zwar öffentliche Schulen, wo die Unterweisung nichts kostet; allein diese Schulen sind der Mittelpunkt der Unwissenheit, und dienen mehr, den Verstand zu verderben, als ihn zu bilden. Die guten Lehrmeister sind nur für bemittelte Bürger. Die Erziehung giebt hier dem Staate nichts. Ohne das Clima würden die Franzosen das dümmste Volk ui der Welt seyn.

Hundert u. vier u. sechzigster Brief.

An den Mandarin Minister, zu Peking.

Von Paris.

Wenn eine Regierung sich allzuweit hergeholten Nachforschungen überläßt, setzt sie sich dem Spotte und den beißendsten Satyren ihrer Unterthanen aus. Ich sende dir anbey ein Memorial, welches man unter der Hand einander mittheilt. Es ist eine Schmähschrift auf dergleichen Nachforschungen.

Memorial.

„An den gnädigen Herrn Grafen von St. F---
„Minister und Staatssecretair des Pariser De„partement.

„Der Eifer Ew. Excellenz für die Behau„ptung der Ehre unserer Crone, und die Mühe, „welche Dieselben sich geben, die königlichen Un„ter-

„terthanen, so unverschämt gnug sind, über ihre „Drangsalen sich zu beklagen, hat jederman zum „Stillschweigen gebracht. Allein, gnädiger Herr, „es ist nicht genug, daß man dem Volke den „Mund verstopft hat; die öffentliche Ruhe und „Policey erfordern, daß man auch gewissen stum„men Gesprächen wider die Staatsverwaltung, „welche man täglich ohne zu reden, führet, zu„vorkomme.

„Z. E. Es giebt zu Paris übelgesinnte Leute, „welche die Regierung blos vermittelst der Mienen „und Geberden durchziehen, und ohne etwas zu „sagen, bittere Klage über sie führen. Es giebt „noch strafbarere, ich meyne diejenigen, welche „dem Ruhme der M... und der Staatsminister „nachtheilige Träume im Schlafe haben; denn „von diesem Verbrechen der beleidten Majestät, „wissen dero Spione gar keinen Bescheid.

„Um diesen großen Schwierigkeiten abzuhelfen, „welche traurige Folgen für die französische Mo„narchie haben könnten, schlage ich Ew. Excellenz „zwey neue Einrichtungen vor.

„Die eine, über die Mienen und Geberden einen „Oberaufseher zu bestellen, und eine Traumexpe„dition anzulegen.

„Zu Bestellung des ersten Postens habe ich ei„nen Italiäner, der selbst ein sehr geschickter „Pantomime ist. Er kennet an der Be„wegung der Augen sogleich, was ein Mensch „im Schilde führt; er besitzt die Kunst der „Geberden im höchsten Grade; es giebt in

„der

„der Natur keine Verdrehungen und Grimmas-
„sen, deren Ursprung er nicht entdeckt; er kann
„das boshafte in einer lächelnden Mine ergrün-
„den; und durch die Wahrnehmung der gering-
„sten Bewegung des Leibes, oder der Arme, ei-
„nen Gedanken entwickeln.

„Wenn man z. E. in einem öffentlichen Caffee-
„hause auf die M... eine Lobrede hält, und ei-
„ner während der Zeit die Augen gen Himmel
„hebt, so wird er denselben alsobald in Verhaft
„nehmen. Wenn man den Generalcontrolleur
„der Finanzen herausstreicht, und jemand aus
„der Gesellschaft sich unter dieser Rede in die
„Lippen beißt, wird er sich ohne Verzug seiner Per-
„son versichern. Wenn man unsre Feldzüge in
„Deutschland, und die Geschicklichkeit unserer Ge-
„nerale rühmet, und ein Mensch 2 oder 3mal da-
„bey den Kopf schüttelt, und plötzlich seinen Platz
„verläßt, wird er ihn gefänglich einziehen.

„Was die Traumexpedition betrift, so muß die
„oberste Gewalt zu Hülfe genommen werden: denn
„eine solche Einrichtung kann ohne den Befehl
„des Königs nicht statt haben, welcher allen sei-
„nen guten und getreuen Unterthanen auferlegt,
„daß sie von allen ihren verdächtigen und zwey-
„deutigen Träumen, gegen die Staatsverwal-
„tung und die Favoriten, dieser Expedition Nach-
„richt geben sollen. Zu dem Ende wäre ein zwey-
„ter Aufseher in den Schlafzimmern eines jeden
„Stadtviertheils nöthig, der alle Morgen einen
„Aufsatz der Träume machte, und Ew. Excel-

„lenz davon Bericht abstattete, damit Dieselben „vor 10 Uhr des Vormittags wüßten, wie das „Volk die vorige Nacht auf die Staatsmaterien „geschlafen habe. Diese Expedition ist für die „Aufrechthaltung der Crone von äusserster Wich„tigkeit. Ew. Excellenz sind in der alten Geschich„te viel zu erfahren, als daß Ihnen unbekannt „seyn sollte, daß ein römischer Kaiser einen Bür„ger hinrichten ließ, weil ihm geträumet hatte, „er schnitte dem Kaiser die Gurgel ab; denn, sag„te er, dieser Mensch würde des Nachts davon „nicht geträumet haben, wenn er nicht des Tages „über solche Gedanken gehabt hätte.

„Man könnte der Ordnung halber, in der Re„publik diese letztern Verbrechen der beleidigten „Majestät, in leichte und flüchtige Träume ein„theilen, die dem Throne keinen Nachtheil brin„gen können. Z. E. Wenn ein Bürger die M.. „mit einem blassen und verwelktem Gesichte, im „Schlafe sähe, und neben ihr den R... der über „seine Zuneigung nach dem Verlust ihrer Reize „sich selbst verwunderte, so sollte selbiger blos auf „3 Monate des Landes verwiesen werden. Träum„te ihm aber, sie wäre in Ungnade gefallen, und „daß der R... ihr einen Befehl, sich zu ent„fernen, vom Hofe brächte, alsdenn wäre es ein „Hauptverbrechen gegen die Person des Königs „und er müßte nebst seinen Nachkommen, auf „ewig aus dem Reiche verbannet werden.„

Hundert u. sechs u. funfzigster Brief.

An eben denselben, zu Peking.

Von Paris.

Ein jeder mischt sich allhier in die Europäischen Angelegenheiten. Paris ist voll von Leuten, die an der Krankheit, Einrichtungen machen zu wollen, darnieder liegen.

Kaum war das Gerücht von einem allgemeinen Congreß, um die Streitigkeiten der kriegenden Mächte gütlich beyzulegen, entstanden, als schon ein Plan erschien, um die Schwierigkeiten zu heben, welche die gevollmächtigten Minister der hohen Höfe bey dieser Zusammenkunft machen könnten. Ich schicke dir diese Schrift, so mir ganz artig zu seyn scheint: ich glaube, es ist eine Ironie über die Kleinigkeiten, womit die Gesandten sich abgeben.

Verordnung zur Einrichtung eines Congresses.

Artikel.

I. „Die 5 großen anjetzo im Kriege befangene „Mächte, welche sich nach den Frieden sehnen, „sollen 5 große Armstühle für ihre Bevollmächtigten auf den Congreß, machen laßen.

II. „Zu Vorkommung alles Irthums, und „damit die Rangstreitigkeiten den allgemeinen „Frieden in Europa nicht verzögern, sollen die „Farben unterschieden seyn. Der große Lehn„stuhl für Frankreich soll mit weißen Sammet,

„der für die Königinn von Ungarn, mit grünen „Sammet überzogen seyn; und sofort nach der „Farbe der Höfe.

III. „Diese Lehnstühle sollen 3 Fuß breit und „4 tief seyn, ausgenommen der Lehnstuhl des „Großbrittannischen Bevollmächtigten, der 8 „Fuß haben muß; maßen der Hintere eines Eng„lischen Gesandten zweymal so breit ist, als ei„nes Französischen, Preußischen, oder eines „Rußischen.

IV. Man soll, nur pro formâ, einen großen Lehn„stuhl mit rothen Sammet für den Spanischen „Friedensunterhändler setzen; dieser Armstuhl soll „aber leer seyn, und kein Spanischer Bothschafter darauf sitzen.

V. Für die Abgesandten von Pohlen, Schwe„den, Dännemark, und die Republick Holland „sollen 4 Stühle gesetzt werden.

V. „Alle Gesandten der kleinen deutschen Für„sten sollen niedrige Sessel ohne Lehne haben, und „im Fall sie drauf bestünden, große Lehnstühle, „oder ordentliche Stühle zu haben, sollen sie von „der Versammlung ausgeschlossen seyn; indem „man den Frieden in Europa ohne sie wieder„herstellen kann.

VII. „Der Saal des Generalcongresses soll „geometrisch ausgemessen, und in eben so viel „Portionen, als Bothschafter anwesend sind, ab„getheilt werden.

VII. „Damit auch kein gevollmächtigter Mi„nister dem andern zu nahe komme, und den, der

„ihm

Digitized by Google

„ihm vorgeht, von seinem Platze treiben möge, „sollen Schranken gesetzt werden, die sie von ein„ander scheiden.

IX. „Der französische Abgesandte soll den „Vorzug über die andern haben, und zuerst re„den, nicht etwan wegen des Alterthums dieser „Monarchie, oder als ob ihm der Vorsitz von „Rechtswegen zukäme, sondern weil Frankreich „am meisten gelitten hat.

X. „Der Ungarische soll aus eben der Ursache, „auf ihn folgen, und so die andern, bis auf den „König von Preussen.

XI. „Der französische Minister soll in dem „Tone eines Bittenden reden; der Ungarische in „einer demüthigen Stellung; der Rußische seuf„zen; der Churfürstl. Sächsische weinen; aber die „Stimme des Preusischen Ministers soll kühn „und gesetzt, des Englischen Gesandten seine, „deutlich und entscheidend seyn.

XII. „Der Agent von Versailles soll in hal„ben Nachthabit; der Wiener Bothschafter oh„ne allen Putz seyn; der Pohlnische Gesandte in „Trauer gehen; der Preusische Montur anha„ben; der Moscovitische als ein Finanzier geklei„det seyn. Blos der Englische Abgesandte soll in „großer Galla erscheinen.

XIII. „Man soll auf diesem Congreß von kei„ner andern Sache sprechen, als von der, um „welcher willen man sich versammlet.

XIV. Den Westphälischen Tractat zu nennen, „soll verboten seyn.

XV. „Die Ausdrücke Schadloßhaltung, Ver„gütung ſollen nicht aus dem Munde der Bevoll„mächtigten Miniſter kommen.

XVI. „Inſonderheit ſoll man ſich nachſtehen„der Redensarten enthalten: **der König, mein „Herr, wills ſo haben; dieſes iſt der letz„te Entſchluß des Monarchen, deſſen Ge„rechtſame ich vertheidige;** oder dieſer „Worte: **ich begebe mich hinweg, wo„ferne man darauf beſtehet; ich prote„ſtire gegen dieſen Artikel; ich breche die „Unterhandlungen ab; ich kann unter kei„nen andern Bedingungen unterzeichnen.**

XVII. „Die Privatbeſuche und beſondere Un„terredungen, ſollen den Miniſtern, ſo lange die „Unterhandlung dauern wird, unterſagt ſeyn. „Der Engliſche Geſandte ſoll nicht mit dem Preuſ„ſiſchen umgehen; der Franzöſiſche nicht den Un„gariſchen beſuchen.

XVIII. „Der Burgunder und Champanger„wein, ſind gänzlich verboten. Die Botſchafter „ſollen nichts, als einen leichten weißen Rhein„wein trinken, deſſen Dünſte dem allgemeinen „Frieden keinen Nachtheil bringen können.

XIX. „Den Abgeſandten ſoll nicht erlaubt „ſeyn, große Gaſtereyen zu geben, die Nacht mit „Charten- oder Würfelſpiel hinzubringen, noch „auch die Damen zur Mahlzeit einzuladen, bis „der Tractat unterſchrieben iſt.„

Ende des erſten Theils.

Digitized by Google